Fußreise durch Italien und Sizilien.

Von

J. Baumann,
Professor der Naturgeschichte in Luzern.

Zweiter Band.



Fußreise
durch
Italien und Sizilien.

Von

J. Baumann,
Professor der Naturgeschichte in Luzern.

Zweiter Band.



Luzern.
Verlag von Xaver Meyer.
1839.

Luzern, gedruckt in der Meyer'schen Buchdruckerei.

Inhalt.

I.

Mittheilungen aus Neapel.

Parthenope ragt so schön am Seestrand empor,
Umspannt den berauschten Sinn mit stahlfestem Netz,
Läßt fließen des Lebens Bäche
Aus ihren goldnen Quellen.

Platen.

Mittheilungen aus Neapel.

1.

Im Halbzirkel umher, an dem lachenden Golf entlang,
Unabsehlich benetzt von dem blaulichen Wogenschwall,
Liegt von Schiffen und hohen Gebäuden ein weiter Kreis,
Wo sich zwischen die Felsenklüfte des Bacchus Laub
Drängt, und stolz sich erhebt in die Winde der Palmschaft.

Platen.

Neapel liegt im Mittelpunkte eines tiefen, halbkreisförmigen Meerbusens, an dessen Eingang die Inseln Capri, Ischia und Procida auftauchen, während im Westen das malerische Vorgebirge Posilippo, im Osten der rauchende Vesuv, und mehr südlich die felsigen Gestade von Sorrent sich erheben. Die Stadt selber steigt am Ufer amphitheatralisch empor am südlichen und östlichen Abhange einer Anhöhe, von welcher das feste Kastell St. Elmo herabschaut.

Das Klima ist so mild, daß zu allen Zeiten des Jahres Früchte reifen. Die Bäume behalten ihr Laub bis tief in den Winter. An den Nußbäumen,

Buchen und Linden sieht man noch im November, an den Apfelbäumen, Feigenbäumen, Ulmen und andern noch zu Ende Dezembers einen reichen Schmuck von Blättern. Der Winter besteht meist nur in starken Regengüssen, die oft unter Blitz und Donner niederströmen. Die größte Kälte beträgt im Durchschnitte kaum mehr, als einen Grad unter dem Gefrierpunkt, und dieses nur während der kältesten Stunden der Nacht. Bald nach dem Neujahr beginnt schon wieder der Frühling, durch das Aufbrechen der Blüthen des Mandelbaums sich ankündigend. Während der wärmern Jahreszeit mildern frische Seewinde die Mittagshitze. Selten wird der blaue Himmel, und meist nur auf Augenblicke getrübt. Die Fruchtbarkeit des mit Asche und Salzen gedüngten und von unterirdischem Feuer erwärmten, vulkanischen Bodens ist außerordentlich. Einen Ueberfluß an Lebensmitteln, worunter die köstlichsten Früchte des Südens, bringt die „glückliche Campagna" hervor, indem oft eine dreifache jährliche Ernte den Fleiß des Landmanns lohnt.

Die Bauart der Häuser, deren die Stadt über vierzigtausend zählt, ist ganz die südliche. Die meisten sind fünf bis sechs Stockwerke hoch. Die Fenster nach den Straßen öffnen sich in Thüren und

führen auf Balkone hinaus. Die Dächer sind platt, mit niedern Brustmauern umgeben und nicht selten mit schattigen Lauben geschmückt, wo man die herrlichste Aussicht auf das Meer und den Vesuv genießt. Um nicht bei jeder Veranlassung die vielen Treppen auf und ab zu steigen, haben die Besitzer der obern Stockwerke Körbe, die sie in den Hof oder auf die Straße hinunterlassen, wenn Jemand etwas bringt oder verlangt. Auch Gemüse und allerlei andere Lebensmittel werden auf diese Weise eingekauft, ohne daß der Käufer nöthig hat, hinunter, noch der Verkäufer, hinaufzugehen. Die Straßen sind überall mit großen Lavablöcken gepflastert, und meistens sehr enge. Als Hauptstraße zeichnet der zwölfhundert Schritte lange und an dreißig Fuß breite Toledo sich aus. Er ist mit einer Menge von Pallästen geziert. Die Erdgeschoße der daran grenzenden Häuser enthalten, neben den glänzendsten Kaufmannsladen, eine Unzahl von Buden, mit Schinken, Würsten und allerlei andern, zierlich geordneten Eßwaaren angefüllt. Ungeheure Volksmassen wälzen da Tag und Nacht, gleich Meereswogen, sich auf und nieder. Eben so belebt sind die öffentlichen Plätze, deren Neapel eine Menge zählt. Nach Außen wird die ringsum offene Stadt durch sechs feste Kastelle, unter

denen das auf der Höhe gelegene St. Elmo am meisten hervorragt, gedeckt.

Unter der Menge von Kirchen zeichnet sich die Kathedrale aus. Sie ist dem heiligen Januarius, dem Schutzpatron der Stadt, geweiht, und erhebt sich an der Stelle, wo einst Apoll und Neptun ihre Tempel hatten. Die Bauart ist gothisch. Am Eingange stehen zwei Porphyrsäulen, im Innern hundert und zehn Säulen von ägyptischem Granit, Ueberreste des alten Apollotempels. Die Gemälde stammen zum Theil von berühmten Meistern. Unter dem Hauptaltar ruht der Körper des heiligen Januarius. Das Köstlichste aber, was diese Kirche für den Neapolitaner einschließt, ist das Blut dieses Heiligen, welches eine fromme Dame bei dessen Enthauptung aufgefangen. Es wird in einer Flasche aufbewahrt und stellt einen rothen, trockenen Klumpen dar, der bei außerordentlichen Anlässen flüssig wird, eine Erscheinung, durch welche der Heilige der Stadt seinen Beistand zusichert. Wenn das Wunder geschehen soll, so findet sich an den Stufen des Altars eine Schaar von Weibern ein, die Tag und Nacht da knien, beten, heulen, an die Brust schlagen, und mitunter, wenn das Blut zu lange nicht fließen will, auch schimpfen und Drohungen gegen den

Heiligen, aus dessen Verwandtschaft sie abzustammen behaupten, ausstoßen. Nach sechs oder acht Tagen fängt, in der Regel, der rothe Klumpen an flüssig zu werden, und eine heilige Wuth, die in ungestümen Prozessionen sich Luft macht, bemächtigt sich jetzt des vornehmen, wie des gemeinen Pöbels.

Wo Kastor und Pollux einst gestanden, werden Peter und Paul jetzt verehrt. Die Front der Kirche zieren die kolossalen Statuen der beiden Apostel. Unter denselben in Nischen liegen noch die verstümmelten Rumpfe des alten, treuen Bruderpaars. Unter den Gemälden im Innern der Kirche befindet sich eines, das einen brennenden Heidentempel darstellt, aus dessen Statuen eine Menge Teufel ausfahren. Der angrenzende Klosterhof enthält noch Reste des Amphitheaters, auf welchem Nero einst gesungen.

Die Maria di Piedigrotta, am Eingange der Grotte des Posilippo, ziert ein wunderthätiges Madonnabild, dessen Fest, alljährlich am achten September gefeiert, unter die größten Feste Neapels gehört. Der ganze Hof, begleitet von Truppen zu Land und zu Schiff, nimmt Theil daran, und Tausende von Menschen strömen aus der Nähe und Ferne herbei. Bei Heirathen auf dem Lande wird es sogar in den Ehekontrakt gesetzt, daß der Mann mit der

Frau alljährlich das Fest der Piedigrotta in Neapel besuchen müsse.

Im Ganzen zeichnen sich die Kirchen Neapels weder durch schöne Bauart, noch durch geschmackvolle Verzierungen aus. In allen sieht man große Kruzifixe, und fast an jedem derselben ereignet sich alljährlich irgend ein Wunder. Es sind diese Kruzifixe höchst unästhetisch aus Holz geschnitten, schwarz angestrichen und mit einem rothen oder blauen, eng anschließenden Rocke bekleidet, wodurch sie ein höchst mystisches Aussehen erhalten. Viele derselben sind noch mit Perücken geziert. Selten kommt man in eine Kirche, wo man vor diesen Bildern nicht mehrere Weiber antrifft, die da heulen und an die Brust sich schlagen. Ihr Anzug ist meistens zerrissen, und verworren flattern die rabenschwarzen Locken um die eingefallenen, blassen, verzerrten, durch Sünden entstellten Angesichter.

Unter den vielen Theatern ist bekanntlich San Carlo nicht nur das größte in Neapel, sondern nach dem königlichen Opernhause zu London auch das größte in Europa. Es hat sechs Reihen von Logen, und ist im Innern ungemein reich verziert. Besonders verursachen bei voller Beleuchtung desselben die vielen und großen Spiegel einen für das Auge eher

schmerzlichen, als ergötzlichen Glanz. Es werden darin nur Opern und Ballete gegeben, die mit unbeschreiblicher Pracht ausgeführt werden. Für das Schauspiel ist das Teatro Fiorentino bestimmt. Die Stücke, welche ich darin gesehen, waren meist Uebersetzungen aus dem Französischen. Unter den vielen kleinern ist das Theater Carlino das besuchteste. Da reißt der Policinell, der Lieblingscharakter der Neapolitaner, der nirgends, selbst bei kirchlichen Festlichkeiten nicht fehlen darf, seine Witze. Diese Witze arten aber oft in die beißendste Satyre auf die Zuhörer aus. Ein Lustspiel unter dem Titel „Zwei Lebende, die man todt geglaubt“ ist das glänzendste, was ich je in dieser Art gehört. Nebst den eigentlichen Theatern stehen auf allen Plätzen, besonders aber auf dem Molo oder Hafendamm noch eine Menge kleiner, tragbarer Bühnen, wo vom frühen Morgen bis spät in die Nacht mit Puppen gespielt wird, und wo der Policinell gerne mit einem Mönch auftritt und an diesem seine Witze übt.

Den Wissenschaften ist das ehemalige Jesuitenkollegium eingeräumt. Die Universität, schon im Jahre 1224 gestiftet, hat zahlreiche Lehrstühle für alle Fächer, soll aber dennoch blutwenig leisten. Unter den Professoren, die ich kennen gelernt,

zeichnen Monticelli und delle Chiaje so wohl durch Kenntnisse, wie durch Liebenswürdigkeit im Umgange sich aus. Der letztere hat durch die Fortsetzung von Poli's Werken, so wie durch verschiedene andere Schriften den Ruhm eines gründlichen Naturforschers sich erworben. Ich vernahm manche bittere Klage, wie die Regierung für die Wissenschaften nicht nur nichts thue, sondern, um ja alle Förderung derselben zu unterdrücken, auf fremde Bücher einen so großen Eingangszoll gelegt habe, daß man sich unmöglich etwas anschaffen könne. Auch die Besoldungen der Lehrer sind so gering, daß keiner dadurch ermuntert werden könnte, etwas Rechtes zu leisten. Es scheint also, man suche durch alle Mittel, dem verhaßten Lichte der Kenntniß den Eingang zu verhindern.

Die Bibliothek der Universität ist ziemlich groß, liegt aber im Staube da. Das Naturalienkabinet enthält, außer den verschiedenen Lavaarten des Vesuvs, wenig Ausgezeichnetes. Die zoologische Sammlung besteht größtentheils aus elender Waare. Die wenigen Säugethiere und Vögel sind fast eckelhaft anzusehen, die Fische mit Bändern von allerlei Farben an ihre Gestelle geheftet und mit bunten Maschen geziert, die Conchylien meistens zu einer Mosaik

auf Tafeln geleimt, alles nach ächt neapolitanischem Geschmack. Schön dagegen ist der botanische Garten. Er liegt am östlichen Ende der Stadt, an der Straße nach Rom, wurde im Jahr 1818 gegründet und enthält schon über zehntausend verschiedene Pflanzenarten. Im Schatten seiner zierlich angelegten Laubengänge findet auch der Spaziergänger seine angenehmen Stunden.

Die Kunstschätze bewahrt der Pallast der Studien, ein prachtvolles, mit Bildsäulen aus dem alten Cumä geziertes Gebäude. Im Erdgeschoße befindet sich die Maler- und Bildhauerakademie, während die obern Stockwerke die herrlichen Sammlungen von Statuen, Gemälden, Vasen und andern Gegenständen, nebst einer ungemein zahlreichen Bibliothek enthalten. Alle Alterthümer, welche in Herkulanum und Pompeji aufgefunden worden, schaut man hier vereinigt. Besonders ziehen die von den Mauern in Pompeji abgelösten Freskogemälde durch ihre frische Farbenpracht das Auge auf sich, und der Beschauer wird seltsam ergriffen von dem Gedanken, daß diese heitere Welt, voll Leben und Bedeutung, aus einem so langen Grabe erstanden sein soll. Aber auch die vielerlei Geräthschaften und Schmuckwaaren

aus jenen verschütteten Städten gewähren einen höchst interessanten Blick in das häusliche Leben und Treiben der Alten, welches von dem unsrigem bei weitem nicht so verschieden war, wie Viele glauben möchten.

In der Nähe der Studien erhebt sich das prachtvolle Armenhaus, mit seinen Marmortreppen und Marmorhallen mehr einem Pallaste gleich sehend. Es wurde von Karl dem Dritten für Hülfsbedürftige des ganzen Reiches gestiftet und mit einem Aufwande aufgeführt, welcher das Sprichwort veranlaßte: „König Karl habe sich arm gebaut, um die Bettler zu Königen zu machen.“ Bevor es nur zur Hälfte vollendet war, hatte es schon über eine Million Dukati, ungefähr zwei Millionen Gulden, gekostet. Der ursprüngliche Zweck war, in ihm eine Pflanzschule zur Industrie zu gründen, indem kein Müßiggänger darin geduldet werden, sondern jeder Aufgenommene ein Handwerk erlernen sollte. Daß dieser schöne Zweck erreicht worden, möchte man bezweifeln, wenn man die Menge der Bettler in den Straßen Neapels sieht.

Andere Versorgungsanstalten besitzt Neapel in den zahlreichen Frauenklöstern. Die einen, wie Spirito Santo, nehmen weibliche Kinder von Freu=

denmädchen auf, erziehen dieselben und steuern zur Ehe sie aus. Andere nehmen um solche Töchter sich an, die in einer zu wenig bewachten Stunde ihre Unschuld eingebüßt, während wieder andere denjenigen eine Zuflucht gewähren, die, nach dem Beispiele der heiligen Magdalena, für ein sündenvolles Leben vor dem Tode noch Buße thun wollen. Auch die vielen Männerbruderschaften, besonders die der Adeligen, haben meist sehr edle Zwecke. Ueberhaupt herrscht in Neapel unter den vornehmern Klassen der Wohlthätigkeitssinn in einem Grade, wie kaum anderswo, aber er bringt keine wahren Früchte, weil der Saame meist auf schlechten Grund ausgesäet wird.

Unter den vielen Spitälern zeichnet sich das der Unheilbaren aus. Es wurde von einer adeligen Dame im Jahre 1521 gestiftet und durch die Freigebigkeit, welche durch ganz Italien für dergleichen Anstalten sich kund gibt, bald so gehoben, daß es gewöhnlich zwölfhundert bis fünfzehnhundert Personen ernährt. Seine jährliche Einkünfte betragen über hunderttausend Dukati. Es wird aber höchst unreinlich gehalten, was in einem so warmen Klima doppelt nachtheilig wirkt. Derselbe Schmutz herrscht auch in dem großen Spitale auf Trinita, wo besonders die Wohnungen der Syphilitischen höchst erbärmlich

sind. Die Besuche, die ich in diesen Spitälern machte, haben mich jedesmal mit Eckel erfüllt. Auch in der Behandlung der Kranken ist mir Manches sehr aufgefallen. So trat ich unter anderm einmal an ein Bett, in welchem ein junger, kräftiger Bursche im Delirium lag. Sein glühender Kopf war mit langen, schwarzen, mit Ungeziefer angefüllten Haaren bedeckt. Auf meine Frage, warum man dem Kranken die Haare nicht abschneide und keine Ueberschläge auf den Kopf ihm mache, erwiederte mir der behandelnde Arzt, daß man solches nur thun könnte, wenn man den Patienten augenblicklich tödten wollte. Es mag indessen diese sonderbare Ansicht nur in dem betreffenden Arzte gelegen haben, denn ich habe in Neapel treffliche Aerzte kennen gelernt, die einer solchen Idee nicht huldigten. Als ich am andern Morgen wieder in den Spital kam, war der arme Bursche, trotz seiner langen Haare und vielen Läuse, todt.

Zu den vielen Merkwürdigkeiten Neapels gehören auch die Katakomben. Sie liegen hinter dem Pallaste der Studien in dem Berge, an welchen die Stadt gegen Norden sich anlehnt, und auf welchem der Capo di Monti, mit einem unvollendeten königlichen Schlosse, sich erhebt. Der Haupteingang in dieselben

ist bei der Kirche St. Gennaro. Sie bilden ungeheure, mehrfach über einander liegende Höhlungen, aus denen man das Baumaterial zur Stadt genommen, und die später den ersten Christen zum Zufluchtsorte gegen die Verfolgungen, so wie zum Begräbniß ihrer Todten gedient haben sollen. Sie laufen in verschiedenen Richtungen fort, und einige derselben sollen sich bis Capua erstrecken.

2.

Das Land der Reize, Lust und üppigen Fülle
Bringt ähnlich die Bewohner auch hervor.

Tasso.

Neapel zählt ungefähr vierhundert und fünfzigtausend Einwohner. Darunter sind über dreitausend Mönche, zweitausend Weltpriester und fünfthalbtausend Nonnen. Die Männer sind meistens groß und schön, die Frauen hingegen klein, aber sehr niedlich und üppig gestaltet. Die Gesichtsfarbe der letztern ist im Allgemeinen bräunlich, der Haarwuchs sehr reich, das Auge groß, schwarz, brennend, der Blick sinnlich verlangend. Auch hier sind unter den gemeinen Frauen die schwarzen Mäntel mit Capuzen sehr üblich.

Der Charakter des Neapolitaners läßt sich nicht so leicht mit ein Paar Worten bezeichnen, wie viele Reisende dieses thun zu können geglaubt haben. Allerdings scheinen Gutmüthigkeit, Leichtgläubigkeit und Heiterkeit Grundzüge desselben zu sein, aber oft brechen wieder Erscheinungen hervor, die zu diesen Grundzügen durchaus nicht passen wollen. Das Wesen des Neapolitaners äußert sich gar häufig in Widersprüchen, die nur in einem Gemüthe, das der leiseste Eindruck von Außen zu bewegen vermag, ihre Lösung finden. Du kannst dich über ihn lustig machen, und er lacht freilich dazu, aber aus seinem Auge blickt nur zu deutlich etwas hervor, das an Rache erinnert. Abergläubisch im höchsten Grad, wirft die leiseste Ahnung eines bevorstehenden Uebels zu den Füßen seiner Heiligen ihn nieder, aber kaum fühlt er sein Herz erleichtert, so überfließt sein Mund von Spott auf das, was er so eben in tiefster Zerknirschung angebetet. Er ist heiter bis zur Ausgelassenheit, aber mitten im Taumel der wildesten Freude wird sein Blick oft plötzlich düster, als hätt' es ihn an etwas Grauses gemahnt. Seine Wuth kennt keine Schranken; er stößt den Dolch in die Brust des Freundes, kann aber auch des Verröchelnden Lippen wieder küssen. Grausam, wie ein

Tiger, gegen Menschen und Thiere, bebt er doch bei dem leisesten Widerstand zusammen; ich habe die stärksten Lazzaroni vor einem Hündchen, das sie mit Steinen warfen, zusammenschrecken gesehen, wenn dieses nur murrend sich umkehrte. Betrügerisch in solchem Grade, daß selbst die übrigen Italiener darüber sich beklagen, sind mir doch Beispiele bekannt, daß Fischer auf dem Markte mir sagten, sie hätten mich früher überfordert, ich solle ihnen künftig nicht mehr so viel bezahlen. Die Sucht, alles zu übertreiben, artet beim Neapolitaner, den Alfieri so bezeichnend „Meister im Schreien“ heißt, jeden Augenblick ins Lächerliche aus, besonders wenn er etwas zum Kaufe ausbietet. Sein ganzer Körper ist Sprachorgan, und mehr als Zunge und Lippen, sagen Kopf, Hände und Finger, besonders in Herzensangelegenheiten. Seine Liebe ist ein verzehrendes Feuer, das nicht ruht, bis alles Mark verbrannt ist; suche nicht, sie mäßig genießen zu lehren, damit sie in dir nicht das Angebetete opfere. Seine Religion endlich ist ein bloßes Formenwesen, das nur in lärmenden Prozessionen und allerlei glänzendem Pomp sich gefällt.

Aber bei all diesem sonderbaren Gemisch von Freude und Furcht, von Demuth und Hohn, von

Liebe und Haß, findet man den Neapolitaner im Umgange dennoch höchst liebenswürdig. Er ist gesellig, fröhlich, freundlich, und gegen den Fremden jederzeit höflich und dienstfertig. So viel du auch fragst, er wird nie müde, über alles, so weit sein Wissen reicht, den gewünschten Aufschluß zu ertheilen. Er begleitet dich, bis du nicht mehr irren kannst, und bleibt noch stehen und schaut dir nach, um sich zu überzeugen, ob du ihn auch richtig verstanden. Und wie im öffentlichen, so zeigt er sich auch im häuslichen Leben. Ist man in einem Hause nur einmal gewesen, so wird man das andere Mal schon wie ein Glied der Familie betrachtet. Alle lästigen Zeremonien fallen weg, du bist der Vertraute, und man nennt dich nur bei deinem Taufnamen, dem noch das herzliche „Caro mio“ vorangesetzt wird, das besonders vom Munde der Frauen so lieblich klingt. Die Gastfreundschaft des Neapolitaners kennt keine Grenzen, so oft man kommt, ist man willkommen und nimmt Theil an Allem. Du findest bei ihm aber wenig Luxus, außer an gewissen Tagen, wo alte Sitte es erheischt. An solchen Tagen wird dann auch der Becher reichlicher gefüllt, sonst wird im Trinken die größte Mäßigkeit beobachtet; wer mit einem Rausch über die Straßen wandelt,

ist sicher ein Deutscher oder ein Engländer, oder dann ein Mönch. Musik und Gesang sind Lieblingsunterhaltungen, die dem Neapolitaner nirgends fehlen dürfen. In seiner Brust selbst wogt ein ewiger Quell von Poesie, der augenblicklich hervorsprudelt und alles überströmt.

Eine zahlreiche Klasse der Einwohner Neapels macht der Adel aus, der auch hier wieder, wie in Sizilien, mit allerlei hochtönenden Titeln prunkt. Er besitzt, nebst der Geistlichkeit, fast alle liegenden Güter und bekleidet auch alle höhern Beamtenstellen, obwohl seine Kenntnisse im Allgemeinen äußerst dürftig sein sollen. Die Söhne erhalten in geistlichen Kollegien, die Töchter in Frauenklöstern ihre Erziehung. In den Pallästen herrscht große Pracht, die auch im öffentlichen Leben durch zahlreiche Bedienten und glänzende Equipagen sich kund giebt.

Nach dem Adel folgt die höhere und niedere Geistlichkeit, die ungefähr den vierzigsten Theil der Bevölkerung ausmacht. Ihre Einkünfte sind so groß, daß jeder Neapolitaner, wie darüber angestellte Berechnungen zeigen, jährlich zwei Dukati an dieselben zu entrichten hat. Sie hat sich, wie überall, in den Besitz der schönsten Ländereien zu setzen gewußt, und übt dadurch, daß die Erziehung völlig in ihren Händen

ist, den größten Einfluß auf das Volk aus. Auch wissen die Mönche der verschiedenen Orden so gut, wie die vertriebenen Söhne des Lojola, in die Angelegenheiten der Familien sich einzumischen und allerlei Lebens- und Liebesgeschichten anzuspinnen, die nicht selten einen höchst traurigen Ausgang nehmen. Im Allgemeinen werden die Weltgeistlichen als fromme und ehrliche Männer gerühmt, hingegen übersteigt die Unwissenheit, die man bei denselben antrifft, alle Vorstellungen. Ihre Besoldungen sind im Ganzen aber auch so schlecht, daß man mit Recht nichts Besseres von ihnen erwarten kann.

Eine besondere Klasse machen auch die Paglietti oder Advokaten aus. Ihre Zahl, wenn auch von manchen Reisenden sehr übertrieben angegeben, beläuft sich doch auf fast dritthalbtausend, so daß etwa auf dreißig Familien immer ein Advokat kommt, während die Anzahl der Aerzte, Chirurgen und Apotheker kaum auf zwölfhundert steigt. Die in Neapel ganz eigenthümliche Sitte, daß in den meisten Häusern, die Familienpalläste ausgenommen, jedes Stockwerk auch wieder seinen besondern Eigenthümer hat, soll eine so reichliche Quelle zu Streit und Hader sein, daß jenes Heer von Advokaten immer vollauf Beschäftigung habe.

Die Mittelklasse des Volkes ist thätig und fleißig. Vom frühen Morgen bis spät am Abend sieht man sie bei ihren Gewerben, die sie mit großer Geschicklichkeit ausüben. Fast alle Handwerke werden auf der offenen Straße betrieben. Schneider, Schuster, Tischler, alle arbeiten im Freien, so daß die engen Gassen oft ganz von ihnen angefüllt sind. Dabei sind die Leute heiter und fröhlich.

Eine ausgezeichnete Klasse bilden die vielbeschriebenen Lazzaroni. Ihre Anzahl belauft sich auf mehrere Tausende. Es sind meistens schön gestaltete Männer, voll Lebhaftigkeit in Blick und Geberden. Ihre Kleidung besteht in Hosen, Hemd und einer gestreiften Jacke, welche letztere sie aber nur über die Schulter geworfen tragen. Die Füße sind blos, der Kopf gewöhnlich mit einem spitzigen Strohhute bedeckt. Sie sind vielleicht die sorglosesten und genügsamsten Menschen auf Erden. Untrübbare Heiterkeit ist der Grundzug ihres Wesens. Sie halten auf öffentlichen Plätzen, am Hafen, und überall da sich auf, wo sie durch irgend ein augenblickliches Geschäft für Fremde oder Einheimische einige Gran oder Kreuzer zu verdienen hoffen. Sind diese gewonnen, so ist ihr Lebensunterhalt wieder für einen Tag gesichert, und für den folgenden bekümmern sie sich

nicht, sondern stehen zusammen, spielen oder legen sich schlafen. Oft gerathen sie unter sich in Streit, ein fürchterlicher Lärm erhebt sich plötzlich, die Augen sprühen Flammen, die Lippen werden blaß, jetzt werden sie einander packen und erwürgen, aber — eine Verwünschung, durch die Zähne gemurmelt, und eine krampfhaft geballte Faust, und alles ist wieder aus. So schnell es entbrannt, ist das Feuer auch wieder erloschen; nur höchst selten kommt es zu Thätlichkeiten. Im Auslande allgemein für Diebe und Mörder verschrien, sind sie der Mehrzahl nach ehrliche Leute. „Trage mir diese Gegenstände in die Straße Cavallarizza, Nummer achtzehn, und komm dann wieder hieher um deinen Lohn zu holen!“ redete ich oft den Erstbesten aus ihnen an, und nie wüßte ich mich zu erinnern, daß mir etwas entwendet worden, obgleich die übergebenen Gegenstände meist zehnmal theurer hätten verkauft werden können, als die zu erwartende geringe Belohnung war. Ich habe später an den Ufern der Ostsee und Nordsee, so wie an den englischen und französischen Küsten viel mehr Ursache gefunden, über Untreue zu klagen, als je unter den verschrienen Lazzaroni im Golf von Neapel.

Eine nicht geringe Klasse unter den Bewohnern Neapels bilden auch die Bettler. Man sollte glauben,

eine Stadt, die so enorme Summen für die Armen verwendet, und so glänzende Versorgungsanstalten besitzt, müßte keinen Gassenbettel haben. Aber man täuscht sich; die Zahl solcher Bettler ist im Gegentheil sehr groß. Glaubwürdige Männer haben mir versichert, daß über fünftausend Menschen in Neapel kein Obdach haben, und nur vom Bettel sich nähren. Die Lazzaroni sind darunter nicht begriffen, denn diese bewohnen, gegen einen jährlichen kleinen Miethzins, mit ihren Familien die dunkeln Gewölbe der Palläste und Häuser, und betteln nicht, indem sie täglich einige Gran zu verdienen wissen. Die Bettler aber arbeiten nichts, sondern liegen halbnackt und voll Schmutz auf den Straßen umher, vorzüglich im Toledo, auf den öffentlichen Plätzen und wo sie hoffen, durch einen Knochen oder einen Gran ihr faules Leben wenigstens für den nächsten Augenblick zu fristen. Man sieht darunter viele alte Männer, aber oft auch kräftige Leute, die, wie bereits bemerkt, nicht das beste Zutrauen zu einem glücklichen Fortgang der Pflanzschule für Industrie im Armenpallaste einflößen.

Daß endlich in einer Stadt, wie Neapel, auch Diebe wohnen, ist leicht begreiflich. Es sind aber nicht so gemeine Schelmen, die Schlösser aufbrechen, und dadurch, wenn auch nicht die Menschen, doch

wenigstens die Ratten aufschrecken, sondern die auf feine, mitunter höchst spaßhafte Weise zu anderer Leute Eigenthum zu gelangen wissen. Indessen hat die Regierung durch kräftige polizeiliche Maßregeln dem Gewerbe schon vielen Einhalt gethan, und es gereicht ihr zur Ehre, unter so viel Schlechtem doch auch etwas Gutes bewirkt zu haben. Aber wird es ihr je gelingen, die Tausende der Lazzaroni zu arbeitsamen Menschen zu machen, den Bettel aufzuheben und die Lust zum Stehlen zu vernichten, so lange sie noch der Ansicht huldigt, Bildung und Erkenntniß des Volkes führe zum Umsturz des Thrones, hingegen Mehl, Galgen und Prozessionen — Farina, Furca, Festini, wie das Sprüchwort sagt — halte den Pöbel in Respekt!

3.

> Wohl manche Ecke, manches Haus
> Schmückt der Madonna Bildniß aus,
> Da stellen sie sich dann davor
> Und lassen's klingen an das Ohr.
>
> Th. Hell.

Neapel wird jetzt mit jedem Tage bunter, denn es naht das Fest der Weihnachten. Schon seit vierzehn Tagen sind die Pfifferari da und musiziren vor

den Madonnabildern. Die Früchtehändler, besonders im Toledo, haben bereits angefangen, ihre Buden auszuschmücken. Auch die Blumenhändler binden schon fleißig an ihren Sträußen. Alles verkündet die baldige Ankunft des Kindleins in der Krippe.

Die Pfifferari oder Pfeifer sind Hirten aus den Abruzzen. Sie kommen in Neapel ungefähr vier Wochen vor Weihnachten an, um den Heiligenbildern Musik zu machen. Gewöhnlich sind ihrer zwei beisammen, ein Alter mit einem Dudelsack und ein Junger mit einer Schalmei. Zuweilen gesellt sich noch ein Knabe mit einem Dreiangel zu ihnen. Sie haben schon ihre bestimmten Häuser, wo sie blasen müssen. So wie sie vor das Haus, in die Butik oder in das Zimmer treten, wo das Madonnabild sich befindet, zündet der Patron die Kerzen an, und das Spiel beginnt. Der Dudler bläst an einem fort, während die Schalmei ihn nur abgebrochen begleitet. Es ist immer und überall dieselbe Weise, die ungefähr zehn Minuten dauert. So ziehen die Pfeifer von Haus zu Haus, täglich zweimal, Morgens und Abends. Die Musik, so eintönig sie ist, und so häufig man sie in allen Gassen auch hört, hat doch immer einen seltsamen Eindruck auf mich gemacht. Es liegt darin etwas, das an die einfache, aber tief ergreifende

Weise des Alpenhornes erinnert, und oft konnt' ich bei ihr auf die Berge der Heimath mich träumen. Während des Musizirens tragen die Pfeifer den Hut unterm Arm und blicken andächtig auf das Bild, als wollten sie aus dem Angesichte der Heiligen lesen, ob ihr das Spiel auch wohlgefällig sei. Der Patron und sein Gesinde hingegen benehmen sich meist höchst gleichgültig dabei, und mehrmals hab' ich gehört, daß die Pfeifer nach der frommen Melodie auch noch eine lustige anstimmen mußten. Ist die Weihnacht vorüber, so erhalten die Pfeifer ihren Lohn und kehren damit vergnügt wieder in ihre Berge zurück.

Die Raketen zischen in Menge auf und ziehen lange Feuerstreifen durch die Luft — die Weihnacht ist angekommen. Ein unbeschreibliches Gedränge von Wagen und Fußgängern füllt den Toledo. Die Früchteladen sind aufs glänzendste ausgeschmückt. Feigen, Rosinen und Mandeln sind in flachen Kästchen so an einander gereiht, daß sie durch ihre verschiedenen Farben allerlei bunte Zeichnungen bilden. Kästchen an Kästchen, jedes mit andern Bildern, überdecken einen weiten, schief aufsteigenden Hintergrund, vor welchem eine Fülle der köstlichsten Früchte aufgehäuft liegt. Den Vordergrund schmücken zier=

liche Façaden, wo duftende, mit Trauben, Orangen und Kürbisen behängte Guirlanden von Säule zu Säule sich schlingen, während auf umleuchteter Pyramide das schmucke Christuskindlein thront. Tausende von Pechpfannen, Fackeln und Lichtern erhellen die lange Straße, und besonders dringt aus den Glasladen, wo rothe und blaue Bänder durch die Reihen von schimmerndern Gläsern sich schlingen, ein blendender Glanz. Mit Wohlgefallen verweilt das Auge auf diesen kindischen Werken eines flitterliebenden Volkes, das Ohr hingegen vernimmt mit Schmerz das grelle Geschrei, womit die bunte Waare der wogenden Menge zum Kauf angepriesen wird. Am wildesten ist der Tumult in der Strada St. Brigida, wo die Capidoni und Ceffali, zwei Fischarten, die an Weihnachten jeder ächte Neapolitaner essen muß, verkauft und gekauft werden. Die erstern, eine Art von Aal, kommen aus den Seen der Abruzzen, und werden oft so gesteigert, daß das Rottel, ungefähr ein Pfund, mit fünf Dukati bezahlt wird.

Die zweite Stunde der Nacht hat geschlagen, und in den Gassen ist alles leer und still, nur einige nakte Bettler liegen noch vor den Speiseladen oder schleichen gespensterartig umher. Wo sind die Hunderttausende so plötzlich hingekommen? Sie sind in

ihre Säle, Zimmer und Höhlen gegangen und sitzen jetzt dort beim Weihnachtabendschmaus. Er besteht aber blos aus Fastenspeisen, die da sind Minestra verda, Maccaroni, Salat von Pfefferoni, Capidoni, auf mancherlei Weise zubereitet, Ceffali, Kastanien und dergleichen. Man ißt, schwatzt und trinkt, und läßt auch den Bettelmönchen, die nunmehr Weinsammler geworden, ihren Theil zukommen. Es wird Mitternacht, wer müde ist, legt sich schlafen, diejenigen aber, welche noch munter sind, machen Bambini oder Christuskindlein, bis gegen Anbruch des Tages und gehen dann zur Messe. Um Mitternacht selbst besuchen Wenige die Kirchen, weil wegen vielem Mord und Unfug, die früher bei dieser Gelegenheit verübt worden, nur drei derselben geöffnet werden dürfen.

Am Heiligentag Mittag ist wieder große Mahlzeit, wozu man sich gegenseitig einladet. Nun aber sind, mit Ausnahme der Maccaroni, die niemals fehlen dürfen, alle Gerichte von Fleisch, und an die Stelle der fetten, öligen Capidoni sind die welschen Hühner getreten. Man ißt und trinkt bis zum Anbruch der Nacht, besucht dann die Theater, die jetzt wieder geöffnet sind, und bleibt darin bis Mitternacht. Nachher setzen sich die Männer vor dem

Schlafengehen noch eine oder zwei Stunden in's Kaffee.

Am Tag nach Weihnachten ist wieder großes Fest. In der Kirche Santa Maria del Carmine hängt eines jener schon früher beschriebenen Kruzifixe, dem auf wunderbare Weise die Haare wachsen, so daß dieselben alljährlich abgeschnitten werden müssen. Die Kirche steht am Marktplatze und soll aus dem Lösegeld erbaut worden sein, womit die unglückliche Mutter Konradins zu spät angekommen, um das Leben des geliebten Sohnes aus den Händen des blutdürstigen Karl von Anjou zu erkaufen. Das wunderthätige Kruzifix hängt am Schwiebbogen der Kirche. Schon hat eine ungeheure Menge Volks aus allen Klassen auf dem großen Platze sich versammelt, und die Kirche ist so angefüllt, daß kaum mehr für die hohen Magistratspersonen, die dem Feste jedesmal beiwohnen müssen, Raum darin vorhanden ist. Eine Abtheilung Militär hält die tobenden Haufen, wenn auch nicht in Ordnung, doch wenigstens vor groben Ausschweifungen zurück. Unter dem Kruzifix ist ein hohes Gerüste aufgeschlagen, zu welchem oben ein Gang aus der Mauer hinleitet. Ein dunkelgrüner Vorhang verhüllt das geheimnißvolle Bild. Am Hochaltare steht der Oberpriester

mit seinen zahlreichen Dienern, harrend des hohen Magistrates. Die Trommeln wirbeln, der Lärm vor und in der Kirche vermehrt sich, die Erwarteten treten unter militärischer Bedeckung ein und nehmen Platz in den mit reichen Tüchern bedeckten Stühlen. Jetzt beginnt das Hochamt, und die Priester und Gehülfen, welche die Zeremonie der Haarabschneidung zu verrichten haben, betreten ernst und feierlich das Gerüste, während Aller Augen auf den mystischen Vorhang gerichtet sind. Er geht endlich auf, das Kruzifix hängt mit beschnittenen Haaren da, der Priester am Altar ertheilt seinen Segen, die Andächtigen in und außer der Kirche brüllen ihr „E viva!“ und strömen, mit Ablaß reichlich beschenkt, tumultuarisch auseinander.

Der erste Sontag nach Weihnachten ist zum Besuche der Krippen bestimmt. Es sind dieses bildliche Darstellungen der bei der Geburt unseres Heilandes vorgefallenen Szenen. Dergleichen Krippen werden in vielen Häusern aufgestellt, und es giebt solche, die aus mehrern hundert Figuren bestehen, welche nicht selten durch Schönheit im Ausdruck und Reichthum im Schmucke sich auszeichnen. Auch hier spielt der Policinell wieder seine Rolle, gewöhnlich irgendwo vor einer Kantine oder Weinschenke, unter einem

Trupp lustiger Leute. Die schönste und reichste dieser Krippen wird auf Trinita de' Spagnoli aufgestellt. Sie gehört einem Geistlichen, der sie von Jahr zu Jahr durch Geschenke immer noch verschönert. Sie hat viele hundert Figuren, von denen manche höchst ausdrucksvoll sind. Das Ganze wird auf mehrere tausend Dukati geschätzt. Der Andrang des Volkes zu derselben ist so groß, daß eine eigene Wache dazu beordert werden muß, um Ordnung zu halten.

Als wir nach Besichtigung dieser Krippe wieder in den Toledo einlenkten, begegnete uns eine lange Prozession von bettelnden Nonnen. Dergleichen Züge wandeln fast täglich, unter Gesang, durch alle Straßen. An der Spitze geht ein Laienbruder mit einer großen Sammelbüchse, um die Gaben in Empfang zu nehmen. Um solche zu erhalten, bedienen sie sich verschiedener Reizmittel. Der Zug, so uns heute begegnete, ließ sich ein kolossales Muttergottesbild nachtragen. Die Statue trug eine ungeheure Alongeperücke auf dem Kopfe, während ein prächtiger, modern zugeschnittener Rock den Leib bedeckte. In der Rechten hielt sie eine enorme Feder, in der Linken ein großes, aufgeschlagenes Buch, um anzudeuten, daß sie bereit sei, jede Gabe sogleich in das Protokoll des Himmels einzuzeichnen. Dem Zuge

folgte eine Schaar lärmender Buben mit Castagnetten, zwischen den Gesang der Nonnen klappernd und "E viva!" brüllend.

Wir lenkten in die lange und schöne Straße der Chiaja ein, und begegneten da einem Leichenzuge. Es war ein Adeliger, der vom Leben Abschied genommen hatte und zu Grabe getragen ward. Voran ging ein Tambour mit gedämpfter Trommel. Ihm folgten ein Dutzend Männer in schwarzen Mänteln, jeder ein schwarzes Fähnlein tragend, auf welchem der Anfangsbuchstabe vom Geschlechtsnamen des Verstorbenen angeheftet war. Hinter diesen trug man den Sarg, begleitet von der Brüderschaft der Adeligen, die, vermummt und mit Kerzen in den Händen, paarweise der Leiche nachzogen.

Die Fähnleinträger, welche bei allen Begräbnissen erscheinen, bilden eine besondere Gesellschaft, die aus alten, invaliden Bedienten besteht. Die Fähnlein erhalten sie, beim Austritte aus dem Dienste, von ihren Herrschaften. Je nach der Bezahlung, die im Allgemeinen höchst gering ist, erscheinen sie auch in verschiedenen Anzügen. Für zehn Gran kommen sie in einem blauen Mantel und ohne Fähnlein; für fünfzehn Gran in dem gleichen Mantel, aber mit einem Fähnlein; für zwanzig Gran ziehen sie über

den blauen Mantel noch einen schwarzen an, wie wir sie heute gesehen.

Die meisten Todten werden in den Gewölben unter den Kirchen bestattet; nur das Spital der Unheilbaren hat einen eigenen Gottesacker außerhalb der Stadt. Die Leichen werden in Nischen gestellt, wo sie schnell mumienartig eintrocknen. Die langen Reihen dieser vertrockneten Todten, vom Säugling bis zum Greisen, bieten, wenn man diese stillen Gewölbe betritt, einen seltsamen Kontrast zu dem lärmvollen Leben droben in den Straßen.

4.

Neapolis! von zweien Meeren
Stets betäubt dich Wogenbrand,
Eins in dir von Menschenheeren,
Draußen eins an deinem Strand.

Rückert.

Es giebt kaum eine Stadt, wo das öffentliche Leben so viele bunte Szenen darbietet, wie in Neapel. Wohin du immer dich wendest, auf allen Plätzen und in allen Gassen herrscht Tag und Nacht der Tumult des Volkes. Das milde Klima lockt Alle hinaus unter den fast ewig heitern Himmel. Man treibt sein Gewerbe, ißt, trinkt, spielt und schläft auf der

Gasse. Tausende kennen kein anderes Obdach, als die blaue Decke über ihnen. Die Hauptpunkte, wohin die Massen am meisten strömen, sind, nebst dem Toledo, der Largo del Castello, der Marktplatz und der Molo oder Hafendamm.

Der Largo del Castello liegt ungefähr in der Mitte der Stadt und ist der schönste Platz in Neapel. Er ist überall von Häusern umgeben, mit einigen Bäumen und mehrern Brunnen geziert, unter denen die Fontana Medina sich auszeichnet. Eine Masse von Menschen, besonders Lazzaroni und Kutschner, füllen Tag und Nacht den weiten Raum. Garköche, Schuster, Kesselflicker, Barbiere, Komödianten, Bänkelsänger, Wahrsager und Kuppler treiben da ihr Handwerk. Um die Brunnen lodern zahlreiche Feuer unter mächtigen Maccaronikesseln, deren Inhalt für Tausende fast die einzige Nahrung ausmacht. Keine Minute vergeht, wo nicht vor jedem Kessel ein Dutzend Esser stehen, mit der Linken den hochaufgefüllten Teller unter das vorgestreckte Kinn haltend, während aus der erhoben Rechten die rauchenden Mehlwürmer, Schlangen gleich, in den verschlingenden Mund hinabquellen. Daneben, so wie überall auf den Plätzen und an den Ecken, haben die Acquajoli oder Wasserverkäufler ihre mit allerlei

Farben bunt bemalten und mit Fähnlein besteckten Tischchen aufgepflanzt. Goldfische schwimmen darauf in zierlichen Gläsern, unter einem Vorrath von Zitronen, Orangen und allerlei Essenzen, um dem Wasser jeden beliebigen Geruch und Geschmack ertheilen zu können. In einem so warmen Klima sind dergleichen Anstalten wahrhaft wohlthätig, und Herren und Frauen, Adelige, Priester, Lazzaroni und Bettler erquicken sich da.

Der Largo del Mercato oder der Marktplatz liegt am Seeufer. Er ist gegen vierthalbhundert Schritte lang, an dritthalbhundert Schritte breit, und der größte Platz in Neapel. Auch hier wird wieder für Tausende gekocht und gebraten, und das Gewühl, besonders an den zweimal in der Woche gehaltenen Markttagen, ist so groß, daß man glauben sollte, es hätten alle Häuser der Stadt ihre Bewohner dahin gesendet. Haufen von allerlei Erzeugnissen des Landes und des Meeres liegen an diesen Tagen da aufgeschichtet, angestarrt von den gierigen Blicken der Hungerigen, die, kein Obdach und keine Beschäftigung kennend, hieherströmen, um mit dem Abfall, den sie aus dem Kothe hervorsuchen, sich zu nähren. Auf diesem Platze werden auch die Hinrichtungen vollzogen, und die meisten von den vielen Revolu-

tionen der „getreuen Stadt Neapel“ haben da ihren Ursprung genommen und da auch wieder ihr blutig Ende erreicht.

Am buntesten aber stellt das Leben Neapels auf dem Molo oder Hafendamm sich dar. Es war gegen Abend, als ich am Tage nach meiner Ankunft in Begleitung eines Freundes meine Schritte diesem merkwürdigen Orte zuwandte. Ein verworrenes, dumpfes Geräusch von Menschen- und Thierstimmen scholl uns schon aus der Ferne entgegen. Wir schritten über einen geräumigen Platz, wo allerlei Eßwaaren, alte Kleider und Geräthschaften zum Kaufe waren. „O wie schöne Zitronen! wie süße Feigen!“ schrien die Früchtehändler. „Welch ein prächtiges Nastuch!“ brüllte ein Anderer, einen schmutzigen, zerfetzten Lumpen über dem Kopfe schwingend. „Hosen, Westen und Kamisol vom feinsten Stoff und nach bestem Schnitte!“ kreischte ein Dritter. „Allerlei schönes Hausgeräth, welches dem König Ehre machen würde!“ unterbrach ihn ein Vierter, mit Blicken, in denen eine Art von Triumph lag, auf seinen Nebenmann hinüberschauend, während seine beiden Fäuste auf einem alten, wurmstichigen Tische entsetzlich polterten.

Mitten unter diesem wilden Lärm, und ernst wie ein Richter über Leben Tod, saß in einem großen, mit weiland rothem Leder überzogenen Lehnstuhl ein Mann von ziemlich vorgerücktem Alter. Der schmutzige Hut, der seinen Kopf bedeckte, ließ nur einen schmalen Streifen von der braunen, runzlichten Stirne erblicken. Aus den mit buschigen Wimpern überschatteten Augen leuchtete ein seltsames Feuer, das mit den langen, eingefallenen Wangen, aus denen zwei ungeheure Backenknochen hügelartig hervorragten, in wunderlichem Kontraste stand. Die Unterlippe war etwas vorgeschoben und über die obere fest hinaufgezwängt, das stark hervortretende Kinn auf eine steife Halsbinde herabgedrückt, die, wie es schien, lange nicht mehr aufgeknüpft worden war. Ein schwarzer Frack, eine schwarze Weste und lange schwarze Beinkleider machten, nebst einem Paar rother Pantoffeln über die bloßen Füße, den übrigen Theil des Anzuges aus. Neben dem Stuhle am Boden lagen einige Bücher und ein solches, mit den Zeichen von Sonne, Mond und Planeten, befand sich aufgeschlagen auf den Knien des seltsamen Mannes. Es war ein Wahrsager, der im Gefühl seiner geheimnißvollen, tiefen Kunst so erhaben dasaß und

mit Verachtung auf das niedere Gewerbe der elenden Schreier ringsum herabblickte.

Wir gingen an ihm vorüber und gelangten auf eine Stelle, wo der Boden weithin mit Büchern, und Kupferstichen überdeckt war. Unter den letztern befanden sich eine lange Reihe von Blättern, die der Bursche, welcher die Sachen zum Kaufe ausbot, den Umstehenden mit der Versicherung anpries, daß sie „das Werk eines Mannes seien, der in die geheimsten Tiefen der menschlichen Natur geschaut.“ Die Blätter stellten die Entwicklung des Menschen von der Empfängniß bis zur Geburt dar. — Auf der andern Seite der Straße hatte ein Quacksalber seine Bude aufgeschlagen. Er schilderte die Leiden der Menschheit in poetischer Sprache, beschrieb die verborgensten Uebel mit einer furchtbaren Wahrheit, und besaß gegen jedes derselben ein untrügliches Mittel.

Wir drängten uns durch einen Haufen von Menschen, die den Künsten der Affen und Hunde zuschauten, hindurch und hinein in eine noch dichtere Masse, die um eines jener tragbaren Theater versammelt war, von denen ich schon früher Erwähnung gethan. Das Stück begann eben wieder von Neuem. Die handelnden Personen, so beschaffen, daß der hinter

einem Vorhang verborgene Direktor sie auf die Hände pflanzen und mit seinen Fingern Kopf und Arme derselben in gehörige Aktion setzen kann, waren der Policinell, ein Mönch, ein Spießbürger, dessen Tochter und ihr Liebhaber. Das Ganze ging darauf aus, des sträubenden Vaters Einwilligung zur Vermählung der beiden Liebenden zu erhalten. So wenig Handlung in dem Stück war, so sehr zeichnete es hingegen durch trefflichen Witz sich aus. Die trolligsten Ehestandsszenen, aus dem Leben gegriffen, wurden darin aufgetischt, und eine bittere Satyre, wovon der vermittelnde Mönch seinen reichlichen Theil erhielt, würzte das Ganze.

Wir näherten uns jetzt dem äußersten Ende des Dammes und schloßen uns an eine, theils auf Bänken, theils auf dem Boden sitzende Gruppe, die der Ablesung eines Heldengedichtes zuhörte. Der Vorleser, ein alter, wohlbeleibter Mann mit einer großen Brille auf der dicken Nase, saß hinter einem kleinen Tische und las Stanze für Stanze aus dem geschriebenen Gedichte mit einer so richtigen Betonung und einem Ausdrucke ab, wie ich noch niemals vorlesen gehört. Von Zeit zu Zeit nahm er eine Prise Taback und erklärte mit besserem Geschick, als mancher Professor, die dunkeln Stellen des Gedichtes. Die Hörer,

vom Jüngsten bis zum Aeltesten, horchten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit dem Alten zu und nahmen den lebhaftesten Antheil an den mannichfaltigen Schicksalen des Helden. Freude strahlte aus ihren Mienen, wenn dieser aus einem Treffen siegreich hervorging oder in den Armen seiner Angebeteten des süßen Glücks der Liebe genoß, Angst und Beklommenheit dagegen bemächtigten sich ihrer Herzen, wenn ihm irgend ein Unheil drohte, und bis zu Thränen waren Viele gerührt, wenn er an den empfangenen Wunden blutend dalag, und dem Tode entgegensah.

Wir wendeten uns auf die andere Seite, wo hoch auf einem Stuhle ein junger Deklamator stand und aus dem Stegreife ein Paar Dutzend Verse über irgend ein ihm aufgegebenes Thema mit Pathos dahersprach, während in geringer Entfernung von ihm ein Trupp von Matrosen und Lazzaroni dem Erzähler zuhörte, der mit süßer Anmuth von den Liebeszaubern redete, womit die reizende Rosalinde den stolzen Ritter Fortunato in einem fernen, fernen Lande umstrickte.

Als wir wieder umkehrten nach der Stadt, stand ungefähr auf der Mitte des Dammes, dem Policinelltheater gerade gegenüber, ein blutjunger Mönch, der zu predigen versuchte, aber, wie Niemand ihm zuhö-

ren wollte, als einige halbnackte Buben und zwei oder drei alte Weiber, zornglühend wieder davonlief, von den Glossen des Policinell über den mißlungenen Bekehrungsversuch auf derbe Weise mitgenommen.

Wir lenkten unsere Schritte der Briefpost zu und stießen an einer Ecke derselben auf einen jener öffentlichen Schreiber, die man in Neapel fast auf allen Plätzen findet. Eben stand ein junges Mädchen vor seinem Tischchen und redete leise, aber wie man aus ihren Geberden entnehmen konnte, mit vieler Wärme zu ihm. Der Alte, in der Rechten die Feder haltend, mit der Linken dann und wann die artige Sprecherin beim Arm erfassend und sie näher zu sich heranziehend, lächelte schelmisch und blinzelte zuweilen nach dem niedlichen Köpfchen empor, mit dessen Locken der buhlerische Wind sein loses Spiel trieb.

„Laß uns ein wenig zuschauen!“ sprach ich zu meinem Freunde. „Nu, er muß ihr ein Liebesbriefchen schreiben!“ entgegnete dieser und wollte, da ihm die Szene nichts Neues mehr war, weiter gehen. Wir blieben aber doch stehen. Jetzt hatte die Sprecherin vollendet, und der Alte begann hastig zu schreiben. Es dauerte eine Weile, bis der Brief fertig war, und der Schreiber, die Feder hinter das

Ohr gepflanzt, mit gedämpfter Stimme zu lesen anfing. Das Mädchen, den Zeigefinger der Rechten auf die Lippen gelegt, lauschte den Worten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, während ihr Busen in heftiger Wallung war. Wie der Leser zum Schlusse gekommen, nickte sie lächelnd, zählte einige Gran auf den Tisch, die der Alte sorgfältig einstrich, und hüpfte mit dem gesiegelten Briefchen davon.

„Glücklicher-Junge, dem diese Zeilen zugedacht sind!“ rief ich aus, als wir der Villa Reale uns zuwandten, um vor dem Kaffeehause, am Eingang dieser herrlichen Gartenanlage, unser Wiedersehen zu feiern.

Einen eckelhaften Gegensatz zu dem fröhlich bunten Treiben auf dem Molo bietet das Leben einer kleinen Vorstadt auf der Ostseite Neapels. Sie liegt vor der Porta Capuana, einem alten, mächtigen Thorbogen, von dessen Gesimse eine Reihe Köpfe von Missethätern herabschauen, und besteht aus lauter kleinen Häusern, bewohnt von Geschöpfen, die sich dem elendesten aller Gewerbe hingegeben. Kein Mann darf da seinen bleibenden Aufenthalt nehmen, außer der Präfekt, unter dessen Aufsicht das Quartier steht. Mit jedem Morgen marschirt eine starke militärische Besatzung auf, und erst wenn

diese eingezogen, ist auch Andern der Eintritt gestattet, bis wieder zum Abend. Die Nacht über sind Ein- und Ausgang durch Wachen gesperrt. Blaß und entstellt, das Mal der Sünde im verwüsteten Angesicht, sitzen die elenden Geschöpfe Straßen auf und ab vor den Thüren ihrer Wohnungen, bemüht, den Vorübergehenden durch Worte und Geberden, welche zu beschreiben der Anstand verbietet, an sich zu locken. Keine Stunde vergeht, daß nicht da oder dort Händel ausbrechen, entweder daß die Dirnen einander selbst vor Neid in die Haare fahren, oder daß irgend ein schmutziger Kerl über an ihm begangenen Diebstahl Klage erhebt. In letzterm Fall wird die Angeschuldigte vor den Präfekten abgeholt, wo sie anfangs leugnet, durch Stockschläge aber bald zum Bekenntniß gebracht wird. Ich habe eine solche Exekution selber mit angesehen, als der eben wachhabende Offizier mich hinaufführte auf das Zimmer des Präfekten, um mir da Einsicht zu gestatten in die zwei Verzeichnisse, deren eines Namen, Alter und Nummern der Gesunden, das andere die der Verpesteten, zur Heilung in das Spital Santa Maria Gebrachten enthält. Die Zahl beider zusammen stieg auf einige Hunderte.

„Aber wie lange ist D i e s e schon hier?“ fragte ich den Präfekten, auf einen der Namen hinheutend.

„Sie kam vor ungefähr einem Jahr, als ein hübsches, munteres Landmädchen, klagte, daß ihre Eltern sie mißhandelt hätten, und verlangte aufgenommen zu werden,“ erwiederte der freundliche Mann. „Es that mir selber Leid um sie, und ich habe nicht ermangelt, ihr auch Vorstellungen zu machen, aber sie beharrte auf ihrem Verlangen, und ich mußte sie, gemäß der Verordnungen, aufnehmen. Nun ist sie freilich schon sehr abgewelkt.“

Das Mädchen war jetzt d r e i z e h n Jahre alt! —

5.

Der Vesuv dort scheint ein Dichter,
Ganz von Christi Thrän' erglüht,
Dessen trunkner Lipp' ein lichter
Flammendithyramb' entsprüht!

A. Grün.

Es war um die Mitte des Januars, als ich in Gesellschaft einiger Schweizeroffiziere aufbrach, um einen Ausflug auf den Vesuv zu machen, wovon der häufige Regen mich bisher abgehalten hatte. Der helle Morgen versprach einen schönen Tag, und bald hatten wir die prächtige Magdalenabrücke hinter

uns, wo die Bildsäule des heiligen Januarius steht, dem die Neapolitaner bei einem der letzten Ausbrüche des Berges einen Finger abgeschlagen, während ihre Geistlichen in Prozession den Vulkan hinanzogen, wo noch heute ein in Lava gepflanztes Kreuz die Stelle bezeichnet, bis zu welcher sie gekommen.

Der Weg von Resina aus, wo man die große Straße verläßt, bis hinauf zur Wohnung des Eremiten führt zwischen üppigen Weingärten empor und ist wenig beschwerlich. Wir lagerten uns unter den Ulmenbäumen und freuten uns mehr an der schönen Aussicht, die man schon auf dieser Höhe genießt, als an dem Lachrimä Christi, den der eben nicht sehr eremitisch aussehende Wirth uns vorsetzte. Der unter diesem Namen bekannte Wein wächst nur auf einem schmalen Striche eines verwitterten Lavastroms, gehört einem Grafen oder Fürsten, und kommt nicht in Kauf. Dessen ungeachtet trinkt man fast in allen bessern Schenken in und um Neapel die „Christusthränen," und folglich auch beim Eremiten, wo so viele Reisende immer zusprechen.

Von dem kleinen, gemauerten Hause des Pseudoeinsiedlers gelangt man über die mit schwarzen Trümmern bedeckte Ebene Pedamontino bald an den Fuß des Aschenkegels, wo das Steigen auf einmal höchst

beschwerlich wird. Wer bisher auf einem Esel geritten, muß denselben hier zurücklassen und den Weg, mit dem Stocke in der Hand, zu Fuß machen, oder dann sogenanntes Vorspann nehmen. Dieses Letztere geschieht so, daß Einem ein Gurt um die Mitte des Leibes gebunden wird, mit zwei Stricken, woran zwei Männer ziehen, so daß der auf diese Art Bevorspannte blos die Füsse zu heben braucht, um bequem fortgeschleppt zu werden, was einen höchst drolligen Anblick gewährt. Die Frauen lassen sich gewöhnlich durch zwei Männer auf einem Tragsessel hinauftragen, oder nehmen auch Vorspann.

Der Vesuv liegt an der östlichen Seite des Golfes von Neapel, ungefähr anderthalb Stunden von der Stadt entfernt, und ragt, vom apenninischen Gebirge völlig abgesondert, in Gestalt einer Pyramide zu einer Höhe von dreitausend sechshundert und sechszig Fuß über die Meeresfläche empor. Zu seinen Füssen liegen blühende Städte und Dörfer, und eine üppige Vegetation schmückt seine Abhänge, bis hinauf zu dem dunkeln, unwirthbaren Aschenkegel. Sein Gipfel ist in zwei Hörner getheilt. Das eine derselben liegt gen Osten und wird Monte Sommo genannt, das andere ist westlich dem Meere zugewendet und enthält den rauchenden Feuerschlund,

welchem schon so viele verheerende Lavabäche entströmt.

Alle Schriftsteller des Alterthums, wie Diodor von Sizilien, Strabo, Vitruv und andere, bezeugen, daß der Vesuv schon seit undenklichen Zeiten Rauch und Flammen ausgestoßen, doch scheinen seine Wirkungen einst minder fürchterlich gewesen zu sein, ja wir wissen sogar, daß noch unter August eine seiner Spitzen mit Bäumen und Reben bedeckt war. Die erste geschichtlich bekannte Eruption war jener fürchterliche Ausbruch im Jahr 79 nach Christus. Schon mehrere Jahre vorher fanden in der Gegend starke Erderschütterungen statt, bis endlich am vierundzwanzigsten August des genannten Jahres, welches das erste der Regierung des Titus war, auf der Spitze des Berges eine hohe und dicke Wolke in Gestalt einer Pinie sich zeigte. Ein ungeheurer Regen von heißer Asche fiel darauf nieder, Flammen zuckten nach allen Seiten durch die dichte Finsterniß, und schrecklich brüllte es im Innern der Erde. Herkulanum wurde durch einen Lavastrom, das prächtige Pompeji mit heißer Asche zugedeckt, und der ältere Plinius büßte für seine Wißbegierde mit dem Leben.

Nach dieser schrecklichen Katastrophe blieb der Berg wieder hundert und fünfzig Jahre hindurch

vollkommen ruhig. Alles Land umher prangte wieder mit der üppigsten Fruchtbarkeit und die Bewohner redeten von jener Eruption, wie von einem alten, sagenhaften Ereigniß, bis plötzlich im Jahr 203 ein neuer Ausbruch statt fand, welchem dann zu verschiedenen Zeiten viele andere nachfolgten, unter denen der vom Jahr 1631 an Furchtbarkeit sich auszeichnete. Er nahm seinen Anfang gegen Abend des sechszehnten Dezembers und dauerte bis zum ersten Tage des folgenden Jahres. Der Meerbusen und die ganze Stadt Neapel wurden mit Dampf und Asche bedeckt, und ein ungeheurer Lavastrom, welcher in sieben Arme sich theilte, Felder, Gärten und Häuser zerstörte, Resina und andere Dörfer ganz oder theilweise in Asche verwandelte, floß auf der Seite gegen das Meer hinunter. Zu gleicher Zeit drangen Ströme Wassers aus dem Berge hervor und stürzten mit solcher Wuth an den Seiten desselben hinab, daß eine Prozession von fünfhundert Menschen dabei zu Grunde ging. Im Ganzen büßten über viertausend Menschen ihr Leben ein, und eine große Strecke Landes wurde gänzlich verwüstet. Mehrere Schriftsteller jener Zeit, wie Braccini, Recupito und andere, schätzen den Schaden auf zwanzig Millionen Dukati.

Unter den vielen Ausbrüchen, die im gegenwärtigen Jahrhundert schon stattgefunden, war jener vom Jahr 1822 einer der heftigsten. Er begann am zweiundzwanzigsten Oktober und dauerte bis zum dritten November. Nach einem fürchterlichen Donner erhob sich, bei völlig klarem Himmel, aus dem Schlunde des Vulkans eine ungeheure Rauchsäule von ungefähr einer Stunde Höhe. Sie hatte die Gestalt einer riesenhaften Pinie, war etwas nach Nordwesten geneigt, und so weiß, daß sie aus Baumwolle oder frischgefallenem Schnee gebildet zu sein schien. Ein furchtbarer Lavastrom ergoß sich darauf nach der Wohnung des Eremiten hin, fast eine Stunde in die Länge. Gleichzeitig fiel ein Regen von Steinen auf die umliegenden Ortschaften herab, die Luft füllte sich mit braunröthlichen Wolken, schlängelnde Blitze zuckten nach allen Seiten hin, und ein röthlicher Sand regnete auf viele Stunden im Umkreis nieder und bedeckte den Boden an vielen Orten mit zollhohen Schichten.

Da wir uns ziemlich lange beim Eremiten verweilt hatten, so erreichten wir die Spitze des Berges erst einige Stunden nach Mittag. Der Krater, welcher mit jedem heftigen Ausbruche seine Form verändert, hielt damals ungefähr eine halbe Stunde

im Umkreise, und war nach Süden hin etwas läng=
lich gestaltet. Die Wände, welche beinahe ringsum
fast senkrecht empor starrten, mochten gegen Norden,
Osten und Westen an zweihundert Fuß, gegen Süden
hingegen etwas weniger hoch sein. Der Grund des
Kraters schien, von oben herab gesehen, mit wellen=
förmigen, mannigfach zerrissenen und zerklüfteten
Lavamassen bedeckt zu sein. Fast aus der Mitte des=
selben erhob sich ein ungefähr dreißig Fuß hoher
Kegel, mit einer kleinen rundlichen Oeffnung an der
Spitze, aus welcher beinahe regelmäßig von fünf zu
fünf Minuten unter schrecklichem Donner eine dichte,
schwärzlichgraue Rauchmasse emporstieg, der eine
Menge von Steinen nachfolgte, die, zu einer be=
trächtlichen Höhe emporgeschleudert, nach allen Rich=
tungen rasselnd wieder niederstürzten.

Ich hatte dem erhabenen Schauspiel nicht lange
zugeschaut, als in mir der Wunsch erwachte, hinab=
zusteigen in den Krater, um die Erscheinung in der
Nähe betrachten zu können, allein unsere Führer
wollten dazu nicht stimmen, behauptend, daß ein
solcher Versuch mit der augenscheinlichsten Lebensge=
fahr verbunden sei. Sei es auch, dachte ich bei mir,
und entfernte mich von der Gesellschaft, die unter=
dessen sich niedergelassen hatte, um mit Wein sich

zu erfrischen. Ich lief am südlichen Rande des Kraters herum bis zu einer Stelle, die mir zu dem beabsichtigten Versuche vollkommen geeignet schien, gelangte auch ohne sehr große Schwierigkeit hinunter, schritt über einen erst kürzlich erkalteten Lavastrom, aus dessen Spalten überall noch blauliche Flammen aufzüngelten, hinweg, stand bald am Fuße des tobenden Kegels und jauchzte von da lustig hinauf zu meinen Gefährten. Nach einer guten halben Stunde standen diese auch bei mir, und wir schauten entzückt dem Wüthen des Berges zu, während die ausgeworfenen Steine oft in hohen Bogen glühend über unsern Köpfen dahin flogen.

Die Ausbrüche erfolgten regelmäßig in den schon angegebenen Zwischenräumen. Vor jedem Ausbruche fühlte man eine heftige Erschütterung, wobei eine Menge Steine ringsum von den steilen Wänden des Kraters sich ablösten und polternd in die Tiefe niederstürzten, was uns im ersten Augenblicke nicht wenig Schrecken einjagte. Mit dem Ausbruche selbst quoll jedesmal aus einer Oeffnung am westlichen Fuße des Kraterhügels ein Strom von glühender Lava, etwa von der Konsistenz eines Breies, hervor und ergoß sich, in einer Breite von vier bis fünf Fuß, weit über den vielfach zerklüfteten Grund des

großen Kraters dahin. Wo die ergossene Lava bereits im Erkalten begriffen war, wurde sie anfänglich weiß, hernach schwärzlich, und später bildeten sich große Riße darin, aus denen lange Zeit noch blauröthliche Flammen heraufzuckten, bis endlich diese auch verschwanden, und die Wände der Riße reichlich mit Schwefel und Salmiak sich überzogen. In den kleinen Krater, aus welchem die Ausbrüche kamen, konnte ich, trotz der von verschiedenen Seiten wiederholten Versuche, nicht hinabsehen, weil bei jeder starken Annäherung ein erstickender Qualm mir entgegenströmte.

Die Sonne neigte sich eben zum Untergang, als wir wieder hinaufkamen auf den westlichen Rand des Kraters. Der Himmel war wolkenlos. Gen Süden erhob sich die Insel Capri, herwärts das felsige Vorgebirge von Sorrent, zu unsern Füßen lagen Pompeji, Torre del Greco und dell' Annunziata, Resina und Portici, weiterhin in der Mitte des Golfes breitete das wundervolle Neapel sich aus, jenseits des Vorgebirges Posilippo glänzte mit seiner klassischen Umgebung der Meerbusen von Bajä, während die Inseln Pocida und Ischia mehr auf den purpurröthlichen Wassern zu schwimmen, als in denselben fest zu fußen schienen. Wir schauten

stumm hinaus auf die unbeschreiblich schöne Szene, bis die immer tiefer sinkende Sonne endlich ganz untergetaucht und nur ein matter, rosenfarbener Nachglanz über das leicht gekräuselte Meer noch hinzitterte. Jetzt aber fesselte eine neue herrliche Erscheinung unsere Blicke. Denn so wie die Nacht allmälig dunkler ward, schienen die Ausbrüche in der Tiefe des Kraters immer schrecklicher zu werden. Mit jedem Auswurfe wurde die dunkle Schlucht taghell gelichtet, die ausgeworfenen Steine beschrieben tausend leuchtende Bogen und regneten wie große Feuertropfen auf allen Seiten wieder nieder, während der hervorquellende Lavabach so glühend sich ergoß.

Wir stiegen mit Fackeln den Berg hinunter, weilten noch ein Stündchen beim Eremiten, und kamen gegen Mitternacht wieder nach Neapel zurück.

6.

Inseln auch, komm! schmücken das Meer: es streckt sich
Ischia thurmgleich, Procida langgedehnt aus,
Cap Misen ragt mitten im Abendlicht als
Nakende Felsbrust.

Platen.

Ich hatte auf meiner Ueberfahrt von Palermo die Insel Capri fast von allen Seiten und so ganz

in der Nähe gesehen, daß ich einen Ausflug dahin immer weiter hinausschob, bis er endlich völlig unterblieb. Dagegen zog das Eiland Ischia, welches ich schon so oft im Goldglanz der sinkende Sonne aus der Ferne geschaut, mich an. Es liegt ungefähr sechs Stunden von Neapel entfernt, und die Fahrt dahin gehört zu den reizendsten, die man machen kann. Sie führt den Posilipp entlang, an den Inseln Nisida und Procida vorüber, und gewährt auf allen Punkten die lieblichste Aussicht. Das Schiff, welches mich hinübertrug, hatte Früchte auf den Markt nach Neapel gebracht. Die Gesellschaft bestand aus drei Frauen und einigen Männern, worunter ein Geistlicher. Der Himmel war klar, und schnell glitt das leichte Fahrzeug, von einem günstigen Winde getrieben, über die gekräuselte Fluth hinweg.

„Sie leben hier in einem herrlichen Lande!“ redete ich den Geistlichen an, um irgend ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Er schloß das Buch, welches er bisher offen, aber ohne zu lesen, in seiner Rechten gehalten hatte, zog die finstern Braunen etwas in die Höhe und schaute mit scharfen Blicken mich an, indeß ein ironisches Lächeln um seine aufgeworfenen Lippen zuckte. Aus seinem Aussehen zu schließen,

mochte er tief in den Vierzigen sein. Seine Haare waren schon ziemlich gebleicht, doch trugen weder sein Angesicht, noch der übrige, mit einem schmutzigen Gewande bedeckte Körper die Spuren einer allzu großen Strenge und Enthaltsamkeit, denn der Raum, welchen er beim Sitzen ausfüllte, hätte füglich für zwei ordentliche Menschen ausgereicht. Er räusperte sich und entgegnete: „Freilich, freilich, das Land ist schön, aber die Zeiten sind schlecht!" Der Widerspruch dieser Rede mit dem Aussehen des Mannes machte mich stutzen, so daß ich nicht sogleich eine Antwort hatte. Er aber fuhr fort: „Ja, ja, Sie werden an die Wahrheit meiner Worte glauben, wenn Sie einige Zeit in diesem gepriesenen Lande leben und da sehen, wie man der Kirche alles mißgönnt, ihre Einkünfte von Tag zu Tag schmälert, die Geistlichkeit ihres Einflusses beraubt, und lieber dem Policinell, als heilsamen Predigten und Ermahnungen zuhört!" Ich erinnerte mich an den mißlungenen Versuch des jungen Predigers auf dem Molo und dachte, der Mann habe wenigstens in etwas Recht. Er indessen richtete seinen schweren Leib mühsam empor und rief, indem er seine Rechte nach dem rauchenden Vesuv ausstreckte, mit prophetischem Eifer: „Sie wird aber kommen, die Zeit,

wo die Gottlosen wieder zittern werden vor dem Zorn des Herrn, denn noch brennt das Feuer in den Eingeweiden des Berges!“ Die Frauen fuhren erschrocken zusammen, während die Männer, der Rede des Priesters nicht achtend, das begonnene Morraspiel eifrig fortsetzten.

Wir hatten bereits die Insel Procida hinter uns und näherten uns immer mehr dem herrlichen Ischia, das mit seinen felsigen Höhen, seinen romantischen Ortschaften und üppigen Fruchtgärten dem Auge so freundlich und einladend über den blaugrünen Spiegel des Meeres entgegen lacht. Es war gegen Abend, als wir das Städtchen Ischia erreichten. Es liegt an der Ostküste der Insel und steht durch einen künstlichen Damm mit einem sechshundert Fuß hohen, steil aus dem Meere aufsteigenden Basaltfelsen in Verbindung, auf dessen Spitze ein festes Kastell sich erhebt. Die Häuser sind fast alle weiß angestrichen, was dem Orte ein ungemein heiteres und freundliches Aussehen verleiht.

Ohne mich aufzuhalten, eilte ich gleich nach unserer Ankunft zu dem Krater des ungeheuern Lavastroms hinauf, der in geringer Entfernung vom Städtchen am Abhange eines Berges liegt. Der Ausbruch desselben hatte im Jahr 1301 statt, dauerte

über zwei Monate lang, während denen die Lava in furchtbaren Massen hervorquoll, und verursachte schreckliche Verheerungen. Der Krater, aus welchem er hervorgekommen, ist rund, ziemlich flach, rings von einem schlackenartigen Wall umgeben, und mit erstarrten, schwarzen Lavablöcken ausgefüllt. Der am Abhange bis in's Meer sich hinabziehende, breite Strom bildet eine grauschwarze, vielfach zerklüftete Masse, und ist völlig nakt, gleich als wär' er erst gestern erkaltet. Die Aussicht auf dem Rande des Kraters hinüber auf die ganze Küste von Neapel bis Mola di Gaeta ist wundervoll, besonders am Abend, wenn die sinkende Sonne ihr Gold auf die vielen Buchten und Vorgebirge streut.

Die Insel Ischia ernährt auf einem Flächenraume von ungefähr zwei Geviertmeilen gegen vierundzwanzigtausend Einwohner. Sie ist vulkanischen Ursprungs, sehr gebirgig und felsig. Der höchste Berg ist der achtzehnhundert Fuß über die Meeresfläche erhabene Epomeo, von den Einwohnern Monte San Nicolo genannt. Er hat noch im vierzehnten Jahrhundert Feuer ausgeworfen, scheint jetzt aber völlig erloschen zu sein. An seinem Fuße gedeiht der berühmte weiße Ischiawein. Der Boden der Insel ist außerordentlich fruchtbar, Kastanien, Feigen,

Zitronen, Orangen, Oliven, Wein und allerlei Gemüsearten gedeihen in Fülle und kommen in schweren Ladungen auf den Markt von Neapel.

Die ersten Bewohner von Ischia waren Euböer, sie wurden aber, gleich den nachfolgenden Syrakusern, durch vulkanische Verwüstungen vertrieben, worauf die Insel dann lange Zeit unbewohnt geblieben, bis endlich, von der Fruchtbarkeit derselben angelockt, neue Kolonien auf ihr sich ansiedelten. Der Charakter des Volkes ist heiter, gefällig und gastfreundlich. Die Nationaltracht ist sehr reich und zierlich, wechselt aber in den verschiedenen Ortschaften, nur die Frauen tragen überall das mit lebhaften Farben geschmückte seidene Tuch, in Form eines Turbans um den Kopf gewunden. Die Hauptorte sind Ischia und das an der Westküste gelegene Städtchen Foria. Zahlreiche Mineralquellen und heiße Dünste, worunter die berühmten Bäder von Casamiciola mit dem Spital della Misericordia, die Dunstbäder von Castiglione und andere, entströmen dem Boden und ziehen alljährlich eine Menge von Leidenden aus allen Ländern dahin.

Ich brachte die Nacht in Bagni, einem kleinen, nur aus wenigen Häusern bestehenden Orte, an der Nordküste der Insel, zu. Die Besitzerin des arm-

seligen Hauses war ein achtundsechszig Jahre altes Mütterchen, die da mit ihrer Tochter und einer Enkelin, einem dreijährigen, hübschen Kinde, wohnte. Ihr Angesicht, obgleich mit Runzeln überdeckt, verrieth eine frohe, heitere Laune, die sich auch in den Worten aussprach, mit denen die Alte mich empfing. „Wenn Sie Maccaroni und Eierkuchen essen und in einem Bette von Kastanienlaub schlafen können, so treten Sie nur herein!“ erwiederte sie auf meine Frage, ob ich die Nacht in ihrem Hause zubringen könne.

Das Nachtmal wurde für Gast und Wirthsleute gemeinschaftlich aufgetragen. Während des Essens kam noch ein Nachbar herüber, setzte sich, ohne eine Einladung abzuwarten, an den Tisch und nahm auch sein Stück vom Eierkuchen.

Als ich am Morgen erwachte und aus dem Bette von Kastanienlaub an das kleine, niedere Fenster trat, wüthete ein furchtbarer Sturm auf dem Meere. Donnernd schlugen die Wogen ans Gestade, während aus dem schwarzen Himmel rothe Blitze niederzuckten in die weißschäumenden Gewässer. Noch nie hatte ich Schwarz, Roth und Weiß so schrecklich beisammen geschaut, noch nie Luft, Feuer und Wasser in solchem Kampfe gesehen, wie an diesem

Morgen. Einen Augenblick vermochte der flammende Strahl die Wolken zu lichten, aber ihn verschlang der wüthende Abgrund, und dichte Nacht lag wieder ringsumher. Was das Schrecklichschöne dieses Anblickes noch erhöhte, war ein Zweimaster, der Mitten durch den Sturm nach Mola di Gaeta segelte, bald völlig hinter den Wogen verborgen, bald wieder emportauchend aus der Tiefe, die hohen Masten seitwärts auf die Wellen gelegt.

Nach zwei Stunden war alles wieder ruhig, nur daß von Zeit zu Zeit, gleichsam als hätten sie sich verspätet, einzelne Wogen langsam daherrauschten und brüllend am Ufer zerschellten. Ich nahm Abschied von meinen Wirthsleuten und stieg auf den Bosco, einen runden, grünen Berg, mit einer trichterförmigen Krateröffnung an der Spitze. Er ist vulkanischen Ursprungs, scheint aber nicht lange gebrannt zu haben, sondern schnell, wie der Monte Nuovo bei Puzzuoli, mit welchem er sowohl in seinen Bestandtheilen, als in seiner Form, so wie endlich auch in Bezug auf Vegetation die größte Aehnlichkeit besitzt, emporgehoben worden zu sein. Dagegen hat der anstoßende Montagnolo furchtbare Lavamassen ausgeworfen, die in schauerlichen Trümmern noch umherliegen. So grenzen also hier vier

erloschene Vulkane zusammen, östlich der früher erwähnte bei Ischia, westlich der Bosco, in der Mitte der Montagnolo, und hoch über diese emporragend der Epomeo mit einer romantischen Einsiedelei an seinem jähen Abhange.

Die ungünstige Witterung erlaubte mir nicht, die Spitze des letztern zu ersteigen. Ich kehrte wieder nach dem Städtchen Ischia zurück, um da das Kastell zu besuchen. Es enthält nebst der Besatzung, die ungefähr hundert Mann stark ist, eine bedeutende Anzahl von Kettensträflingen, mit einem Spital für dieselben. Die Wohnungen dieser Unglücklichen sind erbärmlich schlecht. Auch auf dem Krankenlager müssen sie ihre Fesseln tragen, die ihnen erst vierundzwanzig Stunden nach dem Tode abgenommen werden dürfen. Ueber der Thür am Eingange stehen die Worte Criminis Fructi — die Früchte des Verbrechens — als warnende Aufschrift.

Das Städtchen, so klein es ist, zählt gleichwohl mehrere große Kirchen. Die Kathedrale bewahrt ein Stück aus dem Arm des Apostels Andreas, in Silber gefaßt. Die Heiligengeistkirche enthält eine Menge Votivtafeln, Schiffbrüche darstellend, wo unter anderm zwei arme Seelen im Meere brennen. Auf einem Altargemälde löscht die Muttergottes mit der

Milch ihrer Brüste, die in mächtigen Strömen niederstürzt, die Gluth des Fegefeuers. Die Maler haben doch zuweilen auch recht drollige Einfälle.

Ich brachte die Nacht in der Lokanda d'Esteri zu, wegen der Nähe der Heiligengeistkirche vom Volke Spirito Santo genannt, und fuhr am folgenden Morgen nach Procida. Diese Insel, geschichtlich merkwürdig durch ihren ehemaligen Besitzer Johann von Procida, Hauptanstifter der sizilianischen Vesper, ist blos eine Geviertmeile groß, zählt aber beinahe fünfzehntausend Einwohner. Sie ragt fast ringsum steil und felsig aus dem Meere empor, und ist ziemlich flach. Der Boden ist ungemein fruchtbar, besonders gedeihen Wein und allerlei Obstarten in Fülle. Die Einwohner sind meistens Schiffer. Es war gerade Sonntag, als ich dahin kam, und die Frauen und Mädchen erschienen alle in ihrem eigenthümlichen Putze, der viel Aehnlichkeit mit dem Griechischen hat. Der Hauptort ist das an der Ostküste, gerade dem Vorgebirge Misene gegenüber gelegene Procida. Eine Menge Menschen waren an dem kleinen Hafen versammelt, als ich dort ankam. Alle drängten sich um den Fremdling, und Hunderte erboten sich, mich nach Neapel zu fahren. Sie rissen mich hin und her, und brüllten mir von allen Seiten

zu, daß mir darüber fast Sehen und Hören vergingen. Nur durch den Beistand der Polizei, die ich um Hülfe angerufen, gelang es mir endlich, mit drei Schiffern über die Fahrt mich abzufinden. Die kleine Barke war schnell in Ordnung, und unter Spott und Hohn der Andern stießen wir ab.

Wir waren ungefähr dreihundert Schritte vom Ufer entfernt, als der Steuermann «Aria somma!» rief, worauf die Uebrigen die Ruder schleunigst einzogen. „Was gibt's?“ fragte ich. „Sturm!“ war die Antwort. Das Meer war spiegelglatt, nicht das leiseste Lüftchen bewegte die Fluth. „Wir müssen umkehren!“ sprach der Aelteste, indem er mit der Hand nach Süden zeigt, wo der Himmel schwarz, wie die Nacht, aussah. „So führt mich nur schnell an das nahe Cap Misene hinüber!“ redete ich dem Steuermann zu. „Unmöglich!“ entgegnete der Alte. „Wenn der Herr uns einen Scudo mehr bezahlen will, so wollen wir's versuchen“, sprach ein Anderer. „Ihr Schurken!“ rief ich erbittert aus, und drohte mit der Polizei, eine Drohung, deren Wirkung ich schon öfter erprobt hatte. Die Schiffer lachten, sprachen noch einige Worte unter sich, und steuerten dann mit angestrengter Kraft dem Vorgebirge zu.

Aber kaum hatten wir die Hälfte des kurzen Weges dahin zurückgelegt, als der gefürchtete Sturm uns wirklich einholte. Ungeheure Wasserberge rauschten unter dumpfem Tosen aus dem Süden daher, die Barke wurde hinabgerissen in die Tiefe und wieder hinaufgeschleudert auf die Spitzen der Wellen, die von beiden Seiten hereinschlugen. Die Ruderer zogen ihre Ruder ein, klammerten sich an die Schiffsringe fest, und nur der Alte am Steuer that dann und wann einen geschickten Stoß, der dem schwankenden Fahrzeug wieder seine Richtung gab. So näherten wir uns endlich dem Ufer, allein die Brandung war so heftig, daß wir mit jedem Versuch, zu landen, wieder weit zurückgeworfen wurden, bis es nach vielen Mühen gelang, hinter einem kleinen Felsvorsprunge auf die elysäischen Felder, für mich jetzt wahrhaft ein seliges Land, hineinzukommen.

Unter Sturm und Regen kehrte ich von da über Puzzuoli nach Neapel zurück, wo ich am folgenden Morgen in den Zeitungen las, daß an dem stürmischen Tage zwei Barken verunglückt seien.

7.

Nichts ist auf Erden dem Busen von Bajä vergleichbar.
Horaz.

Es war ein heiterer Morgen, als ich auf einem jener hochräderigen Karren, auf denen man jeden Augenblick Hals und Bein zu brechen fürchtet, durch die staubige Grotte des Posilippo fuhr, um einen Ausflug nach Bajä und seinen Umgebungen zu machen. Auf dem kleinen Wagen fuhren nicht weniger als acht Personen. Eine Frau mit ihrem Kinde auf dem Schoos, ein Mann und ich nahmen den schmalen Sitz ein, ein Alter mit einem Buben stand hinten auf, ein Anderer lag in einem aus Stricken geknüpften Netze unter der Achse des Karrens, und auf der Gabel, worein das mit einem hohen, nickenden Federbusche geschmückte Pferd gespannt war, saß endlich der Fuhrmann. So fuhren wir pfeilschnell die finstere Grotte hindurch, gelangten aus derselben in eine herrliche Landschaft und hatten in weniger, als einer Stunde, das über zwei Stunden von Neapel entfernte Puzzuoli erreicht.

Puzzuoli, das alte Puteoli, von Cicero das kleine Rom geheißen, gegenwärtig aber kaum acht-

tausend Einwohner zählend, hat, außer seiner herrlichen Lage am Meere, wenig Anziehendes mehr. Desto mehr Aufmerksamkeit verdienen dagegen die vielen Ueberreste altrömischer Größe, die noch in seiner Umgebung sich finden. Die größte unter diesen Ruinen ist die des Amphitheaters. Es war aus großen Quadern erbaut, hatte zwei Stockwerke und Raum für vierzigtausend Menschen. Gegenwärtig ist alles mit Rasen und Gesträuch überwachsen. In einem der Korridore steht eine Kapelle des heiligen Januarius, der hier den wilden Thieren vorgeworfen, von diesen aber verschont, und nachher enthauptet worden ist. Nahe dabei befinden sich die großen, unterirdischen Substruktionen, wegen der Menge ihrer Abtheilungen vom Volke das Labyrinth des Dädalus genannt. Man glaubt, daß sie ein Wasserbehältniß für das Theater gewesen. In geringer Entfernung liegen die Ruinen des einst so berühmten Dianentempels, so wie die wenigen Ueberreste eines andern Tempels, auf denen jetzt eine Weinschenke steht. Aus dem Meere ragen noch dreizehn gemauerte Bogen, Trümmer des großen Hafendammes, eines der berühmtesten Werke des Alterthums, hervor. Da war es auch, wo Kaiser Caligula eine viertausend Schritte lange Schiffbrücke

über das Meer nach Bajä hatte schlagen lassen, das nutzloseste Werk, das je errichtet worden.

Steigt man von der Höhe herab, so gelangt man, vorüber an den wenigen Trümmern des Hauses, wo Cicero seine akademischen Untersuchungen schrieb, jetzt aber prächtige Reben wachsen, zu den merkwürdigen Ruinen des Tempels von Jupiter Serapis. Sie wurden erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ausgegraben, und die schönsten Säulen und Verzierungen nach Caserta, zur Ausschmückung des königlichen Schlosses, gebracht. Gegenwärtig sieht man noch das Fundament, mit einigen Trümmern von Säulen, wovon drei noch aufrecht stehen und nach ihrem obern Ende hin von Bohrmuscheln in allen Richtungen durchlöchert sind, eine Erscheinung, deren Erklärung die Naturforscher und Alterthumskundigen so viel beschäftigt hat.

Die ganze Küste vom Berge Posilippo an über Puzzuoli nach Bajä hin ist voll vulkanischer Erscheinungen. Aber dasselbe Feuer, welches so viele Zerstörungen angerichtet, hat auch wieder eine solche Fruchtbarkeit des Bodens hervorgerufen, wie man sie wohl selten sieht. Diese Fruchtbarkeit, im Verein mit der wahrhaft paradiesischen Lage und den vielen der Erde entsteigenden Heilquellen, mag auch die

Römer so mächtig hieher gezogen haben, daß jeder Fleck mit den Trümmern ihrer verschwenderischen Pracht überdeckt ist.

Von den Ruinen des Serapistempels aus hat man, den Monte Nuovo rechts lassend, bald den Avernersee erreicht, an dessen Ufer Homer und Virgil den Eingang in die Unterwelt, den «Facilis descensus Averni», wie der Letztere ihn nennt, verlegten. Das Becken dieses fast zirkelrunden, an einigen Stellen gegen zweihundert Fuß tiefen See's ist, wie der erste Anblick lehrt, der Krater eines erloschenen Vulkans. Den dunkeln Spiegel desselben soll einst der cimmerische Wald umgeben haben, in welchem die Cimmerier als Wahrsager gelebt und nach Homer in tiefen Höhlen gewohnt haben sollen, ohne je das Licht der Sonne zu schauen. Hart am Rande des Wasserspiegels, auf welchem eine Menge von Bimmsteinen herumschwimmen, liegen, halb in Gesträuch verborgen, die noch ziemlich wohl erhaltenen Reste eines Tempels, einst dem Pluto, oder wie Andere meinen, der Proserpina heilig. Die ganze Umgebung dieses einst so belebten, jetzt aber so stillen Ortes macht einen tiefen, melancholischen Eindruck auf die Seele des Beschauers.

Südlich vom Avernersee, zwischen diesem und dem Meere, liegt der Lukrinersee, aus welchem der Monto Nuovo emporgestiegen. Er war einst seiner Fische und Austern wegen berühmt. August ließ ihn mit dem Meere und dem Avernersee durch Kanäle verbinden, wodurch der Julische Hafen gebildet wurde. Durch das Emporsteigen des „neuen Berges" wurde sein ehemaliger Umfang beträchtlich verkleinert.

Von diesen Seen gelangt man, vorüber an den heißen Bädern des Nero, auf einem in den Berg eingeschnittenen Wege zu den Trümmern von Bajä, welches von Bajas, einem hier begrabenen Gefährten des Ulysses, seinen Namen erhalten haben soll. Hier stand die so berühmte und prachtvolle Stadt, der Lieblingsaufenthalt der römischen Großen in der glänzendsten Epoche ihrer Weltherrschaft — der Ort, den Horaz jedem andern in der Welt vorzog, und welchen zu betreten Seneca Jeden warnte, der Herr seiner Leidenschaften bleiben wolle. Aber all' diese Herrlichkeit ist jetzt verschwunden bis auf wenige Trümmer, und giftige Dünste quellen nunmehr aus der Erde auf, wo einst die herrlichsten Gärten dufteten. Wahrlich, wenn irgendwo das »Sic transit gloria mundi!« mit seiner ganzen furchtbaren Wahr-

heit des Wanderes Seele ergreift, so ist es an diesen Gestaden!

An den wenigen Resten des Landhauses von Julius Cäsar vorüber gelangt man zu drei nahe am Meere gelegenen, noch ziemlich wohl erhaltenen Tempelruinen, den einstigen Tempeln der Venus, des Merkur und der Diana Lucifera. Von da hat man über Bauli, dem Lieblingsaufenthalt der Agrippina, der unglücklichen Mutter des Nero, des schändlichsten aller Söhne, bald das Vorgebirge Misene erstiegen, welches den Golf von Neapel von dem von Mola di Gaeta scheidet. Es ragt fast inselartig aus dem Meere empor und war, wie Bajä, einst der Zusammenfluß der reichen Römer. Von der alten Stadt Misene, welche die Sarazenen im Jahr 890 plünderten und zerstörten, sind nur noch schwache Spuren zu sehen. In der Nähe zeigt man noch die Reste des Landhauses von Lucull, in welchem Tiber seinen Geist aushauchte. Auf der Spitze des Berges bietet dem Auge eine ungemein schöne Aussicht sich dar. Man übersieht da die beiden Meerbusen, die lieblichen Inseln, die Küste von Sorrent, den Vesuv und eine Menge der schönsten und merkwürdigsten Punkte.

Nahe beim Cap Misene, in der Ebene, haucht das Mare morto, einst der Hafen, worin die von dem unglücklichen Plinius befehligte Flotte lag, jetzt aber eine todte, sumpfige Gegend, seine giftigen Dünste aus. Die lieblichen Hügel umher bildeten den Hauptttheil der elysäischen Felder, und sind noch heute die fruchtbarsten Landstriche, wo die unterirdische Wärme keinen Schnee duldet, und der Boden das ganze Jahr hindurch mit einer unbeschreiblichen Fülle von allerlei edeln Gewächsen geschmückt ist.

Es war gegen Mittag, als ich, vorüber am See von Fusano, dem Acheron der Alten, in die Gegend gelangte, wo das einst so berühmte Cumä gestanden. Jetzt sind nur noch wenige Trümmer eines Tempels und der sogenannte Arco felice, der Rest eines prächtigen Thorbogens auf der alten Via Domitiana, die nach Puteoli führte, vorhanden. Die ganze Gegend ist üppig mit Reben und Pappeln bewachsen, und sieht einem Walde ähnlich. Niemand möchte glauben, daß einst da eine so kräftige Stadt geblüht, die noch zur Zeit der Freiheitskämpfe der italischen Städte mehrere harte Belagerungen ausgehalten, bis endlich die Neapolitaner im Jahr 1207 sie gänzlich zerstörten. Winzer haben in der Gegend

jetzt ihre niedern Wohnungen. Die Höhle, wo die berühmte Sibylle ihre Orakel hatte, ist größtentheils verschüttet, dagegen bietet sich auf dem Felsen über ihr eine herrliche Fernsicht dar längs der waldreichen Küste gen Mola hin. Wo sonst der vielbesuchte Hafen von Cumä lag, steigen, bei dem See von Licola, jetzt verpestende Dünste empor. Jenseits dieses See's liegen die Ueberreste der Stadt Linterno, wo Scipio Africanus seine Tage beschloß.

Am Fuße des Monte Barbaro, des Gaurus der Alten, wo einst der gepriesene Falerner wuchs, gelangte ich wieder an den Avernersee zurück und stieg von da auf den Monte Nuovo. Dieser merkwürdige, gegen dritthalbtausend Fuß hohe und fast eine Stunde im Umkreis haltende Berg erhob sich in der Nacht vom neunzehnten auf den zwanzigsten Dezember des Jahres 1538, nachdem mehrere starke Erdbeben vorausgegangen waren, die mit dem Ausbruche alsogleich aufhörten. Ein in der Nähe liegendes Dorf, nebst vielen Gärten und Feldern, wurde durch dieses Ereigniß plötzlich verwüstet, und Menschen und Thiere verloren dabei ihr Leben. Jetzt sind nicht blos die Abhänge des Berges, sondern auch die innern Wände des völlig runden und beträchtlich tiefen Kraters mit allerlei Gesträuch, vor=

züglich mit Ginster, üppig überwachsen. Man sieht weder am Berge selbst, noch in dessen Umgebungen geflossene Lava, alles ist nur ein weißlicher Sand, hin und wieder mit schwärzlichem Gestein untermengt. Die nördlichen Abhänge sind mit Reben bedeckt, die bei einer sorgfältigen Pflege den alten Falerner wieder erzeugen könnten. Auf dem Rande des Kraters genießt man eine weite und schöne Aussicht.

In der Nähe des Monte Nuovo, nördlich von der Straße nach Puzzuoli, liegt auch die berühmte Solfatara, die phlegräische Ebene der Alten. Sie bildet ein ungefähr tausend Fuß langes und über sechshundert Fuß breites, rings von Hügeln, die zum Theil mit Kastanienbäumen bewachsen sind, umgebenes Thal. Der Boden ist mit einer thonigen Erde bedeckt, und jeder Fußtritt wird von einem dumpfen Dröhnen begleitet. An verschiedenen Orten dringen heiße, schwefelige Dünste aus Rissen und Spalten hervor, und prächtige Schwefelkrystalle setzen dabei in Menge sich an, die sich aber nicht aufbewahren lassen, sondern ihre Ecken und Kanten bald verlieren und zu unförmlichen Massen sich abstumpfen. An mehrern Stellen kommt Wasser, welches fast die Siedhitze hat, zum Vorschein. Es

scheint, daß nur eine dünne Decke über einer verschlossenen Glut daliege, und man fürchtet fast bei jedem Schritte, hinabzusinken in den brennenden Pfuhl. Wer weiß, wie bald die trügliche Rinde wieder zusammen bricht und alles wieder nur ein großes Feuermeer sein wird, wie es vormals da gewesen! Denn offenbar war die Solfatara einst ein großer Krater, dessen Wände bei Nachlaß der Ausbrüche allmälig zusammenstürzten und theilweise mit Pflanzen sich bedeckten. Das herabströmmende Regenwasser hat hin und wieder tiefe Furchen in diese Wände eingerissen, und die hervorragenden Gesteine selbst sind, auch da wo man sie ganz fest glaubt, locker und zerbröckeln beim Anfassen. An vielen Stellen sind künstliche Höhlen gemacht, wo mit langwierigen Rheumatismen behaftete Kranke sich hineinsetzen und durch die ausströmenden Dünste sich heilen lassen. Auch sind da verschiedene Vorrichtungen, um Schwefel, Salmiak und Alaun zu gewinnen, ein Gewinn, der nicht unbeträchtlich sein soll.

Steigt man die nordöstliche Wand dieses alten, halberloschenen Kraters hinauf, so gelangt man bald auf eine Höhe, wo man eine herrliche Aussicht hat, aber auch mit einem Blicke die furchtbarste Herrschaft des Feuers überschaut. Denn nach Norden

hin öffnet sich schon wieder ein neuer Krater, in welchem jetzt der See von Agnano liegt, und über mächtige vulkanische Trümmer steigt man zu demselben hinunter. Ein lauer West wehte vom Meere her, aus dem Rasen, der hin und wieder zwischen dem schwärzlichen Trümmergestein sich ausbreitet, schauten duftende Veilchen hervor, und glänzende Schmetterlinge flatterten um die aufbrechenden Blüthen der Mandelbäume, als ich dem dunkeln, mit zahlreichen Wasservögeln bedeckten und von frischgrünen Höhen umgebenen Spiegel des einsamen See's mich näherte. An seinem südlichen Ufer, gerade wo man von der Solfatara herüberkommt, liegen die berühmten Schwefeldunstbäder von San Germano. Sie bestehen aus verschiedenen Gewölben, worin aus der Erde ein schwefeliger Dunst aufsteigt, so stark, daß er in wenigen Minuten den Schweiß austreibt. Die Hitze der aufsteigenden Dünste soll dreißig bis vierunddreißig Grad Reaumur betragen. Der Boden, aus welchem sie hervorkommen, ist ganz mit einem alaunartigen Salze, das hin und wieder zu schönen Krystallen anschießt, bedeckt. Die Bäder, in denen der Kranke jedesmal eine Viertelstunde verweilt, werden besonders gegen Podagra gerühmt. Einige Tage vor einem jeweiligen Aus-

bruche des Vesuv sollen die Dünste am stärksten hervorströmen, woraus man auf einen Zusammenhang mit dem Feuerberge hat schließen wollen. Nahe bei den Bädern, am Fuße einer felsigen Anhöhe, liegt die viel beschriebene Hundsgrotte mit ihren giftigen Ausdünstungen. Von da hat man auf einem anmuthigen Pfade durch ein grünes, mit hohen Pappeln besetztes Thal bald wieder die Grotte des Posilippo erreicht.

8.

Schweigend winkte der Pförtner mir, dem begierig ich folgte;
Aber was ich jetzt sah, schildert kein Zauberwort euch.
Wessenberg.

Auf der Abendseite von Neapel, dicht an der Stadt, erhebt sich das berühmte und vielbesuchte Vorgebirge Posilippo, weit in das Meer hinein sich erstreckend. Seine Lage und Gestalt, so wie die Aussicht, welche man auf ihm genießt, sind so lieblich und schön, daß man leicht begreift, wie die sinnreichen Griechen ihm den Namen Pausilypos oder Kummerlinderer ertheilen konnten. Quer durch den Berg führt der Felsweg, die Grotte von Posilippo genannt. Sie ist über tausend Schritte lang,

an mehrern Stellen gegen sechszig Fuß hoch, und breit genug, daß die Wagen bequem an einander vorbeifahren können. Der Fels, durch den sie gehauen, besteht aus einer Art von graulichem Tuff. In der Mitte sind Luftlöcher angebracht, die ein spärliches Licht einfallen lassen. Auch brennt da, vor einer Kapelle der Maria, eine Lampe, durch den vielen Staub aber, der sich beständig in der Höhle ansammelt, so getrübt, daß sie wenig Licht zu verbreiten vermag. Den ganzen Tag passiren Reiter und allerlei Fuhrwerke unaufhörlich diese Höhle, weil der Weg durch dieselbe um Vieles kürzer ist, als die neue um den Berg angelegte Verbindungsstraße zwischen der Hauptstadt und den im Westen gelegenen Ortschaften.

Nach der Sage hat Virgil, der unter dem Volke hier allgemein als ein Tausendkünstler verschrien ist, die Grotte hergezaubert. Vermuthlich aber war sie anfänglich ein Steinbruch, und wurde so nach und nach durch den Berg hindurchgetrieben. Geschichtliche Belege über ihre Entstehung mangeln völlig, aber sie scheint sehr alt und schon vor den Zeiten der Römer vorhanden gewesen zu sein. Varro und Strabo erwähnen ihrer, und schon Seneca sagt in einem seiner Briefe, daß „nichts so lang sei,

als dieser Kerker, und nichts so dunkel, wie diese Schlünde.“ Unter König Alphons dem Ersten, und später wieder unter Peter von Toledo wurde die Grotte erweitert, gepflastert und mit Luftlöchern versehen. Ungeachtet dessen aber bietet sie immer noch einen höchst unangenehmen Durchpaß, wo Staub und dumpfe, moderige Luft fast erstickend wirken.

Links über dem Eingang der Grotte, auf der Seite von Neapel, liegt hoch am Felsen ein kleines Gewölbe von Backsteinen, mit mehrern Nischen, allgemein als das Grab Virgils bezeichnet. Man steigt durch einen üppigen Weingarten zu demselben hinauf. So ungewiß die Sage ist, welche des Dichters Asche hier ruhen läßt, so bewahrt der Ort doch immer ein hohes Interesse, theils durch seine liebliche Lage, theils durch die von so vielen erleuchteten Männern demselben abgestatteten Besuche. Petrark pflanzte da jenen berühmten Lorbeerbaum, von dem sonst behauptet wurde, daß er von selbst hervorgesproßt, und in Boccacio weckte der Anblick dieses Gemäuers den Entschluß, der Muse sich zu weihen, die mit so lieblichen Gaben die Mit- und Nachwelt erfreute.

Wandelt man auf der neuen Straße an der Ostseite des bis zu seiner Höhe mit prächtigen Land-

häusern, Obstbäumen, Palmen, Kaktus und Reben bedeckten Vorgebirges dahin, so hat man zur Linken den Golf von Neapel mit der amphitheatralisch emporsteigenden Stadt, den rauchenden Vesuv mit den vielen Ortschaften an seinem Fuße, das Vorgebirge von Sorrent und die malerische Felseninsel Capri. Angekommen an der Spitze des Posilippo, erblickt man zur Rechten auch den Golf von Bajä, die Inseln Nisida, Procida und Ischia, so wie das ganze im Norden des bajäschen Golfes gelegene fabelreiche Gebiet, eben so merkwürdig durch die Herrschaft des wilden Feuers, welches darin wüthete, als durch den Glanz der üppigen Römer, die da einst schwelgten. Beide sind bis auf wenige Spuren erloschen, aber im Geiste schaut der Naturforscher die furchtbaren Umwälzungen, welche die Erdrinde hier erlitten, so wie der Freund der Geschichte die ungeheuern Verirrungen, in welche der Mensch, wenn er blos der Sinnlichkeit fröhnt, verfallen kann. Sieht man ja in einer Villa auf der Höhe des Posilipp noch Reste jenes Fischteiches, in welchem der entartete Pollio die Muränen mit dem Fleische erschlagener Sklaven fütterte, in der Meinung, die Fische dadurch für seinen Gaumen noch schmackhafter zu machen!

Am Fuße des Vorgebirges liegt die Margellina, jener berühmte Spaziergang, welcher von der Villa Reale aus am Ufer des Meeres, vorüber an prächtigen Landhäusern und der vom Dichter Sannazar erbauten Marienkirche, fortlauft bis zu dem lieblichen Scoglio, einem von den Neapolitanern vielbesuchten Vergnügungsorte. Weiter hinaus findet sich, von den Wellen des Meeres bespühlt, noch ein Stück Gewölbe von den Bädern des üppigen Lucull, so wie ein altes Mauerwerk, vom Volke die „Schule Virgils“ geheißen.

Am Arme meines Freundes stieg ich von der Höhe des Postlipp auf einem angenehmen Pfade zwischen Reben, Kaktus und Aloe hinauf zu dem Kloster der Camaldolenser. Der Pförtner öffnete uns, und wir traten hinaus auf die Terrasse. Wenige Punkte auf Erden mögen eine so schöne und an Mannichfaltigkeit so reiche Aussicht gewähren. Die beiden Meerbusen von Neapel und Bajä, der Vesuv, die Inseln und das ganze Zauberland der Fabel mit seinen erloschenen Vulkanen und seinen vielen See'n, dann die weite fruchtbare Campagna, mit Städten, Dörfern und Landhäusern übersäet, endlich hinter dieser der majestätische Apenninenwall, hier bis zu seiner ganzen Höhe üppig mit Pflanzen bedeckt, dort

mit nackten, grauröthlichen Felsgipfeln zu den Wolken anstrebend — alles dieses stellt sich dem Auge in einem Bilde dar. Man glaubt dem Sprichwort, welches im Munde des neapolitanischen Volkes lebt, daß die Gegend um Neapel ein Stück des Himmels sei, welches auf die Erde gefallen, und ruft mit Jean Paul's Titan aus: „Hier stehe ich auf der göttlichen Höhe des Klostergartens und blicke in ein grünes Himmelreich ohne Gleichen hinab!"

Wir stiegen über den mit Reben und Kastanienbäumen üppig bewachsenen Bergrücken hinunter nach dem Kastell St. Elmo. Es liegt auf der höchsten Spitze im Norden über der Stadt, dieselbe mit seinen Kanonen beherrschend. Es erweckt eine eigene Empfindung, zu sehen, wie diese fürchterlichen Feuerschlünde beständig hinabzielen in das wirre, dumpf hinaufschallende Gewühl der langen, volkreichen Gassen. Die unterirdischen Gewölbe der Festung sind ganz in Felsen eingehauen und enthalten, nebst einem großen Vorrath von Kriegsmunition, auch die Gefängnisse für Staatsverbrecher.

Gleich unter dem Kastell liegt die Karthause San Martino, berühmt durch ihre herrliche Lage, so wie durch viele vorzügliche Kunstschätze. Bis ungefähr in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts

hatten die Könige hier ein Lustschloß. Robert von Anjou aber schenkte dasselbe den Karthäusern, nebst zwölftausend Thalern jährlicher Einkünfte. Die Königin Johanna baute ihnen das Kloster und vermehrte ihre Einkünfte und Privilegien. Die Pracht der Kirche, einer der schönsten in Italien, zeugt von dem erstaunlichen Reichthum der Mönche. Der Fußboden ist ganz mit Marmor ausgelegt, das Gewölbe mit vergoldeten Stukaturarbeiten und herrlichen Malereien geziert. Unter den letztern befindet sich die Himmelfahrt Christi von Lanfranca. Andere prachtvolle Gemälde haben Massimo und Solimene zu ihren Schöpfern. Die Sakristei soll einen unbeschreiblichen Schatz von allerlei silbernen Geräthschaften enthalten haben, deren Werth auf viele Tonnen Goldes geschätzt worden. Gegenwärtig ist das Kloster in ein Haus für Invaliden umgewandelt, unter denen vorzüglich viele Blinde sich befinden. Nirgends könnte das Licht der Augen schmerzlicher vermißt werden, als gerade hier, wo eine unbeschreiblich schöne Aussicht über die Stadt und das Meer sich darbietet.

Ich hatte vor meinem heutigen, letzten Ausfluge alle meine in Neapel gemachten Sammlungen von Naturalien sorgfältig eingepackt, aber die Kisten und Gläser noch nicht fest zugeschlossen. Wie wir

nun am Abend nach Hause kamen und die Zimmerthür öffneten, siehe, da lagen, zu meinem nicht geringen Schrecken, alle meine Sachen bunt durch einander — Schlangen, Eidechsen, Fische, Krebse, Skorpione, Käfer, Muscheln, Schnecken und Polypenstämme, alles war über den Boden hingestreut. Der Kerl, der diese schreckliche Verwüstung angerichtet, war niemand anders, als Hans, der Kapuzineraffe, den mein Freund seit einiger Zeit auf dem Balkone angebunden hielt, und der uns durch sein schnurriges Betragen schon manchen Spaß gemacht hatte. Heute hatte er die Kette loszumachen gewußt und war ins Zimmer gedrungen, um sich da die Zeit mit Betrachtungen meiner Sammlungen zu verkürzen. Er saß, wie wir eintraten, vor einem Haufen Fische, wickelte einen nach dem andern aus, betrachtete ihn lange von allen Seiten, roch daran, und sog dann den Weingeist aus dem Werge, womit die Gegenstände umwickelt waren. Wie sein Herr die Stimme schmollend erhob, wollte das Thier auf seinen Posten sich flüchten, war aber von der Wirkung des Weingeistes bereits so betäubt, daß es kopfüber stürzte und jämmerlich zu winseln anfing.

Er war in all seinem Thun und Lassen ein drolliger Kerl, dieser vierhändige Hans! Wenn wir

Kastanien brieten, wußte er dieselben nicht blos sehr geschickt aus den glühenden Kohlen hervorzunehmen, sondern er fand auch gewiß jedesmal die besten heraus. Nie habe ich bemerkt, daß er eine wurmstichige hervorgezogen. Wenn wir bei einer Flasche Garagnano saßen, so winselte er so lange, bis er auch dabei saß und seinen Theil erhielt. Vor allem aber liebte er den Branntwein. Sobald ich eine Flasche öffnete, um Fische oder andere Meerprodukte damit zu begießen, gerieth er in eine freudige Unruhe, seine Augen glänzten, und wenn er jetzt losgelassen wurde, sprang er an mich empor und überhäufte mich mit allen Zärtlichkeiten. Hatte er seine Portion erhalten, so zog er sich wieder auf den Balkon zurück, schwang sich auf das Eisengitter hinauf und lief, von Zeit zu Zeit den Kopf sich reibend, hastig hin und her. Merkte er aber, daß dieses nicht mehr gehen wollte, so kauerte er sich an einen der Fensterpfosten, drückte die Stirne gegen den kalten Stein und verschlief in dieser Stellung den Rausch. Was thut der Mensch anderes, wenn er zu viel ins Glas geschaut?

Ich habe seither vernommen, daß der arme Hans gestorben und begraben sei. Ruhe sei seiner Asche!

II.

Vierzehn Tage von Neapel nach Rom.

Italien! O Italien, dem vom trüben
Verhängnisse beschieden ist zu tragen
Der Schönheit Unglück, Quell von ew'gen Klagen,
Die schmerzvoll stehn auf deiner Stirn geschrieben!

Filicaja.

Vierzehn Tage von Neapel nach Rom.

1.

> Ein feierlicher Sang, die beste Hilfe
> Für wirre Fantasie, heil' dein Gehirn.
>
> Shakspeare.

Nachdem ich von der Höhe herab die Stadt, das Meer, die Küsten und die Inseln noch lange betrachtet hatte, sagte ich dem herrlichen Neapel Lebewohl und pilgerte wieder weiter gegen Norden. Es war in den letzten Tagen des Januars. Mildes Himmelsblau lag, so weit der Blick reichte, über mir ausgegossen, und üppiges Grün schmückte ringsum die Felder. Mein Herz aber war traurig, denn jeder Schritt entfernte mich weiter von dem erquickenden Süden, der so wohlthätig auf meinen Körper und meine Seele eingewirkt hatte. Dank den ewigen Mächten, die unter den belebenden Himmel, wenn auch nur für kurze Zeit, mich hingeleitet!

Auf der Straße von Neapel nach Capua liegt Aversa, das alte Atella, dessen Einwohner wegen ihrer witzigen Einfälle berühmt waren. Die Stadt, mehrmals zerstört, hat in der fruchtbaren Umgebung sich immer wieder erhoben, und zählt noch gegenwärtig über dreizehntausend Einwohner. In den Kirchen werden einige Gemälde von Solimene bewundert, mich aber zog vor allem die berühmte Irrenanstalt an. Sie wurde durch den Abbate Linguetti gestiftet, und war die erste in Italien, welche den humanen Versuch wagte, die Irren von Ketten und Banden zu befreien. Das Gebäude, eine kleine Viertelstunde vor der Stadt gelegen, war vordem ein Franziskanerkloster und wurde von den Patres verlassen, weil es „zu kalt“ war. Den Mönchen darf wahrhaftig vor der Hölle nicht bange sein, wenn sie in einem solchen Klima noch zu kalt haben.

Der Aufseher, welcher mich in der Anstalt herumführte, brachte mich zuerst in die Bäder. Sie sind alle sehr wohl eingerichtet und reinlich gehalten. Es befindet sich unter denselben auch ein Gießbad, wo der zu Begießende in einen Zwangsessel gesetzt werden kann. Die Anwendung der Gießbäder soll in manchen Fällen, besonders aber bei beginnendem Stumpfsinn, treffliche Wirkung hervorbringen. Aus

den Bädern traten wir in den Speisesaal, wo sechszig Individuen an kleinen, netten, sehr reinlich gehaltenen Marmortischen abgesondert speisen können. Es wird täglich dreimal gegessen. Mittags und Abends bekommt Jeder ein zinnernes Gefäß voll Wein, ungefähr eine Viertelmaas haltend.

Wir kamen in den Musiksaal. Er ist sehr geräumig, hell, mit Gemälden geschmückt. Auf den Pulten lagen allerlei Instrumente, um sogar Konzerte aufführen zu können. Denn die Musik wird in Italien für das vorzüglichste Mittel zur Heilung von Irren gehalten. Im gleichen Saale befindet sich auch ein Marionettentheater, so wie eine Menge von Büchsen, deren Läufe aus Rohr geschnitten sind, und mit denen an gewissen Tagen exerzirt wird. Ein anderer Saal enthält ein wohleingerichtetes Theater, wo Schauspiele und Opern aufgeführt werden. Die Spielenden, das Orchester, die Zuschauer und Zuhörer sind Irren. Eben so besorgen die Irren auch die Kirchenmusik, welche, wie der Mann mich versicherte, vortrefflich sein soll. In einem Zimmer neben dem Theater befindet sich ein hölzernes Roß, ähnlich den Kinderrossen. Es dient, die Verdauung zu befördern. In einem anstoßenden Gemache steht der Giostro, eine hölzerne, gemalte

Figur, mit der sich spielen läßt, wobei aber der Spielende unversehens einen derben Schlag auf die Wange erhält.

Ein anderer Theil des Gebäudes enthält die Tollkammer, in welche die Wüthenden eingesperrt werden. Sie ist ohne Licht und ganz mit Stroh ausgepolstert, so daß der Tobende sich nicht verletzen kann. Die Schlafzimmer, deren jedes drei bis vier Betten hat, werden sehr reinlich gehalten. Die Gänge des Gebäudes sind an den Wänden mit allerlei, zum Theil fratzenhaften Gemälden verziert, um zu ergötzen und aufzuheitern. Im geräumigen Hofe quillt ein frisches Wasser, und neben dem Eingange in das Haus liegt ein ziemlich großer, theils zum Anbau von Gemüsen, theils zu allerlei Belustigungen eingerichteter Garten.

Die Anzahl der Irren belief sich, nach der Angabe des Aufsehers, auf zweihundert fünfundvierzig, alle männlichen Geschlechtes. Die Weiber werden anderwärts versorgt. Es befanden sich darunter sehr viele Geistliche, durch lange, dunkelblaue Röcke sich auszeichnend. Die Armen, welche Holz und Wasser tragen, die Betten machen, die Zimmer und Gänge reinigen, auch Handwerke treiben oder solche erlernen, sind alle in weiße, leinene Jacken gekleidet.

Die Reichern tragen beliebige Kleider und haben ihre besondern Zimmer, in denen sie auch essen und meist mit Musik sich unterhalten. Sie bezahlen monatlich sechs bis acht Dukati, ungefähr zwölf bis sechszehn rheinische Gulden.

Als wir wieder hinunterkamen in den Hof, spazierten da ein Alter und ein Junger unter den Bogen auf und ab. Der Alte, ein Mann von ungefähr sechszig Jahren, hielt ein zinnernes Gefäß voll Wasser in den Händen und erzählte dem Jungen mit freudestrahlendem Angesicht von den großen Handelsschiffen, welche er auf dem Meer habe, und welche nächstens, mit Waaren aus Ostindien beladen, in den Hafen von Neapel einlaufen werden. Sobald dieses geschehen, werde er alle seine Freunde zu sich laden und ihnen ein glänzendes Gastmahl geben, bei dem sie die köstlichsten Weine aus Pokalen, viel reicher von Gold, als der, aus welchem er eben trinke, kosten sollen. Der Junge schüttelte unglaubig den Kopf, worüber der in seiner Einbildung glückliche Handelsmann augenblicklich so aufgebracht wurde, daß er Miene machte, das Gefäß Jenem in's Gesicht zu werfen. Er besann sich aber wieder, warf den Kopf stolz in die Höhe, ließ einen verächtlichen Blick auf den Jungen fallen, und lief ernsten Schrittes davon

indem er diesem in sehr barschem Tone zurief: „Herr, mit Ihnen ist nicht zu reden, Sie sind ein Narr!“

Der Junge sah ihm lächelnd nach und wandte sich dann freundlich grüßend zu uns. Er mochte ungefähr fünfundzwanzig Jahre zählen. Sein Angesicht war blaß, schwarze Locken hiengen um eine hohe Stirn, und aus den großen, dunkeln Augen lächelte ein wehmüthig heiterer Blick.

„Signor Alessandro, wollen Sie uns eines Ihrer schönen Lieder singen?“ fragte mit freundlicher Stimme der Aufseher, den Jüngling bei der Hand fassend.

„Mit Freuden!“ erwiederte dieser. Wir traten wieder in den Konzertsaal. Der junge Mann ergriff eine Guitarre, stellte sich an ein Pult und schlug eines der Notenbücher auf. Seine Gestalt, edel und schön, gewann einen wunderbaren Ausdruck, als er zu seiner vollen Höhe sich aufrichtete, die langen, dunkeln Locken aus dem Angesichte strich, mit geübter Hand in die Saiten griff und nach einem kurzen, melancholischen Vorspiel seine herrliche Stimme ertönen ließ. Er sang die bekannte Arie „Di tanti palpiti“ aus der Oper des Tankred. Sein Gesang, rein und voll Ausdruck, stimmte meine Seele zu tiefer Wehmuth. Der Sänger aber, nachdem er sein

Lied geendet, legte mit heiterer Miene die Guitarre wieder weg, verneigte sich höflich und schritt hinaus in den Garten. Aus dem Munde des Aufsehers vernahm ich, daß es eine unglückliche Liebe war, die den schönen Jüngling zum Narren gemacht.

Die Anstalt besitzt auch eine Apotheke und eine Buchdruckerei. Sie kostet den Staat jährlich fünfundzwanzigtausend Dukati, soll aber nächstens nach Neapel verlegt werden, wo ein weitläuftiges Gebäude zur Aufnahme sämmtlicher Irren des Reiches, deren ungefähr siebenhundert in verschiedenen Anstalten versorgt werden, aufgeführt wird.

2.

Auch du hast, Cajeta, du Pflegerin einst des Aeneas,
Unser Gestad im Tode mit ewigem Ruhme verherrlicht.
Virgil.

Es war schon tiefe Nacht, als ich Capua erreichte. Der Wirth, bei welchem ich einkehrte, war zugleich Besitzer einer Apotheke. Er behauptete mir, daß die Medizin in Italien im Sinken begriffen sei, und klagte besonders, daß jeder Krämer ungehindert Arzneiwaaren verkaufen dürfe. Die Stoffe, die er in seiner Apotheke, der ersten in Capua, vorzüglich verkaufe, seien Merkur, Schwefel, China und Erdrauch-

wurzeln, welche letztern in neuester Zeit sehr in Gebrauch gekommen seien. Aus seinen Reden gieng wenigstens so viel hervor, daß im Neapolitanischen noch nicht die beste medizinische Polizei herrsche.

Während wir mit einander sprachen, erhob sich neben uns plötzlich ein furchtbarer Streit. Vier ziemlich wohlgekleidete Bürger aus Capua, ein Alter und drei Jüngere, saßen an einem Tische und spielten Morra, ein bekanntes Fingerspiel, welches durch ganz Italien auf allen Plätzen, in allen Straßen und Kneipen gespielt wird. Der Werth, worüber sie sich so erhitzten, daß die schrecklichsten Flüche und Verwünschungen von ihren Lippen sprudelten, betraf zwei Gran, ungefähr zwei Kreuzer. Der Alte erhob sich, griff nach einem Messer und wollte damit auf einen der Jüngern los, als der Wirth mit bewundrungswürdiger Gewandtheit Tisch und Stühle über den Haufen warf, und dadurch die Wüthenden für den Augenblick hinderte, sich anzufallen. Und diese augenblickliche Verhinderung reichte auch vollkommen hin, die Streitenden für immer auseinander zu halten; denn so wie sie sich in der ersten Aufwallung nicht packen konnten, erlosch die Wuth eben so schnell, als sie entstanden war. Nach einigen drohenden Blicken und leisen, zwischen den Zähnen gemurmelten

Verwünschungen setzten sie sich Alle wieder hin, und das Spiel begann von Neuem und mit all dem Eifer, den die Spielenden gewöhnlich dabei an den Tag legen.

Als ich am andern Morgen Capua wieder verließ, gesellte sich zu mir ein Mann aus Neapel, der sich alle Mühe gab, mir das Heirathen zu verleiden, weil seine Frau, nachdem sie ihm sieben Kinder geboren hatte, von einer Mutterkrankheit befallen worden und ihn sehr viel Geld gekostet habe. Sein ältester Sohn war Advokat, ein Mann von großen Talenten. Das Meisterstück desselben, um welches ihn alle Berufsgenossen beneideten, und wodurch er sich große Klientschaft erworben, war die Vertheidigung einer Frau, die von ihrem Mann sich wollte scheiden lassen. Die Geschichte ist aber etwas zu schmutzig, als daß ich sie meinen Lesern wieder erzählen dürfte.

Von Capua bis zum Fuße Garigliano führt die Straße durch eine äußerst fruchtbare Gegend. Zur Linken, gegen das Meer, liegt der Strich Landes, wo bis an den Gaurus hin der Falerner wuchs. Der Garigliano ist der fabelreiche Liris der Alten. An seinen Ufern schlug zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts der spanische Feldherr Consalva mit achttausend Mann dreißigtausend Franzosen und setzte

durch diese merkwürdige Schlacht Spanien in den sichern Besitz von Neapel, zu dessen Vizekönig der Sieger ernannt wurde. Hat man den Strom überschritten, so erblickt man bald die Ruinen einer Wasserleitung, eines Theaters und eines Amphitheaters, Ueberreste der alten Stadt Minturnä. In der Nähe, an der Mündung des Garigliano ins Meer, liegen die Moräste, in welchen sich Marius vor den Nachstellungen des wüthenden Sylla verborgen hielt, bis er entdeckt ward. Die Einwohner von Minturnä gaben dem Verfolgten Gelegenheit, nach Afrika zu flüchten, nachdem ein Sklave nicht gewagt hatte, den großen Feldherrn zu tödten. Ueber dem Garigliano beginnt die alte Via Appia, die „Königin der Straßen" des Alterthums, geschmückt einst mit kostbaren Mausoleen, Tempeln, Triumphbogen und andern erhabenen Denkmälern, deren Erbauung und Unterhaltung zu den Titeln der Ehre und des Ruhmes eines Cäsars, August's, Vespasian's, Domitian's und Anderer gehörten.

Es war gegen Abend, als ich den Flecken Mola erreichte. Er liegt am Ufer des Meeres, auf den Trümmern der alten Stadt Formiä, von der man bei stillem Wetter noch bedeutende Reste tief unter dem Wasser erblickt. Mit ihm hängt das Dorf

Castellone zusammen, wo im Orangengarten eines schönen Gasthofes die Ruinen vom Landhause des Cicero gezeigt werden. Nahe bei Castellone, links an der Straße von Neapel nach Rom, erhebt sich ein alter Thurm, vom Volke der Thurm des Cicero genannt. Er soll auf der Stelle stehen, wo der große Redner den Verfolgungen des Antonius erlegen, und von den Freigelassenen des Ermordeten als Grabmal errichtet worden sein. Ein Wald von Oelbäumen umgibt das alte Mauerwerk. Mag seine Deutung auch unrichtig sein, so weckt sie in der Seele des Wanderers doch wehmüthige Erinnerungen an das traurige Ende eines der größten Menschen. Am Ufer des Meeres, unweit Castellone, sprudelt eine Quelle, welche von den Alterthumsforschern für die Artachia des Homer gehalten wird, an welcher Ulysses die Tochter des Königs der Lästrigonier, Wasser schöpfend, angetroffen.

Zwischen Mola und Gaeta, welches letztere ungefähr eine Stunde vom erstern entfernt liegt, macht die Küste eine tiefe, halbkreisförmige Einbuchtung, welche den reizenden Golf von Gaeta bildet. Die Küste, überall mit Ruinen bedeckt, welche ähnlich, wie jene zu Bajä, von dem Reichthum und dem Luxus der Römer, die da einst ihre Landhäuser hatten,

zeugen, steigt in sanften Erhebungen vom Meere empor und gewährt auf vielen Punkten die reizendste Aussicht. Die Landschaft ist ein wahres Paradies. Immerblühende Myrthen und Granaten wechseln mit Zitronen, Orangen, Oliven und allerlei prächtigen Obstbäumen. Es ist, als hätte die Natur all ihre Segnungen auf einen Fleck hier ausgegossen. Schon Martial schildert die überschwengliche Fruchtbarkeit dieser Gegend in einem seiner Epigramme, und Horaz stellt den Wein, der da wuchs, dem Falerner gleich. Das italienische Sprichwort sagt aber von diesem herrlichen Landstriche, er sei ein Paradies von Teufeln bewohnt, weil nirgends in Italien das gemeine Volk einen so boshaften und heimtückischen Charakter besitzen soll, wie um Mola und Gaeta. Ich habe darüber keine Erfahrungen gemacht. Die Frauen in dieser Gegend gelten für schön, und sind es auch wirklich. Ihre Haare, nicht schwarz, wie sonst bei den Italienerinen, sondern von einem lebhaften Kastanienbraun, sind mit farbigen Bändern durchflochten, und der ganze Anzug hat, vorzüglich bei den Weibern der Seeleute, etwas sehr Malerisches. Die Formen sind schön, das Aussehen ist frisch und gesund.

Gaeta, wo nach Virgil der fromme Aeneas seine Amme Cajeta begraben ließ, liegt auf einem steilen, felsigen Vorgebirge. Um dahin zu gelangen, muß man die große Straße verlassen. Die Stadt zählt ungefähr zehntausend Einwohner, und besitzt einen sichern und bequemen Hafen. Ihre Lage ist ungemein reizend. Zahlreiche schöne Landhäuser, mit üppigen Gärten, liegen am Abhange der Küste. Ein alter Thurm in der Vorstadt wird für einen Ueberrest des Merkurtempels gehalten, dessen Orakel aus einem Hundekopfe hervorgingen. Ein anderer Thurm, unter dem Namen Rolandsthurm, erhebt sich auf einem Hügel über der Stadt. Er wurde, wie eine alte Inschrift sagt, sechszehn Jahre vor Christus erbaut und war das Grabmal des Munatius Plancus, des Gründers von Lyon. In der Kathedrale wird die Fahne aufbewahrt, welche Pabst Pius der Fünfte dem Don Juan von Austria gegen die Türken mitgegeben. Bei der Dreifaltigkeitskirche, die vor der Stadt auf einem Felsen steht, sieht man eine merkwürdige Felsspalte, welche von der Spitze des Felsens bis auf die Fläche des Meeres geht, und unten gegen zehn Fuß breit ist. Der Riß, dessen Ränder genau zu einander passen, soll in dem Augenblicke entstanden sein, als der Heiland am Kreuze seinen Geist

aufgab. Auf einem abgerissenen ungeheuern Fels-
klumpen steht unten eine kleine Kapelle, zu der man
auf einer in der Spalte angebrachten Treppe hinun-
tersteigt.

Das Kastell von Gaeta gehört zu den festesten
Plätzen in Europa, und ist durch die vielen Belage-
rungen, die es ausgehalten, eines der merkwürdigsten
in der Kriegsgeschichte. Im Jahre 1702 schossen die
Oesterreicher zweitausend Kanonenkugeln und fünf-
zehnhundert Bomben hinein, die von den Belagerten
mit fast eben so vielen erwiedert wurden, bis end-
lich die Festung mit Sturm genommen ward. Un-
gefähr hundert Jahre später, im Jahr 1806, bela-
gerten sie die Franzosen unter Massena. Die neapo-
litanische Regierung hatte der siegreichen Armee nebst
andern festen Plätzen auch Gaeta zugesichert, allein
der heldenmüthige Prinz Ludwig von Hessen-Phi-
lippsthal verweigerte die Uebergabe. Zwei Monate
lang wurden die Belagerer mit allen Arten von
Geschossen gleichsam überschüttet, ohne daß sie mit
einem einzigen Schuß erwiederten. Endlich eröffneten
auch sie mit einemal ein mörderisches Feuer. Doch
erst am zehnten Tage, nachdem eine schwere Kopf-
wunde den tapfern Prinzen zur Abgabe des Ober-
befehls genöthigt hatte, wurde, als bereits zwei

Breschen eröffnet und fünfundzwanzighundert der muthigsten Grenadiere zum Sturm auserlesen waren, die Kapitulation geschlossen.

3.

Soll ich dir rathen, Freund, so überlaß den Göttern es,
Zu wägen, was uns vortheilhaft und unserm Zustand
Heilsam sei.

Juvenal.

Die Straße von Mola nach Itri führt durch ein romantisches Thal, dessen felsige Höhen mit Myrthen und Oelbäumen bewachsen sind, aus deren heiterm Grün hin und wieder dunkle Cypressen hervorschauen. Auch gedeihen da in Menge die Mastixbäume, deren gefiederte, immergrüne Blätter so hübsch aussehen, und aus deren Stämmen und Aesten das wohlriechende Harz hervorquillt. Das Städtchen Itri, die Mamurra des Horaz, ist rund um einen Hügel gebaut und mit Thürmen umgeben, was ihm von Außen ein sehr malerisches Aussehen verleiht. Im Innern dagegen ist es sehr schmutzig und elend. Die Frauen tragen in den Haaren einen Reif von Silber.

Von Itri nach Fondi wird die Landschaft wild und düster. Die Straße führt durch eine dunkle, an manchen Stellen fast von aller Vegetation ent=

blösten Gebirgsschlucht, wo auf einem alten Bollwerke der Wachtposten St. Andrea liegt, vom Volke Fortezza Fra Diavolo genannt. Von da an erweitert sich das Thal wieder, und bald tritt man in die Ebene von Fondi hinaus. Ohne in dem schmutzigen Neste mich aufzuhalten, setzte ich meinen Marsch nach Terracina fort, und gelangte bald zu dem Grenzposten Portello, einem festen Thurme, welcher nördlich an steile, kahle Felsen lehnt, südlich an einen Sumpf stößt, so daß die Straße, welche unter einem Gewölbe des Thurmes hindurchführt, dadurch ganz gesperrt wird. Als ich meinen Paß dem wachthabenden Unteroffizier vorwies, bemerkte derselbe, daß das Visum des römischen Gesandten in Neapel fehle, und daß ich, um selbes zu erlangen, wieder nach Neapel zurückkehren müsse. Das war ein Donnerschlag für mich. Nach vielem Reden machte der Mann mir endlich den Vorschlag, mich unter Bedeckung nach Terracina bringen zu lassen, um zu versuchen, ob der dortige Polizeipräfekt den Paß vielleicht dennoch werde gelten lassen. Der Vorschlag ward angenommen, und an der Seite eines wohlbewaffneten Soldaten, dem ich für jede Miglie einen Paul zu bezahlen hatte, marschirte ich nach Terracina.

Auf der Polizei daselbst angekommen, wandte ich mich an den Präfekten. Er saß, eine korpulente Gestalt mit breitem Mund, großer Habichtsnase und finsterblickenden Augen, in einem gepolsterten Lehnstuhle und hörte meine Entschuldigungen und Bitten stillschweigend an. Wie ich ausgeredet hatte, nahm er meinen Paß, schrieb etwas darauf und gab mir denselben wieder zurück, alles ohne ein Wort zu sprechen. Ich dankte höflich, eilte die Treppe hinab und las beim Lichte am Eingang des Hauses: „Gesehen, um wieder nach Neapel zurückzukehren.“

Es war schon tiefe Nacht, und ich von einem langen Marsche sehr ermüdet. Der Soldat, welcher mich von der neapolitanischen Grenze herbegleitet hatte, behauptete, mich auch wieder dorthin zurückbringen zu müssen. Gegen ein Trinkgeld jedoch verständigten wir uns, daß ich die Nacht in Terracina zubringen und am nächsten Morgen dann allein nach Portello zurückkehren dürfte.

Der Wirth, dem ich mein Mißgeschick erzählte und Miene machte, in der Frühe auch ohne das Visum nach Rom abzureisen, widerrieth mir dieses sehr, und meinte, ich könnte dadurch in sehr unangenehme Geschichten mich verwickeln. „Kehren Sie lieber nach Fondi zurück, ersuchen Sie dort den

Ortsrichter um Aufenthaltsbewilligung, und schicken Sie dann ihren Paß durch die Post zur Unterschrift nach Neapel, so müssen Sie nicht selbst wieder hingehen," sprach er nach einigem Besinnen, und bildete auf den glücklichen Einfall nicht wenig sich ein. Der Rath gefiel mir, ich beschloß, denselben zu befolgen, und legte mich schlafen.

Ein heftiges Gewitter war während der Nacht vorübergezogen. Der Morgen glänzte hell und frisch, und vielfarbig brachen sich die Strahlen der Sonne in den Tropfen, die noch an den Blättern der Myrthen hiengen, als ich meinen Rückweg heiter und wohlgemuth antrat. Selbst der Gedanke, daß auch all mein Geld ausgegangen — denn ich war von Neapel mit drei Thalern abgereist — störte meine Heiterkeit nicht, war es ja nicht das erstemal, daß ich mit leeren Taschen in der Fremde stand. Singend langte ich vor dem Grenzposten Portello wieder an, wo eine drollige Szene meine Augen ergötzte. Auf der Straße mitten unter dem Thurmbogen stand ein junger Kerl mit einer Frau. Er trug eine Geige, die Frau eine Zitter unter dem Arm. Aus der Kleidung schloß ich, daß es Deutsche sein müssen. Um beide lag in einem weiten Kreise ein Wall von feuchtem Weizenstroh, und eben waren zwei Soldaten

beschäftigt, denselben auf verschiedenen Seiten anzuzünden. Ein Ringfeuer schlug hoch auf, und ein Qualm zum Ersticken umhüllte eine Zeit lang Mann und Frau, die sich lange die Augen zu reiben hatten, bis sie einander wieder zärtliche Blicke zuwerfen konnten. Denn es war ein junges Ehepaar aus Schwaben. Weil man dort das Heirathen ihnen verboten hatte, waren sie nach Rom gegangen, um da sich trauen zu lassen, und standen nun im Begriff, Neapel zu besuchen, ihren Unterhalt mit Musiziren sich verschaffend. Die Räucherung hatte man mit ihnen vorgenommen, weil das Gerücht ging, es sei in Oberitalien die Cholera ausgebrochen.

Mit einer Empfehlung von dem freundlichen Offizier in Portello in der Hand, trat ich vor den Richter in Fondi. Nach einem strengen Examen ertheilte er mir die nachgesuchte Bewilligung, doch mit der Beschränkung, daß ich meine Wanderungen um das Städtchen nur bis zu einer gewissen Entfernung ausdehnen dürfte.

Aus der Lokande, in der ich mein Quartier aufschlug, drang mir kein sehr angenehmer Duft entgegen, obwohl sie noch lange nicht die schlechteste im Orte war. Als ich dem Wirthe meine Lage erzählte, machte der Umstand, daß ich ohne Geld sei,

am meisten Eindruck auf ihn, doch versprach er mich zu logiren, und fügte sogar noch die Versicherung hinzu, daß es mir an nichts gebrechen sollte. Seine Frau, wie es schien, weniger mit dem neuen Gaste zufrieden, wies mir neben der Küche ein Zimmer, in welchem ein schmutziges Bett, ein halbzerbrochener Tisch und eine Art von Stuhl sich befanden, während der Mann mit Wein, Brod und hartgesottenen Eiern mich reichlich versah. Und so war ich denn mit Allem versehen, und mein erstes Geschäft war jetzt, an meinen Freund in Neapel zu schreiben, ihm den Paß zur Unterschrift zu senden, und ihn um Geld zu bitten. Als ich den Brief auf die Post trug, deuteten auf der Gasse schon Buben und Mädchen mit den Worten auf mich: „Das ist der arme Mann, der kein Geld hat!"

Nun blieb mir Muße genug, Fondi zu sehen, welches ich sonst flüchtig hatte durchziehen wollen. Es ist das alte, von Ausonern gegründete Fundi, und liegt in einer Ebene, welche westlich vom Meere, auf den übrigen Seiten von einem Halbkreise von Gebirgen begrenzt, und größtentheils mit Getreide, Wein und Oelbäumen bepflanzt ist. Die malerischen Gebirgsabhänge kleidet ein üppiges Grün von Orangen, Zitronen, Oliven, Myrthen und Cypressen.

Der Wein, welcher da wächst, war der Cäcuber des Horaz, auch von Strabo, Martial und Plinius gelobt. In der Nähe liegt die Felsenhöhle, wo, nach den Nachrichten des Tacitus, Sejan das Leben Tibers rettete. Die Umgebungen von Fondi sind also sehr reizend, hingegen soll die Luft wegen der, zwischen dem Meere und dem Städtchen stehenden, fischreichen Gewässer höchst ungesund sein.

Das Städtchen selber, obgleich Sitz eines Bischofs, ist das elendeste und schmutzigste Nest, welches ich auf meiner ganzen Reise kennen gelernt. Es wurde im Jahr 1543 von den Türken verheert, und konnte seitdem sich nicht wieder erholen. Die Veranlassung dieses Ueberfalls war folgende. Julia Gonzaga, Wittwe des Vespasian Colonna, damalige Gräfin von Fondi, galt für das schönste Weib in Italien. Der Ruf ihrer Schönheit drang bis in die Türkei, und Soliman der Zweite bekam Lust, die Gefeierte in seinem Serail zu besitzen. Der Dey von Algier, Hariaden der Rothbärtige, versprach dem Sultan die Befriedigung seiner Wünsche, erschien zu diesem Zwecke mit einer türkischen Flotte vor Fondi und überfiel die Stadt bei Nacht. Die schöne Julia aber fand noch Zeit, im Hemde durch das Fenster zu springen, auf ein Pferd sich zu setzen

und in das Gebirge zu flüchten. Aus Aerger über den mißlungenen Streich ließ der Dey die Stadt verbrennen und führte viele ihrer Einwohner als Sklaven mit sich fort. So führte die Schönheit eines Weibes den Ruin einer Stadt herbei, aber auch dem Cavalier, welcher bei der Flucht behülflich gewesen, kostete der Zufall, die Schöne im Hemde gesehen zu haben, das Leben. So lautet wenigstens die Sage.

Außer der cyklopischen Mauer, welche lange vor Erbauung Roms aufgeführt worden sein soll und noch heute einen Theil des von der appischen Straße durchschnittenen Städtchens umgiebt, bietet Fondi wenig Merkwürdiges dar, als etwa die Kammer, in welcher der heilige Thomas von Aquin seinen Schülern die Theologie einst lehrte. Die Einwohner, ungefähr fünftausend an Zahl, sind im höchsten Grade unwissend. Die Männer haben im Allgemeinen ein banditenartiges Aussehen, stehen den größten Theil des Tages auf den Straßen herum, spielen, zanken und schimpfen sich aus. Die Frauen, wenn auch keine Julia Gonzaga mehr unter ihnen, sind mehrtheils wohlgestaltet, mit einnehmenden Gesichtszügen, schwarzen Haaren und dunkeln Augen, doch verräth ihre Gesichtsfarbe, gleich derjenigen der

Männer, den Einfluß einer ungesunden Luft, und hat also bei weitem nicht die Frische, wie bei den Frauen um Mola. Die Kleidung ist meistens sehr armselig und schmutzig. Die größte Unreinlichkeit herrscht auf den Gassen, wie in den Häusern. Vom Morgen früh bis gegen Mittag strömt Alles den Kirchen zu, nicht aus Andacht, sondern aus Gewohnheit. Der übrige Theil des Tages geht größtentheils im Nichtsthun dahin. Diese Schilderung paßt aber nicht blos auf Fondi, sondern auf die meisten kleinern Ortschaften von Unteritalien. Daß bei aller Freigebigkeit der Natur Armuth und Elend die Früchte eines solchen Lebens sein müssen, ist leicht einzusehen. Welch ein mächtiger Unterschied zwischen hier und den meisten Gegenden der Lombardei und des Herzogthums Toskana, wo Fleiß und Thätigkeit herrschen, und als Folge derselben überall blühender Wohlstand das Auge des Wanderes erquickt!

Die Gegend um Fondi oder vielmehr der ganze Strich von Itri über Terracina nach Rom steht wegen der häufig stattfindenden Straßenräubereien in sehr bösem Rufe. Hier hat der schreckliche Gasparoni seine Greuel ausgeübt, bis die Regierung von Neapel und Rom ihn endlich im Jahr 1826 zu einer

„Kapitulation“ zwangen. Seit dieser letzte der römischen Räuberanführer die Gegend geräumt, ist dieselbe sicherer geworden, aber wer weiß, wie bald wieder ein Anderer an dessen Stelle das blutige Handwerk beginnt. Freilich sind die Maßregeln, welche in neuester Zeit sowohl im Römischen als im Neapolitanischen gegen das schändliche Gewerbe der Straßenräuberei getroffen worden, sehr strenge, doch was nützen alle diese äußern Zwangmittel, wenn nicht gleichzeitig durch vernünftige Bildung auf das Herz des Volkes gewirkt und ein moralischer Abscheu gegen das Laster geweckt wird. So lange das nicht geschieht, so lange vielmehr alle und jede Volksbildung absichtlich unterdrückt wird, werden Galeeren und Kopfaufspießen das Uebel nicht beseitigen, und das schönste Land der Erde wird noch lange die Heimath der Räuber und Mörder bleiben. Wie groß ist die Verantwortung, den solche Regenten, Päbste wie Könige, auf ihre Häupter sich laden!

4.

> Glaubt mir, es ist kein Rath,
> All den Jammer zu ertragen,
> Als mit Trinken früh und spat
> Ihn sich aus dem Kopf zu schlagen!
>
> Rückert.

Fünf Tage waren bereits verstrichen, und Fondi mir höchst langweilig geworden. Als ich auf die Post ging, um nachzusehen, ob mein Paß noch nicht angelangt, zeigte sich, daß derselbe noch nicht abgegangen, sondern immer noch da lag. Der Postmeister, dem ich darüber Vorwürfe machte, zuckte die Achseln, entschuldigte sich mit der Cholera, und versprach unverzögerte Besorgung meines Briefes. Voll Aerger kehrte ich in meine Lokande zurück. Die Wirthin fing an, vom Bezahlen zu sprechen, der Wirth hingegen trug eine Flasche Wein in die Kammer mir nach, und hieß mich den Unmuth durch Trinken verscheuchen, was ich denn treulich befolgte.

Die Lokande war eine der schmutzigsten, die ich bisher in Italien kennen gelernt. Sie liegt, wenn etwa ein Reisender nach mir da einzukehren Lust bekommen sollte, in einem Seitengäßchen, rechts an der Straße von Neapel nach Rom, unweit der

Hauptkirche. Eine steile Treppe führt in die finstere Küche hinauf, wo die Gäste um den Herd sich setzen. Ein schmaler Steg außen am Hause leitet über eine stinkende Pfütze in die Kammer, die ich bewohnte. Sie hat keine Fensteröffnung, wohl aber Oeffnungen genug, um bei schlechtem Wetter den Regen hineinzulassen. Obgleich ich das Anbrechen des Tages in dem finstern Loch nicht bemerken konnte, so war ich doch immer frühzeitig wach. Denn früh am Morgen kam, fast immer um dieselbe Minute, der rothe, einäugige Hund und kratzte so lange an der Thür, bis ich ihm aufmachte. Er wußte, daß die Lampe ein Loch hatte, und kam, um das während der Nacht herausgeronnene Oel aufzulecken. Auch hielt er Polizei auf dem Stege, der zu meiner Kammer führte, indem er denselben von Zeit zu Zeit von dem Blute reinigte, welches seinem Kameraden, einem alten, fast haarlosen Mops aus dem linken Ohre ausfloß. Ein drittes Hausthier war eine ausgemergelte, buntschekige Katze, an einem langen Stricke in der Küche angebunden. So sehr mich das arme Thier dauerte, so machte ich mir doch allemal ein Gewissen daraus, ihr etwas zu fressen zu geben. Denn sie verschlang das Hingeworfene mit solcher Gier, daß sie jedesmal Husten

und Brechen darauf bekam, was sie jämmerlich anstrengte.

Diese Thiere, nebst dem langen, hagern lumpig gekleideten Wirthe und der kurzen dicken, vom Schmutze triefenden Wirthin, waren die Besitzer des Hauses. Die Küche besorgte der Mann. Die Speisen, welche er täglich kochte, bestanden aus Eiern, Maccaroni und Schweinefleisch. Oder eigentlich hätte ich die Maccaroni zuerst nennen sollen, denn sie machen im Neapolitanischen allenthalben das Hauptgericht aus, welches bei keiner Mahlzeit fehlen darf. Das Geköche war reinlicher, als man es bei einer solchen Wirthschaft hätte erwarten sollen. Soviel Lob gebührt dem Wirthe. Der Wein, wenn auch nicht mehr der Cäcuber des Horaz, war dennoch gut, und so konnte ich denn als ein Gast, in dessen Taschen sich längst kein rother Gran mehr befand — der letzte war für Taback ausgegeben worden — bei alledem noch recht wohl zufrieden sein.

Die Gäste, welche das Haus besuchten, waren Männer aus Fondi und der Umgegend. Ich mischte mich gerne unter sie, um ihren Gesprächen zuzuhören. Selten befand sich Einer dabei, welcher nothdürftig lesen und seinen Namen schreiben konnte. Ihre Reden drehten sich um Liebschaften, Händel,

Prellereien, und um allerlei abergläubische Dinge. Nie hörte ich nur ein Wort über Hauswesen, Landbau oder dergleichen Gegenstände sprechen. Häufig verstummten sie, wenn ich hinzutrat, schauten von der Seite mich an und warfen sich Blicke zu, die von Mißtrauen gegen mich zeugten. Selten beantwortete Einer meine Fragen befriedigend, weil diese, so einfache Dinge sie in der Regel auch betrafen, meist weit über den Horizont ihrer Kenntnisse hinausgingen. Auch dieses Bild gilt wieder nicht blos von Fondi, sondern von einem großen Theil unteritalienischer Ortschaften.

Oft ging ich an den Fuß der Berge hinüber — denn so weit zu gehen hatte der Richter mir erlaubt — lagerte mich da unter einen Oelbaum oder unter die grünen Zweige der Myrthe, horchte dem Dudelsack, der aus den Thälern hervortönte, und träumte so manche Stunde hin. Hätte ich zur Abwechselung nur auch etwas zu Lesen gehabt, aber der Kanonikus, „einer der gelehrtesten Männer," an den ich mich deßhalb wandte, sagte mir: „Hier nicht, aber in Mola hat man Bücher."

Einige Abwechselung in die peinigende Einförmigkeit brachte das Fest des heiligen Onorato, des Schutzpatrons von Fondi. Schon vor Tagesanbruch,

lange bevor der rothe, einäugige Hund an meiner Kammerthür krazte, läutete es mit allen Glocken. Mörser knallten durch die Gassen, vor den Thoren und von den umliegenden Bergen herab. Dudelsack und Kastagnetten, Geigen, Hoboen und Flöten tönten vor den Kirchen, Gesänge und Vivatrufe erschollen aus hundert Kehlen. Es war auf einmal alles Leben in dem sonst so todten Fondi. Neubelebt trat auch ich aus meiner dunkeln, dumpfen Kammer in den heitern, frischen Morgen hinaus. Durch die Hauptstraße daher zog eine bunte Prozession, mit zahlreichen Heiligenbildern, voran der silberne, mit allerlei Flitterstaat aufgeschmückte Onorato. Vor der Hauptkirche, von welcher der Zug ausgegangen war, wurde Halt gemacht und dem Schutzheiligen von der herbeidrängenden Menge ein wildes «E viva!» gebracht. Darauf zog man wieder in die Kirche. Fressen, Saufen und Lärmen waren der Schluß des hochheiligen Tages.

Es war gerade die Zeit der Olivenernte. Auf den Oelbäumen rings um das Städtchen saßen Männer mit langen Stangen, womit sie auf die Zweige schlugen, um die Früchte fallen zu machen. Schaaren von Weibern und Mädchen waren mit Auflesen beschäftigt. Allerlei Scherz und Gesang verkürzten

die Stunden. Oft schlug Eine die Zitter oder das Tambourin, und Andere tanzten dabei. So weiß sich dieses leichtfertige Volk die geringe Arbeit noch mit Spiel und Tanz zu versüßen. Sobald ich aber irgendwo auf dem Felde oder nur vor den Thoren mich blicken ließ, riefen die losen Mädchen allerlei Spottworte mir zu und begannen ein Lied zu singen, dessen Anfang in der Uebersetzung ungefähr so lautet:

„Zwanzig Tage, daß ich reise,
Um mir auch die Welt zu sehn,
Hab' gefunden immer Speise
Und ein Bett, zum Schlafen gehn:
Aber ohne Geld!"

Endlich am neunten Tage gegen Mittag rollte der Postwagen von Neapel auch wieder zum Thor von Fondi herein und mit ihm ein großer, frankirter Brief für mich. Hastig erbrach ich das Siegel, fand meinen Paß mit dem nöthigen Visum versehen, eine Spielkarte mit drei eingehefteten Goldstücken, nebst einem Briefe von meinem Freunde, in welchem er und alle meine Bekannten in Neapel über meine Lage in Fondi sich höchlich lustig machten.

Als ich der Lokanda mich näherte, sprangen Wirth und Wirthin mir entgegen. So neugierig jedoch waren sie nicht, daß sie hätten wissen mögen, was

in dem Briefe stand, sondern zeigten sich schon zufrieden, wie sie die blinkenden Goldstücke erblickten. „Ah, Signor Giovanni!“ rief der Wirth und klopfte mich auf die Schulter. „So pfiffig bin ich schon noch, daß ich aus Ihrem Gesichte habe lesen können, Sie seien ein braver Mann!“ fügte er hinzu, einen triumphirenden Blick auf das Weib werfend, welches in den letzten Tagen wegen meiner oft bitter mit ihm gezankt, so daß meine Anwesenheit bald den Hausfrieden völlig getrübt hätte.

Ich gab dem Manne eines der Goldstücke, um es auswechseln zu lassen. Es war eben Sonntag, und die Straße mit Menschen, welche aus der Kirche gekommen waren, angefüllt. Der freudige Wirth, dessen Ehre nun gerettet war, nahm das blanke Gold zwischen den Daumen und Zeigefinger der Rechten, hob den Arm in die Höhe, drehte die Hand unabläßig hin und her, um das Metall im Strahl der Sonne recht schimmern zu lassen, und marschirte mit gravitätischem Schritte zweimal unter der erstaunten Menge auf und ab, um zu zeigen, daß er kein solcher Narr, der nicht wisse, was hinter einem Menschen stecke.

Meine Rechnung für neun Tage betrug dreizehn Karlin, ungefähr einen Kronenthaler. Als

ich dem Manne mein Erstaunen über die so geringe Forderung ausdrückte, erwiederte er, daß er mit dieser Summe völlig befriedigt sei, wolle ich ihm aber noch ein Trinkgeld beilegen, so werde er es keineswegs verweigern.

Und jetzt nahm ich Abschied von der unvergeßlichen Lokanda und ihren Besitzern, und pilgerte, von Maestro Giuseppe und dem rothen, einäugigen Hunde noch eine Strecke weit begleitet, froh und freudig wieder weiter. Die Bewohner Fondi's, welche mich wenige Minuten vorher noch für einen Landstreicher und Preller gehalten hatten, zogen jetzt die Hüte vor mir ab, und die losen Mädchen, die mir so oft Spottlieder gesungen, wünschten meiner Signoria oder Herrlichkeit gar freundlich Glück auf die Reise.

5.

Gleich Elysiums Lenzen lacht der Winter
In den Gärten der Hesperiden.

Mathisson.

Terracina, das alte, von Volskern gegründete Anxur, liegt am Abhange eines felsigen Vorgebirges, welches sich zwischen der Ebene von Fondi und den pontinischen Sümpfen nach dem Meere erstreckt, und

zählt gegenwärtig kaum über achttausend Einwohner. Seine Lage ist ungemein reizend. Ein üppiger Pflanzenwuchs, besonders Oliven, Zitronen, Orangen, Myrthen, Mandeln und Pinien, bekleidet den Bergabhang, dessen Kalkfelsen zwischen dem lebendigen Grün noch heute so glänzendweiß, wie Horaz sie beschrieben, hervorschauen. Das Städtchen ist, im Vergleich zu Fondi, reinlich, und selbst einige Thätigkeit gewahrt man darin. Der vom Kaiser Antonin dem Frommen angelegte Hafen ist ganz verschüttet, und auch von der appischen Straße, welche mitten durch Anxur führte, sind nur noch einige schwache Spuren vorhanden. Die Domkirche hat mehrere schöne kannellirte Säulen von weißem Marmor, welche aus dem alten Apollotempel genommen worden. Rechts am Eingange, in der Vorhalle der Kirche, steht auf einem Fußgestell eine große Vase, mit einer italienischen Inschrift, welche sagt, daß die Heiden viele Christen, die den Götzen Apollo nicht anbeten wollten, in dieser Vase gequält und gemartert hätten. Zur Linken sieht man einige Malereien, wo unter anderm eine arme Seele gekocht wird.

Auf der Höhe des Berges, wo einst der Tempel des Apollo und die feste Burg von Anxur gestanden, liegen jetzt die Trümmer des zu Anfang des fünften

Jahrhunderts erbauten Schlosses von Theodorich, König der Gothen. Die Aussicht auf diesen Ruinen ist wundervoll. Rechts liegen die pontinischen Sümpfe, links die Ebene und der See von Fondi, vor sich hat man das Meer mit der malerischen Gruppe der Ponzainseln, bei sinkender Sonne so purpurroth erglänzend. Zwischen den Oliven, Mandeln und Myrthen, über welche die Palme ihr stolzes Haupt emporhebt, prangte, als ich droben stand und an der zaubervollen Landschaft mich freute, ein üppiger Blüthenschmuck. Auch die Mandelbäume standen schon in voller Blüthe. Mächtig ergriff mich dieses Grünen und Blühen zu einer Zeit, wo im Norden der Alpen der Winter noch mit furchtbarer Strenge herrschte.

In diesem reizvollen Landschaftgemälde verdient das Vergebirge der Circe, jetzt Monte Circello genannt, eine besondere Erwähnung. Es erhebt sich nordwestlich von Terracina, zwischen dem Meer und den pontinischen Sümpfen, und gewährt, aus der Ferne gesehen, in der That den Anblick einer Insel, als welche Homer es beschreibt. Der Gestalt nach fast kegelrund, besteht es aus einem festen Kalkfelsen und ist mit einem üppigen Pflanzenwuchse überkleidet. Die Grotte der „schöngelockten hehren, me=

lodischen Göttin“ ist noch vorhanden, eine weite, tiefe, durch Herausnehmen von Marmor und Alabaster entstandene Höhle am Fuße des Berges. Auf der Höhe desselben, wo einst die Stadt Circeji gelegen, steht jetzt der Flecken San Felice. Auch sind da noch einige Trümmer des alten Sonnentempels vorhanden. Der Berg ist reich an allerlei schönen Pflanzen, unter denen die Göttin einst die Kräuter zu dem Zaubertranke pflückte, womit sie die Gefährten des Ulysses in Schweine verwandelt. An der Küste längs der pontinischen Sümpfe sollen hin und wieder noch wilde Schweine sich zeigen, die aber schwerlich, wie ein französischer Reisender vermuthet, von jenen verwandelten Irrfahrern abstammen mögen, da ja der Zauber, wie Homer berichtet, wieder gelöst worden, nachdem Ulysses selber zur Göttin gekommen, um ein Jahr voll süßer Liebe mit ihr zu verleben.

Es war ein heiterer Morgen, als ich die von Vielen so gefürchtete Reise durch die pontinischen Sümpfe antrat. Auf der einen Seite vom Meere, auf der andern von einer meist schroff abfallenden Kette des Sabinergebirges begrenzt, erstrecken sich dieselben von Terracina bis Cisterna in einer Länge von fast zwölf Stunden, während ihre größte Breite nur anderthalb bis zwei Stunden beträgt. Einige

Stellen liegen ganz unter Wasser, andere hingegen sind mehr oder minder trocken und mit einem üppigen Grün bedeckt. An vielen Orten sieht man selbst ergiebige Anpflanzungen von Getreide und allerlei Gemüsearten. Mitten hindurch, zum Theil auf der alten appischen Straße fortlaufend, führt in gerader Linie die Straße, zu beiden Seiten mit hohen Alleen besetzt und von Kanälen, über welche schöne Brücken gebaut sind, theils begleitet, theils quer durchschnitten. Außer den Post- und Wachthäusern sieht man fast keine menschliche Wohnung, und die wenigen Einwohner, denen man begegnet, tragen alle die deutlichsten Spuren einer verpestenden Atmosphäre. Ihr Angesicht ist eingefallen und gelb, die Augen liegen tief in ihren Höhlen, die Blicke sind matt, die Bewegungen des Körpers träge und kraftlos. Es ist ein trauriger Anblick, diesen Strich Landes, auf dem die Lacedämonier einst sich angesiedelt, und auf welchem später dreiundzwanzig Städte gestanden haben, in seinem jetzigen Zustande zu sehen.

Gegen Mittag erreichte ich, ungefähr auf der Mitte des Weges, die Poststation Bocca di Fiume, wo ich anhielt, um einige Erquickungen zu nehmen. Ein Karren, mit verschiedenen Gegenständen beladen, stand vor dem Hause. Der Gaul, welcher ihn bis

hieher gezogen, lag halb ausgespannt am Boden, streckte alle Viere von sich, und war eben am Absterben. Der Kärner stand daneben und schlug mit einem dicken Knotenstocke aus allen Kräften auf das arme Thier los, um es zum Aufstehen anzutreiben. Meine Vorstellungen gegen eine so barbarische Behandlung waren umsonst, erst als der Gaul ausgeathmet hatte, hielt der Unmensch mit seinen Schlägen ein, fluchte dafür aber noch eine Zeit lang gräßlich fort.

Nachdem ich mit schlechtem Brode und noch schlechterem Weine mich etwas erquickt hatte, zog ich bald wieder weiter. Kühle Seewinde milderten die Mittagswärme und erfrischten die dumpfe, moderige Luft. Tausende und Tausende von Vögeln, die im Herbst mit mir über die Alpen gezogen waren, bedeckten stellenweise den Boden, und wenn es mir gelang, sie aufzuscheuchen, warfen ihre Schaaren, ähnlich langen Wolkenzügen, dunkle Schatten auf die Gegend.

Zwischen Torre di tre Ponti, einer blos aus drei oder vier Häusern bestehenden Ortschaft, und dem Städtchen Cisterna, da wo die Sümpfe, wenn man von Rom herkommt, anfangen, erhebt sich eine Marmorsäule mit der Inschrift, daß Pius der Sechste im Jahr 1786 die Straße habe machen und sie mit

Dämmen versehen lassen. Dieser Pabst hat am meisten für Austrocknung der pontinischen Sümpfe, woran seit den Zeiten der Römer gearbeitet worden, gethan. Nach ihm führt auch der Hauptkanal, die Linea Pia, seine Benennung.

Das Städtchen Cisterna wird für das alte Tres Tabernä gehalten, bis wohin die ersten Christen dem Apostel Paulus entgegenkamen, als er nach Rom zog. Es ist klein und schmutzig.

Ich hatte bei dreiundvierzig Miglien, ungefähr vierzehn deutsche Wegstunden, zurückgelegt, als ich mit einbrechender Nacht nach Velletri kam. Es ist das alte Viliträ, eine der vorzüglichsten Städte der Volsker, und auch unter den Römern noch immer von Bedeutung. Die Familie des Kaiser August stammte von daher, und Tiberius, Nerva, Caligula und Otho hatten da ihre Landhäuser. Seine Lage auf einer Anhöhe ist sehr malerisch. Ueber der Stadt, auf dem Gipfel des Berges, erhebt sich der Pallast Lancelotti, mit einer prachtvollen Marmortreppe und schönen Gärten. Die umliegenden kleinen Ortschaften waren von jeher die Heimath der römischen Räuber.

Am andern Morgen kam ich früh nach Genzano. Das Städtchen liegt ungemein freundlich an einem

niedern Vorsprunge des Albanerberges. Ueber ihm auf steiler Höhe erblickt man das malerische Nemi, an der Stelle, wo einst der berühmte Tempel der Diana mit dem der Göttin geweihten Haine gestanden. Der See von Nemi, den man von Genzano in einer guten Viertelstunde erreicht, hieß bei den Alten, seiner ruhigen Fläche wegen, auch Spiegel der Diana. Er hat ungefähr drei Viertelstunden im Umfang, ist von uralten Kastanienbäumen und hohen Pappeln umgeben, und füllt den Krater eines erloschenen Vulkans. Ein heiliges Schweigen herrscht an seinen dunkeln Ufern.

Die Landschaft von Cisterna über Velletri und Genzano nach Albano gehört zu den anmuthigsten und geschichtlich merkwürdigsten Gegenden Italiens. Eine üppige Vegetation kleidet die Abhänge, und eine herrliche Aussicht auf Land und Meer bietet allenthalben sich dar. Keine Stelle ist, an welche nicht große Erinnerungen sich anknüpften. Da stand, am See von Albano, das alte Alba Longa, die Wiege Roms, da liegen überall zerstreut Trümmer seiner Größe, seiner Kraft und seines Glanzes. Das Schönste in dieser schönen Landschaft aber sind die Frauen. Diese edeln Gestalten, mit schwarzen Haaren, dunkeln Augen, herrlichen Nacken und vollem

Busen fesseln die Blicke des Wanderes weit mehr, als alles andere. Ihre Kleidung besteht in einem weiten, blauen oder beblumten Rocke und einem scharlachrothen Leibchen, welches auf dem Rücken zugeschnürt ist. Die runden vollen Arme deckt blos das weiße Hemd. Die Haare sind in eine gestrickte Haube eingebunden, über welche ein länglich viereckig zusammengefaltetes, weißes, über der Stirn angeheftetes Tuch geworfen ist, das hinten frei herabhängt. Ihre Füße sind meist klein und niedlich gebaut, die Hände sehr wohl geformt. Gang und Haltung des Körpers haben etwas Würdiges, Edles, ich möchte sagen Antikes. Sie grüßen freundlich, und ihre Blicke verrathen nichts von jener frechen Neugier, die sonst aus den Augen der meisten italienischen Frauen hervorschaut.

Albano, mit ungefähr fünftausend Einwohnern, ist der Sitz eines Bischofs und der Sommeraufenthalt mehrerer reichen Familien in Rom, die vor der schlechten Luft der Campagna hieher auf ihre Landhäuser sich flüchten. Es liegt am Abhange des Albanerberges und hat seine Entstehung von der prachtvollen Villa des Pompejus, dem Albanum, welches später an die Kaiser überging. Vor dem Thore nach Rom erhebt sich ein altes, aus mächtigen Quadern

erbautes Denkmal, vom Volke für das Grabmal des Ascanius, des Gründers von Alba Longa gehalten. Vor einem andern Thore wird das Grabmal der Horazier und Curiazier gezeigt. Ungefähr drei Viertelstunden über der Stadt liegt, in einem ausgebrannten Krater, der Albanersee, und über demselben auf steiler Höhe das Städtchen Rocca di Papa, an der Stelle, wo das alte Alba Longa gestanden. Prächtige Landhäuser, worunter das Kastell Gandolfo, auf welchem der Pabst gewöhnlich den Sommer zubringt, schmücken die ganze Gegend.

Hinausgekommen vor Albano, stieg ich auf eine kleine Anhöhe rechts von der Straße hinauf, um da, hingestreckt auf weichen Rasen, noch ein Stündchen auszuruhen, bevor ich hinunterstieg in die traurige Campagna. Das sind unter vielen andern die unschätzbarsten Vortheile, die Derjenige genießt, welcher, all' seine Habseligkeiten mit sich tragend, seine Wanderungen zu Fuß macht, daß er ruhen darf, wo er will, und dabei so recht nach Herzenslust genießen, oder auch wehmüthigen Betrachtungen ungestört nachhängen kann. Welch eine köstliche, unvergeßliche Stunde brachte ich hier wieder zu, so allein und so abgeschieden vom Lärm der Welt! Es war der letzte Januar. Kein Wölklein schwebte am Himmel, blau

war Alles über mir, grün Alles um mich. Die ganze Campagna, westlich vom Meere, nördlich, östlich und südlich von einem weiten Halbkreise von Gebirgen begrenzt und von der Tiber durchströmt, lag vor meinen Blicken. Und mitten aus der trümmervollen Oede, wahrhaft wie eine Oase aus der Wüste, stieg das ewige Rom mit seinen Kuppeln empor. Es war ein wundervolles Schauen, wie die Sonne dem Meere sich zuneigte und die Stadt und die vielen über die weite Fläche zerstreuten Ruinen alle immer höher und höher aufzuwachsen schienen, bis endlich Alles ein seltsames, geisterhaftes Ansehen gewann. Kaum athmend, lag ich da, unverwandten Blickes auf den erinnerungsvollsten Fleck der Erde hinstarrend, bis eine Ameise, die mir über das Angesicht lief, den Zauber löste und aus meinen Träumen mich aufweckte.

Es war schon spät geworden, hastig band ich meinen Tornister auf den Rücken und machte mich auf gen Rom.

III.

Briefe aus Rom.

Hast du das Leben geschlürft an Parthenope's reizendem Busen,
Lerne den Tod nun auch über dem Grabe der Welt.
Zwar es umlächelt die Erde von Latium heiterer Himmel,
Rein am entwölkten Azur bildet sich Roms Horizont,
Wie es die Ebne beherrscht mit den siebengehügelten Zinnen
Bis zu dem Meer jenseits, dort vom Sabinergebirg:
Aber den Wanderer leitet ein Geist tiefsinniger Schwermuth
Mit oft weilendem Gang durch des Ruins Labyrinth.

A. W. Schlegel.

Briefe aus Rom.

1.

Wanderer, was du hier siehst, die weitumfassende Roma,
War vor Aeneas Zeit Hügel mit Grase bedeckt.

Properz.

Ich habe mich oft verwundert, wie ich das erste Mal Rom so bald wieder verlassen konnte. War es doch immer nur Rom, was in des alten Linigers Erzählungen mein Gemüth so mächtig ergriff, und später beim Lesen der römischen Klassiker meine Sehnsucht so gewaltig aufregte. Aber nun weiß ich, wie das gekommen. Ich hatte mir ein glänzendes Fantasiebild entworfen von der alten Roma, und wie ich endlich hinkam und das Kapitolium nicht mehr fand, die Göttertempel und Siegesbogen in Trümmern schaute, und auf dem Forum nur Mönche und Büffelochsen erblickte, da fühlte ich mich so getäuscht, daß mir in Rom gar nichts mehr gefallen wollte, und mir erst wieder wohl ward, als ich die Stadt im Rücken hatte.

Nun bin ich seit einigen Tagen wieder hier, laufe vom frühen Morgen bis spät am Abend in den Straßen und unter den Ruinen herum, und Alles fangt an, schöner, größer, erhabener mir zu erscheinen. Man darf Rom nicht flüchtig sehen, sondern muß längere Zeit hier verweilen, um gleichsam mit den Ruinen sich auszusöhnen. Erst dann findet man Gefallen am gegenwärtigen Rom.

Den schönsten und großartigsten Eindruck macht das neue Rom, wenn man von Norden her durch die Porta del Popolo in die Stadt tritt. Gleich innerhalb des Thores steht man auf der Piazza del Popolo, einem runden, prächtigen Platze, aus dessen Mitte ein achtzig Fuß hoher, mit Hieroglyphen bedeckter ägyptischer Obelisk emporragt. Schöne Gebäude, viele Statuen und wasserreiche Brunnen umgeben den Platz, an dessen südlicher Seite der herrliche Garten des Monte Pincio, ein vielbesuchter öffentlicher Vergnügungsort, hinansteigt. Nach Westen fällt der Blick in die breite, lange, gerade Straße des Corso, neben welchem zur Rechten die schöne Rippetta längs der Tiber hinlauft, zur Linken die nicht minder schöne Babbuina nach dem spanischen Platze führt. Der Vorderraum zwischen diesen beiden Straßen und dem Corso wird jederseits

durch eine Marienkirche ausgefüllt, wodurch der Platz noch mehr an Symmetrie gewinnt.

Folgt man dem Corso, so gelangt man zuerst auf die Piazza Colonna, wo die prächtige, hundert und achtundzwanzig Fuß hohe Antoninssäule steht, und am Ende desselben auf die von großartigen Palästen umgebene Piazza Venezia. Eine enge Gasse leitet von da an die große Treppe, die auf den Platz des Kapitols führt. Am Fuße derselben liegen zwei ägyptische Löwen, welche Wasser ausströmen, und oben stehen die Marmorstatuen von Kastor und Pollux, mit ihren Pferden. Die Vorderseite des Platzes ziert eine Balustrade, mit den sogenannten Trophäen des Marius, und auf dem Platze selbst bewundert man die herrliche Reiterstatue Marc Aurels von Bronze. Der Treppe gegenüber erhebt sich der Senatorenpallast, neben demselben das kapitolinische Museum und der Pallast der Conservatoren. Eine kleinere Treppe führt zu dem berüchtigten tarpeischen Felsen, eine andere zu der Kirche Maria in Ara Cöli, welche auf der Stelle sich befindet, wo einst der Tempel des kapitolischen Jupiters gestanden. Von der Südseite des Platzes steigt man auf das Forum, den Mittelpunkt des alten Roms, hinunter.

Vom spanischen Platze, in dessen Umgebung die meisten Fremden sich aufhalten, führt eine lange und gerade Straße auf den Quirinal, wo einst Romulus Nachfolger, Numa Pompilius, seinen Pallast hatte, jetzt aber der päbstliche Palazzo Quirinale steht, im welchem die Kardinäle eingesperrt werden, wenn sie wieder einen Pabst zu wählen haben. Auf dem geräumigen Platze bewundert man die berühmten Statuen von Kastor und Pollux, deren Pferde zu leben und zu athmen scheinen. Weiterhin gelangt man auf dieser Straße zu der herrlichen Kirche Maria Maggiore, und endlich zum Johann im Lateran, in einer zum Theil öden Gegend, unweit der Porta San Giovanni, durch welche der Weg nach Neapel führt.

Eine andere Hauptstraße, von welcher die Rippetta fast rechtwincklig durchschnitten wird, geht von der Mitte des Corso aus nach der Engelsbrücke und von da, vorüber an der Engelsburg, auf den Petersplatz, wo die Peterskirche, das Wunder der Baukunst und die Zuflucht der Sünder, ihre Riesenkuppel in den Himmel trägt. Westlich von dieser Straße, in einem der bevölkertsten Theile der Stadt, liegt die große Piazza Navona, und unweit von ihr

die Piazza della Rotonda, wo das Pantheon seine wunderbare Macht auf das Gemüth ausübt.

Dieses sind einige der Hauptpunkte des neuen Roms. Die Kirchen, Palläste, Säulen, Obelisken und Brunnen, welche man da, so wie in andern Theilen der Stadt schaut, sind beinahe zahllos und meist von solcher Großartigkeit, daß man sie nur anstaunen und bewundern kann. Und doch ist mir mitten unter all dieser Herrlichkeit nie wohl zu Muthe. Die Unreinlichkeit, welche an den meisten Orten sich zeigt, die Menge der Bettler, die allenthalben umherkauern und nach Almosen schreien, vor allem aber das geschäftloseste Leben und die Todtenstille in allen Gassen machen einen unbeschreiblich unangenehmen Eindruck. Die Ruinen, denen man fast bei jedem Schritte begegnet, steigern diesen Eindruck, indem man durch sie unaufhörlich gemahnt wird, daß da schon Größeres und Herrlicheres, als die Gegenwart bietet, zu Staub und Asche geworden. Und steige ich auf irgend einen Höhepunkt und schaue von da hinab und hinaus auf das öde Schweigen der einst so reich belebten Umgebungen Roms, so ergreift mich die tiefste Wehmuth, denn es kommt mir allemal vor, als liege das Buch des

Weltgerichtes vor mir aufgeschlagen, und als seien seine Blätter mit Blut und Thränen überschrieben.

So mache ich mir freilich selber Schmerz, aber was kann ich dafür, daß ich manchmal so weich bin!

2.

Es erhebt Sankt Peter sein
Kuppelerhabenes Dach:
Den Titansbau stört indeß
Wittembergs stahlharter Mönch.
Platen.

Ich habe heute wieder einen Besuch der Peterskirche gemacht. Es geht mir mit dieser Kirche gerade so, wie es mir mit Rom im Ganzen gegangen. Das erstemal fand ich sie so sehr unter meiner Erwartung, daß ich unbefriedigt wegging und selbst einige Tage kein Bedürfniß mehr fühlte, sie wieder zu besuchen. Seitdem ich aber zu wiederholten Malen in ihrem Innern gestanden und sie in allen ihren Theilen betrachtet habe, und besonders seitdem ich den Gang in ihre Riesenkuppel gemacht, erscheint sie mir größer, als selbst die kühnste Vorstellung, die ich mir je von ihr gebildet. Nur die wunderbare Symmetrie, die in allen Theilen und Verhältnissen

herrscht, ist es, die beim ersten Eintritt diese Größe nicht gewahren läßt.

Die Peterskirche steht an der Stelle, wo einst der Circus und die Gärten des Nero lagen. Hier war es, wo der Tyrann so viele Christen morden ließ. Die Leichname dieser Märtyrer wurden in der Grotte der Gladiatoren, neben dem Circus, begraben. In diese Grotte wurden auch die Reste des Apostel Petrus gebracht. Pabst Anaklet ließ auf dem Grabe desselben ein Bethaus errichten, an dessen Stelle Constantin der Große im Jahr 306 eine prächtige Kirche erbaute. Eilfhundert Jahre später, als dieser Tempel in Trümmer zu zerfallen drohte, begann unter Pabst Nikolaus dem Fünften der Bau der gegenwärtigen Peterskirche, welcher, nach mehrmaliger Veränderung des ursprünglichen Planes, endlich im Jahr 1775 unter Pius dem Sechsten vollendet ward. Der Bau dauerte also über dreihundert Jahre lang, und die Kosten desselben werden auf mehr als siebzig Millionen Thaler angeschlagen. Des Apostels Grab wird mitten unter der Kuppel in der sogenannten vatikanischen Grotte, über welcher der Hauptaltar sich erhebt, gezeigt. Und so wäre denn buchstäblich in Erfüllung gegangen, was

der Herr einst gesprochen: „Du bist Petrus und auf diesen Fels will ich meine Kirche bauen.“

Von der Höhe, Länge und Breite der Peterskirche, von den kostbaren Kapellen, Altären, Grabmälern, Mosaikgemälden und andern Herrlichkeiten, die man in ihr bewundert, will ich Ihnen keine Beschreibung machen. Die Größe des Riesenwerkes überschaut man am beßten, wenn man die hunderteinundvierzig Stufen hohe Treppe, welche auf das Gewölbe der Kirche hinaufführt, erstiegen hat. Da erheben sich neben der großen Kuppel noch zehn kleinere, zwischen denen man ordentlich wie in einer Stadt umherwandelt. Vom Dache steigt man auf einer zweiten Treppe bis unter die große Kuppel, dann über die äußere Ründung derselben hinan und endlich auf einer eisernen Leiter empor in den bronzenen Knopf, auf welchem das Kreuz sich erhebt. Dieser Knopf hält zehn Fuß im Durchmesser und hat Raum für sechszehn Personen, die bequem sitzen können. Die Aussicht, welche man auf dieser Höhe, die unter allen Bauwerken nur von den Pyramiden Aegyptens übertroffen wird, zuerst auf die Kirche selbst, dann auf die Stadt und die mit Ruinen überdeckte Campagna, vom Meere bis an den Gebirgskranz im Osten, genießt, ist die großartigste, die

man sich denken kann, nicht so fast wegen ihrer Ausdehnung, als vielmehr wegen der Erinnerungen, die an all die tausend Gegenstände, denen das Auge da begegnet, sich knüpfen.

Der Platz vor der Peterskirche ist rundlich und von einem prachtvollen Portikus, mit vier Reihen von Säulen, umgeben. Auf dem Geländer über den Hallen stehen an hundertundvierzig kolossale Bildsäulen, Heilige, Märtyrer und Päbste vorstellend. Aus der Mitte des Platzes erhebt sich, zwischen zwei mächtigen Springbrunnen, welche große, glänzende Wassergarben auswerfen, ein hundertundzwanzig Fuß hoher ägyptischer Obelisk.

Am Ende des nördlichen Theiles der Halle, unweit der Peterskirche, liegt der Eingang in den einst so gefürchteten Vatikan. Das Riesengebäude mit seinen vielen tausend Gemächern, Gängen und Treppen stellt, wenn man es vom Dache der Peterskirche herab betrachtet, mehr einem verworrenen Haufen von großen Pallästen, als nur einen einzigen Pallast dar. Die in zahlreichen Sälen aufgestellten Kunstsammlungen, dann die Stanzen und Logen Raphaels, die Sixtinische Kapelle mit dem jüngsten Gerichte von Michel Angelo und endlich die ungeheure Bibliothek, sind die Hauptgegenstände darin. Der an-

stoßende vatikanische Garten hat romantische Grotten und herrliche Brunnen. Die ungesunde Luft aber, welche in der ganzen Gegend herrscht, macht, daß der Pabst nie oder selten im Vatikan, sondern meistens im Quirinal und im Sommer auf seinem prächtigen Landhause am Albanersee wohnt.

Wenn ich so diese Gebäude betrachte, da nimmt mich nicht mehr Wunder, wohin die Masse der Dispensengelder und der Gewinn vom Ablaßhandel gekommen. Aber welch ein ungeheurer Abstand zwischen der Armuth des Heilandes und dem Reichthum seines Statthalters auf Erden! Der Eine hatte nicht, wo er sein Haupt hinlegen konnte, und der Andere weiß vor Ueberfülle nicht, wo er es hinlegen will.

Vom Vatikan führt eine bedeckte Gallerie in die Engelsburg, eine Verbindung, welche Alexander der Sechste herstellen ließ, um sich im Nothfall aus dem Vatikan in die feste Burg flüchten zu können. Das Schandleben, welches dieser Pabst führte, mußte ihn auf solche Rettungsmittel sinnen lassen. Die Engelsburg war ursprünglich das Grabmal des Kaisers Hadrian und wurde später in eine Festung umgeschaffen. Schon Belisar zog sich bei der Belagerung, die er von den Gothen auszuhalten hatte, dahin zurück und verwendete die vielen hundert Statuen,

welche das Gebäude zierten, zu seiner Vertheidigung. Bei einer Prozession, um das Ende der Pest zu erflehen, hatte Gregor der Große da die Erscheinung eines Engels. Zum Andenken an diese Begebenheit wurde das Gebäude mit einer kolossalen Statue, einen Engel vorstellend, geschmückt und seitdem Engelsburg geheißen.

Unweit der Engelsbrücke, auf deren Geländer zehn große Engelsstatuen mit den Werkzeugen der Kreuzigung Christi stehen, liegt am rechten Ufer der Tiber der schöne Spital Spirito Santo, von Innozenz dem Dritten gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts gegründet. Das Gebäude besitzt große Einkünfte, und hat Raum für tausend Kranke, die in jeder Hinsicht wohl versorgt werden. In der Nähe befindet sich eine Anstalt zur Aufnahme und Erziehung verlassener Kinder. Außerdem besitzt Rom noch eine Menge Spitäler und Versorgungsanstalten aller Art. Auch besteht da schon seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ein philantropisches Institut, wo gegen sichere Bürgschaft Geld unverzinslich ausgeliehen wird.

Von der Peterskirche aus machte ich heute noch einen Gang nach Sant Onofrio. Das Kloster liegt auf dem Janikulus, dem höchsten Hügel Roms, den

schon Ancus Martius durch eine Brücke mit der Stadt verbunden. Die Kirche hat schöne Gemälde von Hannibal Caraccio, Leonardo da Vinci, Peruzzi, Domenichino und Andern. Vor allem aber ist es das Grab des Tasso, was die Reisenden hieher zieht. Hier lebte der Dichter seine letzten Tage. Die Stelle eines Briefes, den er darüber an seinen Freund Constantini geschrieben, ist rührend. „Ich habe," sagt er, „mich in das Kloster Sant Onofrio bringen lassen, nicht blos weil seine Luft von den Aerzten mehr gerühmt wird, als die irgend einer andern Gegend um Rom, sondern auch um gleichsam von diesem erhabenen Ort und im Gespräche mit diesen frommen Mönchen meinen Uebergang in den Himmel zu beginnen." In der Sakristei wird die Büste und ein Manuscript des Dichters, im Klostergarten, wo man eine schöne, aber fast melancholische Aussicht auf die Tiber und die Stadt hat, die Eiche gezeigt, in deren Schatten der Dichter oft auszuruhen pflegte, und welche deshalb „Tasso's Eiche" genannt wird.

3.

Du düstrer Rest verschwundner Herrlichkeit,
Unsterblich selbst im Staub, gestürzt noch groß.
Byron.

Der Abend war hereingebrochen, die Sonne neigte sich schon dem Meere zu und die Ruinen warfen lange Schatten über den gelbbraunen Boden der Campagna, als ich mit einem jungen Landschaftmaler, der längere Zeit mit mir in München gelebt hatte, wieder einmal auf dem kapitolinischen Glockenthurme stand. Die Aussicht, welche man von diesem Thurme herab genießt, und die Gefühle und Empfindungen, die dabei jedesmal erwachen, sind von einer Art, daß ich sie Ihnen nicht zu beschreiben vermag. Auf der Peterskuppel erfreut sich das Auge freilich einer viel ausgedehntern Fernsicht, hier aber überschaut man, wie sonst auf keinem andern Standpunkte, das alte und neue Rom — nordwärts die Häusermassen des neuen, mit der gewaltigen Kirche des Apostels, südwärts die verworrenen Trümmerhaufen des alten, mit den Resten des ungeheuern Colosseums — beide durch eine Mauer umschlossen, welche an sechs Stunden im Umfang hält.

Steigt man die Treppe am südlichen Abhange des kapitolinischen Hügels hinunter, so gelangt man zu dem Triumphbogen, den der Senat und das Volk dem Septimus Severus und seinen Söhnen errichten ließen, als dieser die Parther und Araber geschlagen hatte. Er ist noch fast vollständig erhalten.

Links neben der Treppe liegen, unter einer Apostelkirche, die Reste der mamertinischen Gefängnisse, in denen Jugurtha den Hungertod gestorben und die Mitverschwornen des Catilina erwürgt worden. Später saß da der Apostel Petrus gefangen. Noch zeigt man die Säule, an welcher er angefesselt gewesen, und gierig wird getrunken von der Quelle, die er hervorspringen ließ, um seinen Kerkermeister zu taufen.

Zur Rechten, am Fuße des kapitolinischen Hügels, stehen noch drei prachtvolle korinthische Säulen von der Gräcostasis, dem Gebäude, welches zum Empfange der griechischen und andern fremden Gesandten bestimmt war. Nahe dabei finden sich einige Mauerstücke von der Curia Hostilia, wo der Senat seine Sitzungen hielt, so wie Reste vom Tempel der Concordia, in welchem Cicero bei der Verschwörung des Catilina die Väter versammelte. In der Kirche San Teodoro werden noch Spuren vom Tempel der

Vesta gezeigt, in welchem das heilige Feuer einst brannte.

Wandelt man auf der tief mit Schutt bedeckten Via Sacra fort, so schaut man zur Linken die Ruinen vom Tempel des Antonin und der Faustina. Zehn herrliche Säulen von farbigem Marmor stehen noch da, wo jetzt eine dem heiligen Laurenz geweihte Kirche sich erhebt. Weiterhin liegen die Trümmer vom Tempel des Romulus und Remus. Nahe dabei bewundert man drei prachtvolle Arkaden, von Einigen für Ueberreste vom Tempel des Friedens, von Andern für solche vom Tempel des Constantin gehalten. In geringer Entfernung ragen, neben einer Marienkirche, noch mächtige Gewölbe vom Tempel der Venus und der Roma aus dem Schutte hervor. Dann gelangt man zu dem wohlerhaltenen Triumphbogen, den der Senat und das Volk dem Titus erbauten, nachdem dieser Jerusalem erobert und zerstört hatte. Noch heute geht kein ächter Jude unter diesem Bogen hindurch.

Auf der Westseite der Via Sacra liegt der palatinische Berg, der berühmteste unter den sieben Hügeln, die Wiege Roms. Romulus und seine Nachfolger wohnten auf diesem Hügel, die Gracchen, Cicero und andere ausgezeichnete Römer hatten zur Zeit der

Republik auf demselben ihre Palläste, und später siedelten auf ihm die Kaiser sich an. August baute zuerst ein bescheidenes Haus, Tiber und Ciligula vergrößerten es, Nero gab ihm eine ungeheure Ausdehnung und schmückte mit solcher Pracht es aus, daß es den Namen „Goldenes Haus" erhielt. Jetzt ist Alles ein unförmlicher Schutthaufen, überwachsen mit Epheu, Eichen, Lorbeerbäumen und Cypressen. Auf der Spitze des Hügels, wo das Haus des August gestangen, erhebt sich die Vigna Palatina, mit hübschen Gärten und Rebgeländen. Der Blick aus dem mit Rosen angefüllten Garten auf die Trümmer so erstaunlicher Pracht und Größe erweckt seltsam wehmüthige Gefühle.

Das ist nunmehr das Forum und seine Umgebung. Umschlossen einst von einer prachtvollen Säulenhalle, geschmückt mit so vielen herrlichen Tempeln und Siegesbogen, überragt vom Capitolium, wo der donnernde Jupiter thronte, und den Kaiserpalläften, wo die Herrscher der Erde saßen — welch einen unbeschreiblichen Anblick muß es damals gewährt haben! Jetzt heißt es bei den Römern Campo Vaccino oder Kuhfeld!

Der Mond stand schon hoch am Himmel, als wir von den Kaiserpallästen herabstiegen und am

Triumphbogen des Constantin vorüber dem Colosseum uns näherten, der größten Ruine Roms. Das Riesengebäude, von Flavius Vespasian begonnen und von seinem Sohne Titus beendigt, konnte über hunderttausend Zuschauer fassen. Unter Titus ein Theater der Gladiatoren, unter Diokletian der Schauplatz, auf welchem die ersten Christen verbluteten, im Mittelalter eine Festung, hat es zu den verschiedenartigsten Zwecken gedient, bis gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts seine Zerstörung vorzüglich dadurch befördert wurde, daß Pabst Paul der Zweite aus ihm die Steine zu vielen großen Bauten in Rom nehmen ließ. Jetzt stehen darin die Altäre der vierzehn Nothhelfer, und in der Mitte ein Kreuz, und wer das Kreuz andächtig küßt, gewinnt, laut Inschrift an demselbem, vierzig Tage Ablaß von allen Sünden. In einem der vielen Bogen hat ein Einsiedler seine romantische Wohnung aufgeschlagen. Auf dem Platze vor dem Gebäude befindet sich die sogenannte Meta Sudans, ein Ueberrest des Springbrunnens, den Vespasian angelegt, und der einst so stark besucht wurde, daß Seneca, welcher in der Nähe wohnte, in einem seiner Briefe über den Lärm sich beklagt, welcher Tag und Nacht da herrschte. Später soll man bei diesem Brunnen die Christen

gegeißelt und ihnen ihr Urtheil bekannt gemacht haben, weßhalb die Trümmer jetzt in großer Verehrung stehen.

Der Name Colosseum soll von dem Colosse des Nero herrühren, welcher dahin gebracht wurde. Sonst hieß das Gebäude nach seinem Erbauer auch das Amphitheater des Flavius. Es ist von mächtigen Travertinblöcken aufgeführt, hält sechszehnhundert Fuß im Umfang und steigt in drei Ordnungen über einander auf, mit dorischen, jonischen und korinthischen Säulen. Der Eindruck, den das Ganze macht, wenn man hinaufsteigt und die verschiedenen Stockwerke durchwandelt, ist wunderbar, besonders in einer hellen Mondnacht, wenn die Strahlen des Mondes von Oben und durch die vielen Oeffnungen einfallen, und magische Schatten um das üppige Strauchwerk, das aus den halbverschütteten Bogen hervortreibt, sich lagern.

Es war tief in der Nacht als wir das Colosseum verließen. Wir nahmen unsern Weg wieder nach dem Kapitol zurück, und wendeten uns von da dem Forum des Trajan zu. Dieses Forum, am Fuße des Quirinal gelegen, war einer der schönsten Plätze im alten Rom. Jetzt erhebt sich da die prachtvolle Trajanssäule, eines der herrlichsten Monumente des

Alterthums. Sie wurde dem Kaiser zu Ehren seiner über die Germanen und Dazier erfochtenen Siege errichtet, besteht aus vierunddreißig Marmorblöcken, und ist ganz mit erhabener Arbeit bedeckt. Die Figuren, gegen dritthalbtausend an Zahl, sind ungemein vollkommen und schön. Auf hundert fünfundachtzig Stufen steigt man inwendig hinauf und hat oben eine weite und schöne Aussicht. Neben dieser Säule stehen noch mehrere Reihen von Halbsäulen, die der Basilika des Kaisers angehörten, in welcher Gelehrte und Dichter dem Volke ihre Werke vorlasen.

Vom Forum des Trajan besuchten wir noch die Fontana Trevi, auch Acqua Vergine genannt, weil eine Jungfrau ihre Quelle den durstigen Soldaten des Agrippa entdeckte. Sie entspringt ungefähr dritthalb Stunden von Rom an der Straße nach Tivoli, und gehört unter die schönsten öffentlichen Brunnen, an denen die Stadt so reich ist. Das Wasser springt aus künstlichen Felsspalten hervor, auf denen der kolossale Ozean, von vielen andern Figuren umgeben, in einem Muschelwagen sitzt. Die Brechung der Mondesstrahlen in dem mit Macht hervortreibenden Wasser gewährt einen schönen Anblick.

Alles war still, als wir wieder auf den spanischen Platz zurückkamen, von welchem wir ausgegangen waren. Nur im nahen Cafe Greco saßen noch einige Fremde und Künstler, die in traulichem Gespräche ihre Pfeife rauchten.

4.

> Da, wo der Tiberstrom sein Gold
> Durch Au'n, die immer grünen,
> In hundert Labyrinthen rollt,
> Vertieft' ich mich, eh ich's gewollt,
> In schaurige Ruinen.
>
> **Gotter.**

Bald nach Sonnenaufgang ging ich heute über den Quirinal nach der Kirche Maria Maggiore, bewunderte da lange die sechsunddreißig antiken, jonischen Säulen, die prachtvolle Urne von Porphyr, welche den Hauptaltar bildet, die kostbaren Marmorarten, die schönen Mosaiken, die reichen Vergoldungen nebst vielen andern Dingen, und schlenderte dann hinaus zum Johann im Lateran, der ersten Kirche der katholischen Christenheit, der Kathedrale des Pabstes, „der Stadt und des Erdkreises Mutter und Haupt,“ und wie sie sonst noch genannt wird. Ursprünglich von Constantin dem Großen gestiftet,

wurde sie, nachdem sie zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts durch eine Feuersbrunst fast gänzlich zerstört worden war, durch mehrere Päbste wieder aufgebaut und endlich von Clemens dem Zwölften vollendet. Ihre von Travertin aufgeführte Vorderseite wird aus vier großen römischen Säulen und sechs Pilastern gebildet, zwischen denen fünf Balkone sich befinden, von deren mittelstem aus der päbstliche Segen ertheilt wird. Das Innere ist voll unbeschreiblicher Pracht. Herrliche Marmorarten, Statuen, Mosaiken und Malereien füllen die fünf großen Schiffe. Ein Tabernakel von gothischer Arbeit schließt auf dem prachtvollen Hauptaltare die Köpfe von Peter und Paul, als die Hauptreliquien, ein. Welche Massen von Geld müssen aus allen Gegenden der Welt nach Rom gewandert sein, um solch verschwenderische Tempel bauen zu können!

Neben der Kirche liegt der glänzende Pallast des Pabstes, in welchem Petrus in seinem armseligen Rocke eine komische Figur jetzt machen würde. Der Kirche gerade gegenüber steht die geheimnißvolle Kapelle. Drei Treppen führen in das mystische Innere derselben hinan, zwei seitliche schmale und eine mittlere breite. Diese letztere soll einst im Hause des Pilatus zu Jerusalem gewesen, und der Heiland

dieselbe hinabgestiegen sein, als er zum Tode verurtheilt war. Sie wird deßhalb die „heilige Treppe“ genannt, und nur auf den Knien, nachdem man vorher die Schuhe ausgezogen, darf man dieselbe ersteigen oder vielmehr errutschen. Eine prächtige Kutsche hielt vor der Kapelle, als ich derselben mich näherte. Zwei schöne Frauen stiegen aus, entledigten sich ihrer Schuhe und rutschten nicht ohne Mühe die glatten Tritte hinauf. Um es mir bequemer zu machen — denn ich gehe nicht gerne auf den Knien — stieg ich auf einer der Seitentreppen hinan, und stellte mich, nachdem die Frauen ihre Andacht verrichtet und sich wieder entfernt hatten, auch vor das kleine Loch, durch welches man in das wundervolle, geheimnißreiche, von einer matten Lampe nur spärlich erleuchtete Heiligthum hinein schaut.

Die vielerlei Betrachtungen, die ich da anstellte, ließen mich die heilige Treppe ganz vergessen, und ohne es zu merken, stieg ich auf derselben, statt wieder auf einer der Seitentreppen, hinunter. Ich hatte ungefähr die Hälfte der achtundzwanzig Tritte zurückgelegt, als unten eine grelle Stimme erscholl, die mich rasch zurückkehren hieß. Ich sah auf und erblickte einen jungen Mönch, aber in demselben Augenblick rief mir von Oben ein anderer zu, so

schnell als möglich hinunter zu steigen. Das war allerdings eine fatale Lage. Denn sobald ich dem Untern folgen wollte, rief der Obere „hinab!“ und machte ich Miene, dem Obern zu gehorchen, so schrie der Untere „hinauf!“ Endlich ging ich doch hinab, weil mir dieses vernünftiger schien. Nach einer langen und ernsten Strafpredigt, die damit endigte, daß mir kein Theil am Himmel werde, wenn ich nicht durch schwere Buße, wozu ich gerade in Rom die beste Gelegenheit hätte, das „größte Verbrechen, dessen je ein Mensch sich schuldig machen könnte,“ wieder aussöhne, ward ich entlassen.

Ich wandte meine Schritte wieder dem Colosseum zu, wo mein Freund mich erwartete. Die ganze Strecke, vom Lateran bis hinab nach dem Forum, ist mit Ruinen gleichsam überdeckt. Darunter zeichnen sich besonders die Bäder des Titus aus. In den unterirdischen Gewölben derselben, die jetzt wieder zugänglich gemacht sind, soll Raphael die Muster zu seinen Arabesken in den Logen des Vatikans gefunden haben.

Wir gingen unter dem Triumphbogen des Constantin hindurch, ließen die Kaiserpalläste zur Rechten liegen und nahmen unsern Weg durch eine öde, mit Ruinen überschüttete Gegend nach dem Circus Ma-

ximus. Er war der größte und schönste Circus in Rom. Schon Romulus begann den Bau, den Tarquinius Priscus vollendete, Julius Cäsar erweiterte und August verschönerte. Hundert und fünfzigtausend Menschen konnten bei den circensischen Spielen, welche darin gefeiert wurden, sich versammeln. Nach der Feuersbrunst unter Nero wurde er wieder neu aufgebaut, und zwar in einem solchen Umfange, daß er eine halbe Million Zuschauer fassen konnte. Drei über einander aufsteigende Säulenordnungen umgaben ihn von Außen, um die Reihen der Sitze zu stützen, welche innen durch einen breiten Wassergraben vom Kampfplatze der wilden Thiere geschieden waren. Jetzt ist von dem Riesenwerke nichts mehr übrig, als einiges Mauerwerk, im Kirchhofe der Juden.

Wir lenkten unsere Schritte weiter durch die einsame, melancholische Gegend nach der Porta Paola, vor welcher die Pyramide des Cestius steht. Sie hat ganz die Form der ägyptischen Pyramiden, erhebt sich zu einer Höhe von hundert und zwanzig Fuß, ist mit weißem Marmor bekleidet, und soll, wie die Inschrift sagt, in dreihundert und dreißig Tagen aufgebaut worden sein, um die Asche — eines Zeremonienmeisters aufzunehmen. Denn Cestius war

einer der sieben Beamten, welche die Aufsicht über die Feste, die den Göttern gegeben wurden, zu führen hatten. So weit brachte es schon im alten Rom die Eitelkeit!

Neben der Pyramide liegt der Kirchhof der Protestanten, mit prächtigen Denkmälern von Marmor bedeckt, aber sehr im Verfalle.

Wir gingen durch das Paulsthor wieder zurück und hatten bald den Monte Testaccio oder Scherbenberg erreicht, ein ungefähr hundert und fünfzig Fuß hoher und gegen fünfhundert Fuß im Umfang haltender Hügel, der aus den Bruchstücken irdener Geschirre, welche nach und nach aus der Stadt hier aufgehäuft worden, entstanden sein soll. Der Fuß des Hügels ist mit Rebgehegen umgeben, die Abhänge sind mit Gras bewachsen. Die Aussicht, welche man auf ihm über die Tiber und ihre öden Ufer hat, ist, besonders bei Sonnenuntergang, ungemein melancholisch. Desto lustiger dagegen ist das Leben vor den vielen Weinkellern, welche im Berge liegen. An schönen Abenden, vorzüglich im Spätherbst, strömen die Römer schaarenweise hieher, um an dem Weine, der in diesen Kellern sehr frisch erhalten wird, sich zu erquicken und allerlei Belustigungen sich hinzugeben. Alle Physiognomien, Ko=

stüme und Charaktere sieht man hier vereinigt, wo Mädchen und Knaben bei der einfachen Musik eines Tamburin ihre malerischen Tänze im Schatten der Bäume aufführen.

Es war schon spät am Abend, als wir der Sabinakirche uns näherten und von da längs der Tiber, vorüber an den Trümmern des Ponte Sublicio, die Ruinen vom Theater des Marcellus erreichten. Dieses große Theater wurde durch Kaiser August zu Ehren Marcells, des Sohnes seiner Schwester Octavia, erbaut, bestand in drei Säulenordnungen und konnte dreißigtausend Zuschauer fassen. Ein Portikus von zweihundert und siebzig Säulen, und ausgeschmückt mit den schönsten Gemälden und Statuen, schützte das Volk vor Regen. Jetzt sind nur noch wenige Trümmer vorhanden, in welche zum Theil elende Butiken eingemauert sind, vor denen der Fischmarkt gehalten wird.

Und so habe ich denn heute wieder einen langen Weg fast nur unter Ruinen zurückgelegt und sitze jetzt ermüdet in meinem kleinen Zimmer. Meine Seele verlangt nach andern Eindrücken, und darum will ich Morgen einen Ausflug nach Tivoli machen.

5.

Süß ist's, am Wogensturz in Tiburs Hain,
Wo Flaccus oft, entfloh'n den Schattenchören,
Im Mondlicht wandelt, bei Albanerwein
Den Genius der Vorwelt zu beschwören!
Mathisson.

Die Campagna glänzte noch im hellen Mondlichte, als ich schon durch die Porta San Lorenzo hinaustrat. Einzelne Campagnarden, meist mit Büchsen bewaffnet, begegneten mir. Sie brachten auf ihren Eseln Lebensmittel in die Stadt, und zogen grüßend an mir vorüber. Die Straße geht eine Strecke weit auf der alten Via Tiburtina fort, welche, wie alle Hauptstraßen des alten Roms, mit großen, vieleckigen Basaltblöcken gepflastert ist.

Ungefähr dritthalb Stunden von der Stadt, unweit der kleinen, halbversunkenen Meierei Martellone, sieht man zur Linken den Lago de' Tartari, dessen Wasser eine Menge von Kalktuff absetzt und damit das Schilf und andere Pflanzen am Ufer krustenartig überzieht. Etwas weiterhin liegt die Brücke, welche über die Aqua Albula führt. Geht man am Kanale eine Strecke weit hinauf, so gelangt man zu

drei kleinen Seen, von denen der größte „See der schwimmenden Inseln“ genannt wird, weil auf seiner Oberfläche inselähnliche, aus Staub, verfaulten Kräutern und einer dicklichen, erdpechartigen Materie, die auf dem Wasser sich ablagert, bestehende Gebilde umherschwimmen. Das Wasser ist lauwarm, sehr schwefelhaltig, von gelblichweißer Farbe, und verbreitet einen sehr starken Schwefelgeruch. Offenbar ist diese Solfatara der Ueberrest eines Vulkans, welcher da einst brannte. Nahe bei diesen Seen, deren größter beträchtlich tief ist, liegen noch Trümmer von den Bädern des Agrippa, deren heilsame Wirkung auch Kaiser August empfunden. Auch glaubt man, daß da einst das Orakel des Faunus gewesen sei, zu welchem, nach Virgil, Latinus seine Zuflucht genommen.

Rechts neben der Straße, mehr nach dem Gebirge hin, liegen die großen Travertinbrüche, aus welchen die Steine zum Bau des Colosseums, zur Peterskirche und vielen andern großen Bauten des alten und neuen Roms genommen worden. Endlich gelangt man auf den Ponte Lucano, welcher über den Anio, jetzt Teverone, führt, und neben welchem das Grabmal der sowohl in den Zeiten der Republik, als auch unter den Kaisern geachteten Familie Plau-

tia liegt. Hier beginnt das Gebirge, die Gegend wird grüner und anmuthiger, und bald hat man auf der Via Consularis das schmutzige, aber lieblich gelegene Städtchen erreicht.

Tivoli, das alte Tibur, vierhundert zweiund-sechszig Jahre älter als Rom, berühmt durch den Aufenthalt von Horaz, Catull, Properz, August und Mäzen, zerstört durch Totila, und wieder aufgebaut, zählt gegenwärtig ungefähr fünftausend Einwohner, unter denen viel geschäftiges Leben herrscht. Durch enge Gassen gelangt man hinaus auf den Punkt, wo man den Anio aus dem Sabinergebirge daherströmen, in einem breiten, von grünen Anhöhen umschlossenen Becken sich sammeln und dann in die romantische Felsschlucht hinabstürzen sieht. Auf der Höhe des Felsens, gerade über dem Sturze, liegt die ungemein liebliche Ruine des Tempels der Sibylla, von der man auf einem schmalen Zickzackpfade zwischen üppigem Gesträuch hinuntersteigt zur Grotte des Neptuns, aus welcher ein Arm des Stromes, der einen unterirdischen Weg sich gebahnt, donnernd hervorstürzt, während ein dritter Strahl senkrecht vom Felsen niederfällt, wodurch der große Fall sehr an Reiz gewinnt. Ein Theil des Wassers wird beständig in Staub aufgelöst, steigt nebelartig in die

Höhe und fällt in Gestalt eines feinen Regens wieder nieder, ringsum ein üppiges Grün unterhaltend. Prächtige Regenbogen entstehen aus den in diesen wolkenartigen Gebilden gebrochenen Sonnenstrahlen.

Aus der Grotte des Neptuns strömen die vereinigten Wasser eine Strecke weit über ein felsiges Bett dahin, verlieren sich darauf in der Grotte der Sirene unter eine natürliche Felsbrücke, unter welcher sie aber bald wieder hervorstürzen, und eilen sodann im raschen Laufe das enge, von hohen und lieblichen Thalwänden eingeschlossene Flußbett hinab, um weiter unter die Kaskadellen aufzunehmen, welche von einem Seitenarm herrühren, der, um Mühlen und Eisenwerke zu treiben, aus dem Hauptstrome, noch oberhalb seines Falles, abgeleitet ist. Einige dieser Kaskadellen, deren Anblick ungemein malerisch, kommen bei großem Wasser sogar aus den Fenstern der Villa des Mäzen, welche jetzt in eine Eisenfabrik umgewandelt ist, herab.

Am rechten Ufer des Stromes, unfern der Villa des Catull und dem Haine des Tiburnus, wo noch altes Mauerwerk vom Hause des Horaz, der dem Rauschen des Falles hier lauschte, gezeigt wird, überschaut man alle diese kleinern Fälle und hat zugleich den romantischen Anblick des üppig bewachse-

nen Thales. Ich kenne keine Gegend, die mich lieblicher dünkt, als diese, und begreife jetzt, wie das einsame Tibur dem sinnigen Dichter besser gefallen konnte, als das königliche Rom.

Die Villa des Mäzen bestand aus zwei Stockwerken, einem dorischen und einem jonischen. Das letztere ist völlig verschwunden, aber auf der Terasse des erstern hat man die wundervollste Aussicht auf die Campagna, auf Rom, auf das Meer, auf die Albaner- und Sabinerberge. In der Nähe schaut man noch einige Reste von dem einst so glänzenden Landhause des Pompilius Varus, so wie ein altes, rundes, in Reben verstecktes Mauerwerk, welches von Einigen für einen Tempel des Hustens erklärt wird, wahrscheinlicher aber ein Grabmal der Familia Tossia war.

Auf einem Hügel südwestlich vor dem Städtchen liegt die berühmte Villa, welche der Kardinal Hippolit von Este um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts erbaut. Die lange Allee von Pinien und Cypressen, welche zu derselben führt, so wie der vor dem Pallaste gelegene, üppige und von einer Menge von Statuen gezierte Garten, gewähren, wenn man aus dem einsamen Aniothale, vertieft in Erinnerungen aus den Zeiten des Horaz, daherkommt, einen

etwas fremdartig überraschenden Anblick. Die Aussicht auf der obersten Terrasse des Gartens über die ganze Campagna ist weit und schön. Der Pallast selbst aber eilt rasch seinem Verfalle entgegen.

Etwas unterhalb dieses Landeshauses liegen die Trümmer der Villa des Hadrian, zum Theil mit Oelbäumen, Feigen, immergrünen Eichen und andern Bäumen üppig bewachsen. Das griechische Theater hat ziemlich seine Form erhalten, und eben so steht ein großer Theil der Bibliothek noch da. Im Thale Canope befinden sich die Reste des ägyptischen Tempels, wo man die Wohnung der Priester noch sieht. Auf einem Hügel über dem Thale liegen noch mächtige Trümmer von der Akademie und dem Odeon. Mit einem Worte, man glaubt nicht auf den Resten des Landhauses eines Römers, sondern auf den Ruinen einer Stadt zu wandeln.

Was aber mein Auge nicht minder erfreute, als der stürzende Anio, das waren die schönen Mädchen, denen ich in Tivoli begegnete. Es war eben ein Festtag, und aus der Nachbarschaft strömte Alles herbei, um an der Prozession Theil zu nehmen. Da zogen die Lieblichen in Gruppen, gleich Grazien, daher, wahrhaft antike Formen von klassischer Schönheit.

Es war gegen Mitternacht, als ich wieder nach Rom zurückkam. In allen Gassen herrschte schon die tiefste Stille. Aus dem geräuschvollen Neapel kommend, wo um diese Stunde noch alles Leben ist, kann ich mich an diese Stille immer noch nicht gewöhnen. Wie anders muß es aber auch in Rom gewesen sein zu Juvenals Zeiten, wo Nachts ein solcher Lärm in den Straßen war, daß „Bär und Meerkalb hätten schlafen mögen.“

6.

Künstliche Himmel ruhen auf schlanken jonischen Säulen,
Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon ein.

Schiller.

Das Pantheon, sechsundzwanzig Jahre vor Christus erbaut, und also noch aus dem goldenen Zeitalter Roms herstammend, ist die schönste unter allen Ruinen. Schon der einfache und edle Portikus, aus sechszehn Säulen von ägyptischem Marmor gebildet, ein Meisterwerk griechischer und römischer Baukunst, macht einen wunderbaren Eindruck. In den Nischen rechts und links neben dem Eingange in das Innere standen einst die kolossalen Statuen des Agrippa und August, jetzt aber sind da Rosen=

kränze, Skapulire und Votivtafeln aufgehangen, vor denen einige schmutzige Lämpchen brennen. Denn der herrliche Tempel, welcher von seinem Erbauer Agrippa allen Göttern geschenkt worden, wurde von Pabst Bonifaz dem Vierten der Maria und allen Märtyrern geweiht, ein Umstand, dem wir freilich die Erhaltung desselben bis auf unsere Tage großentheils verdanken. Durch ein mächtiges Portal mit einer Thüre von Bronze tritt man in die Rotonda. Die Wirkung ist hier ganz anders, als beim ersten Eintritte in die Peterskirche. Dort erscheint Alles viel kleiner, hier viel größer, als es wirklich ist. Und das ist denn doch wohl die ächte Baukunst, die es versteht, dem Auge die Gegenstände im großartigsten Maßstabe erscheinen zu lassen. Wie leicht, wie schön, wie erhaben wölbt sich das Ganze, und der Anblick des blauen Himmels durch die weite runde Oeffnung, durch welche alles Licht von Oben einfällt, wie wunderbar ergreift er Geist und Gemüth!

Der Fußboden ist aus Granit, mit eingelegten Porphyren, gebildet. Die Verzierungen der Wände sind, mit Ausnahme einer Statue der Madonna del Sasso, von geringem Werthe, desto schöner aber tritt das Ganze in seiner erhabenen Einfachheit hervor. Neben einer der Kapellen liegen die Reste Ra-

phaels. Die sinnige Grabschrift, welche La Casa unter das Brustbild des Verklärten setzte, sagt in einem einfachen Distichon, daß jener Raphael hier ruhe, von welchem die Natur, als er noch lebte, besiegt zu werden, und als er starb, mit ihm zu sterben fürchtete.

Der Platz vor dem Pantheon, mit einem Brunnen und einem Obelisken verziert, ist durch den Schutt der hier in Trümmer gefallenen Gebäude so erhöht, daß von fünf Stufen, auf welchen man sonst in den Portikus hinaufstieg, nichts mehr zu sehen. Jetzt wird da fast täglich Gemüse- und Vogelmarkt gehalten, und das Geschrei der schmutzigen Verkäufler, die sich nicht schämen, getödtete Schwalben auf den Markt zu bringen, stört nur zu oft die reinsten Genüsse, die das Anschauen des herrlichsten Denkmales einer so großen und geistigen Vergangenheit gewährt.

Vom Pantheon bin ich diesen Nachmittag nach der Universität gegangen, um wieder einmal eine Vorlesung anzuhören. Das Gebäude, unter Leo dem Zehnten durch Michel Angelo begonnen, führt von einer Inschrift an demselben, welche sagt, daß der Anfang aller Weisheit die Furcht Gottes sei, den Namen „La Sapienza“. Theologie, Rechts-

wissenschaft, Medizin, Philosophie und Sprachkunde sind die Zweige, in denen durch zahlreiche und zum Theil tüchtige Professoren gelehrt wird. Mich ziehen begreiflich vor allen die medizinischen und naturwissenschaftlichen Fächer an, heute aber habe ich einmal eine theologische Vorlesung angehört. Der Professor, ein Mann in seinen beßten Jahren, trat herein und setzte sich auf eine kaum fußhohe Bank vor das Katheder, indem er einem der Schüler seine Hefte überreichte. Dieser setzte sich neben den Lehrer und diktirte aus dessen Papieren seinen Mitkollegen ungefähr eine halbe Stunde lang, während welcher Zeit der Professor sich ganz ruhig verhielt. Dann aber bestieg er den Lehrstuhl, um über das Diktirte die nöthigen Erklärungen zu geben. Warum er sich nicht gleich Anfangs auf das Katheder gesetzt, konnte mir keiner der Zuhörer sagen, aber ich wünschte, Sie hätten die komische Figur sehen können, die der große, hagere Mann Gottes mit seinen langen Beinen auf dem niedern Schemmel neben der Armensündergestalt des diktirenden Kanditaten machte.

So wenig ich mich in dieser Stunde erbaute, so viel Genuß haben mir hingegen schon oft die geistreichen Vorträge über vergleichende Anatomie und Naturgeschichte des Professor Metaxa, eines Grie=

chen, gemacht. Seine Kenntnisse, verbunden mit einem liebenswürdigen Betragen, müssen ihm von Jedermann Hochachtung und Liebe gewinnen. Die naturhistorische Sammlung, welche unter seiner Aufsicht steht, ist in raschem Fortschreiten begriffen.

Schon wiederholt habe ich auch das Collegium Romanum besucht. Rings um einen weiten, mit einer doppelten Säulenhalle umschlossenen Hof liegen zahlreiche Lehrzimmer, wo die Jesuiten, welche, trotz daß sie hier mitten in Rom sind, doch Mühe haben, sich zu halten, im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen, so wie in der Rhetorik und einigen philosophischen Fächern Unterricht ertheilen. Ich habe verschiedenen Unterrichtsstunden beigewohnt und wenn auch nicht den Geist des Unterrichtes, doch wenigstens die gefällige Manier, in welcher derselbe ertheilt worden, bewundert. Daß schon mehrere Päbste und eine Menge von Kardinälen aus dieser Anstalt hervorgegangen, wird dem Besuchenden keineswegs verhehlt. Außer den Wohnungen der Jesuiten besitzt die Anstalt eine reiche Bibliothek, eine Sternwarte, einen botanischen Garten und das ehemals so berühmte Museum des Pater Kircher.

Das Collegium der Propaganda wurde in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts durch

Gregor den Fünften gegründet. Es werden darin, nebst den theologischen Wissenschaften, vorzüglich die orientalischen Sprachen gelehrt für Solche, die den edeln Drang in sich fühlen, die Lehre Jesu zu den entlegensten Völkern des Erdballs zu tragen. Möchte es aber nur immer diese göttliche Lehre sein, die sie den Heiden bringen!

Für den gewöhnlichen Unterricht wird in Rom durch sechszig sogenannte Quartierschulen gesorgt. Sie werden von Laien gehalten. Der Schüler entrichtet monatlich fünf bis zehn Paoli, ungefähr zwei bis vier Schweizerfranken. Diese Schulen zählen gegen zweitausend Zöglinge. Sieben Pfarrschulen sind unentgeltlich und haben fünfhundert Schüler, sieben andere, von Regulargeistlichen gehalten, sollen gegen zweitausend Zöglinge unterrichten. Im Ganzen genießen ungefähr drei Viertheile der Kinder den Unterricht. Die gegenseitige Unterrichtsmethode ist streng verboten. Im Uebrigen enthalten die Schulgesetze mancherlei gute Bestimmungen, besonders in Hinsicht auf Strafen.

7.

Man rettet gern aus trüber Gegenwart
Sich in das heitere Gebiet der Kunst.
Uhland.

Wenn man die ungeheure Menge der Alterthümer, die im Vatikan, auf dem Kapitol und in allen den Pallästen in und um der Stadt aufgehäuft sind, gesehen hat, so darf man billig fragen, wo sie alle hergekommen. Der Abbe Barthelemey hat berechnet, daß bis jetzt im Boden von Rom siebzigtausend Statuen aufgefunden worden, so viel daß man eine große Stadt reichlich damit bevölkern könnte. Rechnet man dazu noch die Menge der Säulen, ohne was völlig zerstört und in andere Länder gebracht worden, in Anschlag zu bringen, welch eine Masse von Prachtgebäuden muß die alte Roma besessen haben, und wie glänzend müssen diese ausgeschmückt gewesen sein!

Das vatikanische Museum ist unter allen das reichste und schönste. Ein Labyrinth von Sälen, Zimmern und Gängen schließt eine unbeschreibliche Menge von Statuen, Büsten und allerlei Alterthümern, nebst einer Anzahl der vorzüglichsten Ge-

mälde, ein. Daß hier der berühmte Torso, die kolossale Statue des Nil, die wundervolle Gruppe des Laokoon, der herrliche Apollo und zahlreiche andere ausgezeichnete Schöpfungen der Kunst sich befinden, wissen Sie längst aus Beschreibungen. Großes Interesse bewahren für mich immer die Büsten. Stunden lang wandle ich unter denselben herum und schaue den Helden, Dichtern, Philosophen, Republikanern, Kaisern, Tyrannen der alten Roma ins Angesicht. Wie ganz anders, als ich sie mir vorgestellt, sehen manche von ihnen mich an!

Die berühmten Logen des Raphael bestehen in drei über einander liegenden Säulengängen mit Verzierungen und Deckengemälden nach Zeichnungen des großen Meisters, meist aber von seinen Schülern unter seiner Aufsicht ausgeführt. Die Verzierungen, in Form von Arabesken, sollen denen in den Bädern des Titus nachgebildet sein, die Deckengemälde hingegen stellen biblische Geschichten dar. Als der Triumph der Malerei werden die Stanzen des Raphael betrachtet, vier große Zimmer, deren Wände und Decken mit Freskogemälden von wunderbarer Schönheit geschmückt sind.

Die Gemäldegallerie selbst enthält kaum fünfzig Stück, darunter aber solche, welche diese Sammlung

zur ersten in der Welt machen. Da prangt, neben den Werken von Tizian und Andern, in unbeschreiblicher Glorie die Verklärung Christi von Raphael, seit drei Jahrhunderten als das größte Werk der Malerkunst bewundert und gepriesen. Wie oft bin ich schon in den Vatikan gegangen und habe all die vielen Säle mit ihren tausend und tausend Merkwürdigkeiten im Fluge durcheilt, als wäre nichts da, was die Aufmerksamkeit fesseln könnte, nur um eine Weile betrachtend vor diesem Gemälde zu stehen, Geist und Gemüth daran zu erfrischen, und dann wieder hinauszutreten aus dem Riesengebäude in den einsamen Garten des Vatikan!

Das kapitolinische Museum, wenn gleich minder reich, als das vatikanische, enthält dennoch eine erstaunliche Menge von Kunstwerken und allerlei Alterthümern. Bildsäulen, Büsten, Inschriften, Urnen, Vasen und Sarkophage, nebst einer großen Sammlung von Gemälden, füllen zahlreiche Säle und Zimmer. Da schaut man, unter tausend andern merkwürdigen Gegenständen, noch die Wölfin von Bronze, welche am Tage der Ermordung des Cäsar vom Blitze getroffen worden. Unter vielen Büsten sieht man auch die der Sappho, des Sokrates, des Scipio Afrikanus, des Virgil und des Cicero, so

wie diejenige des Appius Claudius und der übelberüchtigten Messalina. Ein anderer Saal bewahrt über zweihundert Köpfe von griechischen und römischen Philosophen, die mir schon oft wieder interessanten Stoff zu Betrachtungen und Vergleichungen gegeben. Der sterbende Fechter gilt, wie Sie wissen, für eines der vollkommensten Werke. Er ist auch den ganzen Tag von Künstlern umgeben, die ihn abzuzeichnen sich bemühen. Ferner bewundert man da einen Antinous, eine aus dem Bade steigende Venus, eine Gruppe von Amor und Psyche, und vorzüglich den herrlichen Kopf des Marcus Brutus. Die Gemäldesammlung enthält Werke der berühmtesten Meister, worunter der Raub der Europa von Paul Veronese, Jesus und die Ehebrecherin von Tizian, der Tod der heiligen Petronella von Guercino, Romulus und Remus von Rubens, und viele andre von wundervoller Schönheit.

Die Privatsammlungen in und um Rom sind so zahlreich, daß man, obgleich sie leicht zugänglich, lange Zeit braucht, um nur die merkwürdigsten derselben zu besuchen. Man wird aber, trotz daß es die köstlichste aller Schwelgereien ist, des ewigen Anschauens und Bewunderns so müde, daß es einem am Ende gar nicht schwer macht, Manches nicht gesehen zu haben.

8.

Rom's Mauern, Rom's Prachtgärten, wo stets
Die Cypresse ragt, schwermüthig und stolz,
Wiederum schließen sie mich friedlich ein,
Rollen der Vorwelt Sage mir auf.

Platen.

In das todte Rom ist auf einmal Leben gekommen. Der Karneval naht. Schon seit einigen Tagen wird von früh bis spät im Corso gearbeitet, um die Straßen zu reinigen, das Pflaster auszubessern, die Trottoirs auf beiden Seiten durch Bretter zu ergänzen, und allerlei Gerüste zum Stehen und Sitzen für die Zuschauer an den Reihen der Häuser und Palläste aufzuschlagen. Auf der Piazza del Popolo, am Anfange, und auf der Piazza Venezia, am Ende des Corso, werden große Zurüstungen für die Pferderennen gemacht, dort um die Pferde loszulassen, hier um sie nach dem Rennen wieder aufzufangen. Schaubühnen von beträchtlichem Umfange werden besonders auf dem Volksplatze aufgerichtet. Der Corso ist den ganzen Tag mit Menschen aus allen Ständen angefüllt. Fremde, besonders Engländer und Franzosen, strömen von allen Seiten herbei und laufen

von Haus zu Haus, um Balkone oder Fenster zu miethen. Alle Butiken strotzen von Maskenanzügen, die da an Stöcken in langen Reihen stehen, zum Auswählen bereit. Zahllose Esel tragen Bänke, Stühle und Tische daher, um sie an Zuschauer vermiethen zu können. Dort geht ein solches Thier, das auf seinem Rücken nicht weniger als dreiundzwanzig Stühle trägt. So aufzuladen ist eine Kunst, die nur der Italiener versteht.

Morgen geht's los!

Das Wetter war die letzten drei Tage etwas unfreundlich, selbst Schnee in solcher Menge fiel, daß die Campagna ganz weiß aussah. Nun aber ist der Himmel wieder hell, die Luft mild und warm, und alles ladet ein zu einem Spaziergange in die Villa Borghese, wo mir schon so manche frohe Stunde verflossen.

Die Landhäuser um Rom sind sehr zahlreich und bestehen größtentheils in weitläuftigen Pallästen, umgeben von herrlichen Gärten. Viele davon enthalten reiche Sammlungen von Kunstschätzen und Alterthümern aller Art. Manche aber liegen öde und verlassen da, und die Stille, die in den weiten Anlagen herrscht, nur vom Gemurmel künstlicher Wasserfälle unterbrochen, macht einen eigenen Eindruck

auf das Gemüth und erhöht das Großartige der Anlagen. Der Fremde findet überall Eingang.

Am häufigsten wird die Villa Borghese besucht. Sie ist gleichsam ein öffentlicher Belustigungsort, wohin im Herbst und Frühjahr die Bewohner Roms schaarenweise strömen. Ihre Lage auf einer Anhöhe vor der Porta del Popolo ist ungemein reizend, der Eingang selbst großartig und schön. Eine breite Allee führt von dem prächtigem Portale zu einem herrlichen Springbrunnen, und theilt sich da in zwei Arme. Gleich beim Eintritte erblickt man einen kleinen See, der sein Wasser von einem Bache erhält, welcher mehrere Fälle bildet. Folgt man dem linken Arme der Allee, so gelangt man zu einem Triumphbogen, auf welchem zwischen zwei Sklaven die Bildsäule des Septimus Severus steht. Der rechte Arm dagegen leitet zu einem ägyptischen Tempel, vor welchem zwei mit Hieroglyphen bedeckte ägyptische Obeliske stehen. Ueberdies zieren den Garten noch ein kleiner Dianentempel, so wie ein Tempel des Aeskulap. Der Pallast enthält eine herrliche Sammlung von Statuen, unter denen vorzüglich eine Ceres und ein Herkules sich auszeichnen.

Im weitläuftigen Garten nehmen schattige Lorbeerhaine die Besuchenden auf. Malerische Volks=

gruppen bilden sich allenthalben, durch Erzählungen und Spiele sich unterhaltend. Nichts aber ist lieblicher, als jene Gruppen von Jünglingen und Jungfrauen, die irgendwo im Schatten eines Oelbaumes oder einer Pinie beim Klang der Mandoline und des Tamburin ihre reizenden Tänze aufführen, so ganz verschieden von unserm deutschen Walzer. Sie können sich kaum etwas Einfacheres denken, als diese Musik, und kaum etwas Reizenderes, als die Grazie, welche das tanzende Paar, besonders das Mädchen dabei entwickelt. Wenn diese den Oberkörper leise vorwärts beugt, das Köpfchen etwas zurückwirft und zur Seite neigt, mit dem Daumen und Zeigefinger das schmale Fürtuch faßt, die vollen Arme in zierlichen Bogen emporschwingt und mit schmachtenden Blicken den blühenden Tänzer betrachtet, der wie ein Halbgott vor ihr sich bewegt — wahrlich da ist sie ganz jene Tänzerin der Alten, die wir in Pompeji abgebildet schauen!

Nahe bei der Villa Borghese liegt die kleine Villa Nelli, welche Raphael einst bewohnte, von dessen Hand man da noch herrliche Fresken schaut.

Innerhalb der Stadtmauer, auf der Höhe des über der Piazza del Popolo sich erhebenden Monte Pincio, liegt die berühmte Villa Medici. Eine

prächtige Treppe vom spanischen Platze nach der Kirche Trinita de' Monti führt auf den Berg, auf welchem man die schönste Aussicht über das neue Rom und hinaus über die Villa Borghese genießt. Die Anhöhe war im alten Rom unter dem Namen „Gartenhügel" bekannt, weil da die Gärten lagen, welche Sallust nach der Rückkehr von seinem Consulate in Numidien, wo er ungeheure Reichthümer sich erworben, angelegt, und welche später Nero, Vespasian, Nerva, und Aurelian bewohnten. Hier war es, wo Sallust mitten in allem erdenklichen Luxus so beredt gegen den Luxus schrieb, und die Einfachheit der alten republikanischen Sitten seinen Mitbürgern und der Welt anpries. Man zeigt noch einige Spuren vom Hause des Geschichtschreibers, dann die Trümmer eines der Venus geheiligten Tempels, so wie endlich bei der Porta Salaria auch noch das „Verbrecherfeld," wo die Vestalinen, welche das Gelübde der Keuschheit gebrochen, lebendig begraben wurden. Alarich zerstörte alle diese Anlagen. Die Villa Medici, um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts erbaut, vom Kardinal Alexander Medicis, dem nachherigen Pabste Leo dem Eilften, erweitert und verschönert, fiel später an Frankreich und ist gegenwärtig der Sitz der französischen Aka=

demie. Der Pallast enthält eine herrliche Sammlung von Gypsabgüssen der vorzüglichsten alten Bildhauer-werke, nebst einer reichen auf die Kunst bezüglichen Bibliothek.

Unter vielen andern werden auch die Villa Pamfili und die Villa Albani häufig besucht. Die erstere hat einen Wald von majestätischen Pinien, romantische Grotten, Springbrunnen und Wasserfälle, und gewährt eine weite und schöne Aussicht bis hinaus auf das Meer. Die letztere, eine Schöpfung eines der entschiedensten Verehrer der schönen Künste, des Kardinals Alexander Albani, ist im Geschmacke der Alten gebaut und besitzt, nächst dem Vatikan und dem Kapitol, die reichste und schönste Kunstsammlung, über welche uns Winkelmann so viel Schönes und Treffliches hinterlassen.

9.

Sieh', da draußen auf der Straße
Treibt sich's schon im Sauf' und Brause
Mit des Karnevals Gestalten!

Th. Heli.

Gestern hat der Karneval begonnen. Gegen zwei Uhr Nachmittags strömten die Massen dem Kapitol

zu, um da einer sonderbaren Feierlichkeit beizuwohnen. Es wird nämlich der Fasching damit eröffnet, daß die Juden wieder um „ein Jahr Galgenfrist“ bitten müssen. Zu diesem Ende erscheinen drei Auserwählte von ihnen, um die Bitte vor einem Abgeordneten der päbstlichen Regierung zu stellen. In frühern Zeiten bekamen sie einen Tritt in den Hintern, und mußten darauf, in Säcke eingebunden, den Corso durchwandeln, jetzt aber — denn der Pabst macht auch Fortschritte in der Civilisation — dürfen sie wie andere Leute weggehen, müssen jedoch dafür die erste Preisfahne zum Pferderennen liefern, und am Neujahr eine katholische Predigt anhören. Die Fahnen für das Rennen bestehen aus einem Stück Sammt oder anderm Stoffe, welches ungefähr zwölf Ellen lang und vierfach zusammengefaltet an eine Stange gebunden ist, an welcher oben ein Fähnchen mit drei Wappen flattert.

Nach dem Judenspektakel ziehen die Senatoren, von Musik begleitet und von den Preisfahnen gefolgt, unter dem Geläute der Glocke des Kapitols, durch welche den Römern sonst auch die Wahl des Pabstes verkündigt wird, die große Treppe hinunter nach dem Corso. Die Häuserreihen dieses letztern sind jetzt mit kostbaren rothen Tüchern behangen, die

Trottoirs zu beiden Seiten mit einer ungeheuern Menge von Zuschauern angefüllt. Prächtige Wagen, von der Piazza del Popolo kommend und auf der Piazza Venezia wieder umkehrend, fahren in zwei gedrängten Reihen, zwischen denen ein Strom von Masken und Zuschauern in immer wechselnden Gestalten daherwogt, auf und nieder. Alle Balkone und Fenster sind mit Herren und Damen besetzt. Die Confetti, eine Art von Zuckererbsen, die aber größtentheils aus Gyps bestehen, weßhalb der Zentner auch nur siebenundzwanzig Paoli kostet, fliegen in Massen auf die Menge, denn es ist jetzt Brauch, nicht mit den Fingern, sondern mit einer handvoll dieser Erbsen ins Gesicht, je derber, desto besser, zu grüßen. Die Engländer haben ganze Körbe voll auf ihren Balkonen, und schleudern sie mit Hülfe von papierenen Rohren, weil ihnen eine Handvoll zu wenig ist, auf die wogende Menge hinab. Man glaubt oft Schnee oder Schlossen fallen zu sehen, und wirklich ist am Abend der Corso auch ganz weiß bedeckt, wo dann industriöse Bursche ein Geschäft daraus machen, die Erbsen mit Besen zusammen zu wischen, sie durchzusieben und gereinigt am folgenden Tag wieder zu verkaufen. Nur wenn man gegen Jemanden besonders höflich sein will, wirft man

ächte Confetti, und diese dann nicht handvoll und ins Gesicht, sondern einzeln vor die Brust des zu Begrüßenden, oder wenn dieser fährt, in den Wagen oder gar nur vor den Kutschenschlag desselben. Daran erkennt man leicht die artigen Römer, so wie hinwieder an dem unsinnigen Werfen die Engländer.

Um vier Uhr zieht der Senat wieder, begleitet von Musik und Fahnen, in glänzenden Galawagen durch den Corso. Eine halbe Stunde später geben auf der Engelsburg sechs Kanonenschüsse das Zeichen zum Pferderennen. Die Equipagen flüchten nun durch alle Seitenstraßen, eine Abtheilung Militär marschirt durch den Corso, die Zuschauer zu beiden Seiten auf die Trottoirs drängend, und um die Straße noch freier zu machen, sprengt darauf ein Trupp von Dragonern im gestreckten Galloppe daher. Jetzt wird auf ein gegebenes Zeichen das vor den Pferdebehältern auf der Piazza del Popolo gespannte Seil niedergelassen und die Pferde, zwar nicht beritten, aber mit brennendem Zunder und allerlei andern Treibmitteln auf dem Rücken, kommen mit Blitzesschnelle dahergeflogen, und werden auf der Piazza Venezia mittelst großen Tüchern wieder aufgefangen. Das erste am Ziel gewinnt die Fahne der Juden, nebst fünfzig Skudi vom Senat, die folgenden erhalten

verhältnißmäßig geringere Preise. So wie das letzte vorbeigeeilt, füllt sich der Corso wieder mit Wagen und Menschen, und der Spuck dauert fort bis in die Nacht.

Das war des Karnevals erster Tag. Heute ist Sonntag, und alles öde und still. Ich habe den Nachmittag auf dem „heiligen Berge," den Abend im Theater zugebracht.

Rom besitzt nur zwei Haupttheater, das eine für Opern, das andere für Schauspiele. Während des Karnevals werden noch einige kleinere geöffnet, zu denen das Teatro della Pace gehört, welches ich diesen Abend besuchte. Das Stück war höchst mittelmäßig, sowohl in Hinsicht auf Inhalt, wie auf Aufführung. Der Lärm im Parterre und in den Logen war so groß, daß man nur mit Mühe etwas verstehen konnte. Aus den Logen wurden den Spielenden mehrmals angefaulte Orangen an die Köpfe geworfen.

Besser, als in den eigentlichen Theatern, habe ich mich schon oft im Marionettentheater unterhalten. Es ist zwar nicht so groß, wie jenes in Mailand, aber treffliche Witze kommen mitunter darin vor.

Eine Art öffentlicher Belustigung der Römer ist auch das Ballwerfen, worin sie große Geschicklichkeit zeigen.

Es ist Mitternacht. Aus dem Fenster meines Zimmers übersehe ich einen großen Theil der Stadt, und jetzt leuchten die Sterne so mild und schön herab auf das ewige Rom.

10.

E morto il Carnevale!

Der Karneval ist todt!

Römisches Lied.

Der Karneval ist zu Ende, die Fremden ziehen fort und die Römer schleichen mit langen, andächtigen Gesichtern in den Kirchen herum. Der Aschermittwoch hat Rom in ein Grab verwandelt.

Wie bin ich aber froh, daß es so ist! Zehn Tage, mit Ausnahme eines Freitags und zweier Sonntage, dauerte das tolle Leben. Am Giovedi grasso oder fetten Donnerstage wogte eine ungeheure Menschenmenge im Corso und auf den angrenzenden Plätzen. Es ist der Tag, an welchem aus den umliegenden Ortschaften, besonders aus den Sabiner- und Albanerbergen die fastnachtlustigen Landleute herbeiströmen. Die Masken waren an diesem Tage am zahlreichsten, boten aber dennoch wenig Abwechslung

dar. Die Doktoren, im mittelalterlichen Kostüm, mit ungeheuern weißen oder rothen Perücken, furchtbaren Vatermördern und mächtigen Folianten unter den Armen, kommen am häufigsten vor. Am Abend war glänzendes Festino im Theater Alibert. Das Parterre und die Bühne, beide zu einem Tanzsaale umgeschaffen, strozten von Masken. Mehr aber, als an diesen, erfreute mein Auge sich am Anblicke der herrlichen Frauen und Mädchen aus dem Sabiner- und Albanerlande, die da mit schönen Busen, herrlichen Nacken, antiken Gesichtern und brennenden Augen in der untersten der Logen als Zuschauerinen saßen.

Am Sonntage begann, weil dieser Tag geheiligt werden muß, die Römer aber nicht eine ganze Nacht verlieren wollen, der Ball mit dem letzten Schlage der Mitternacht und dauerte bis Montags Morgen sieben Uhr.

Der tollste Abend war der letzte. Das Wetter war schön, wie bei uns im Sommer, das Gedränge von Masken, Wagen und Fußgängern unbeschreiblich. Alles trieb sich bunt durch einander. Selbst der englische Kapitän, mit dem ich auf der Spitze des Aetna zusammengetroffen, und dem ich nachher auf dem Meere, in Neapel und in der Peterskirche

wieder begegnet, ohne daß er drei Worte zu mir gesprochen, warf mir jetzt eine tüchtige handvoll Confetti ins Gesicht, was ich zu erwiedern nicht ermangelte.

So wie der Augenblick des Pferderennens herannahte, wurden auf einmal alle Confettiverkäufler zu Kerzenhändlern, und statt des „Ecco Confetti!“ hörte man jetzt an allen Ecken und Enden „Ecco Mocheli!“ Wenige Minuten nach dem Rennen, welches heute etwas später stattfand, war der ganze Corso von einem Ende zum andern voll Lichter. Auf beiden Trottoirs, in allen Wagen, unter allen Fenstern, vom ersten bis in den letzten Stock hinauf, leuchteten Tausende und Tausende von Mocheli oder kleinen Wachskerzchen. Aus vielen Fenstern ragten lange Stangen heraus, mit dreißig bis sechszig solchen Kerzchen besetzt. Die Kutschner trugen sie auf ihren Peitschen, auf den Köpfen, sogar auf den Nasenspitzen. In dem Wogen und Drängen ist Jeder nur bemüht, sein Lichtlein zu erhalten und dagegen die andern durch Blasen oder Daraufschlagen mit der Hand oder dem Sacktuche auszulöschen. Man reißt selbst die Kutschenschläge auf, um den Fahrenden ihre Lichter auszutilgen. Die in den obern Stockwerken lassen große Papierwische an

Schnüren hinunter, um den Untern ihre Lichter zu rauben. Nicht selten gerathen diese Wische in Brand und regnen Feuer auf die Menge, zum Jubel der Massen. Wer sein Licht gegen Angriffe retten kann, streckt es triumphirend in die Höhe und brüllt «Ecco Mochelo!» Wer es dem Andern auslöschen kann, schreit «Senza Mochelo!» Und so erschallt das «Mocheio!» dessen Endsylbe so lange gezogen wird, als nur immer der Athem ausreicht, in einem Halle unaufhörlich durch den flammenden Corso fort, während von Zeit zu Zeit große Büffelhörner dazwischen ertönen.

So gings ungefähr eine Stunde lang, bis endlich im tiefsten Basse das Lied «E morto il Carnevale!» aus hundert Kehlen ertönte, worauf Alle den Corso verließen und den Theatern, Maskenbällen, Kaffeehäusern und Weinschenken zueilten.

Wir gingen in eine vielbesuchte Kneipe beim Pantheon. Sie war gedrängt voll Gäste, welche da die wenigen Stunden des Karnevals noch in Saus und Braus zubrachten, um sich ordentlich für die ernste Fasten vorzubereiten. Zahlreiche Masken kamen und gingen, meistens Doktoren, hin und wieder aber auch ein Türke, ein Grieche, ein Arlechino oder ein Teufel. Gegen Mitternacht, als

schon der Aschermittwoch drohte, trat noch ein wohlaufgepuzter «Dottore di Malva», ein Heilkünstler, welcher alle Krankheiten mit Malvenkraut heilte, herein. Bei seinem Eintreten packte ihn plitzschnell der leibhaftige Policinell vom Teatro della Pace, der schon längere Zeit die Gäste mit köstlichen Witzen unterhalten hatte. Der Malvendoktor mußte auf eine Bank sich stellen und seinem Kraute eine gereimte Lobrede halten. Er that es mit Beifall. Als er vollendet, pflanzte sich der Policinell auch hinauf und hielt eine ausgezeichnet witzige und lustige gereimte Abhandlung über alle die Krankheiten, welche sich mit der Malva nicht heilen lassen. Er war der beßte Improvisator, den ich bisher noch gehört.

11.

Hin nach stillen Einsamkeiten
Wende oft den Schritt;
Laß Betrachtung rings dich leiten,
Lust und Ernst nimm mit!

H. G. Nägeli.

Wer längere Zeit in Rom verweilen kann, durchwandert gewiß, wenn anders Geschichte und Alterthum Interesse für ihn haben, die römische Campagna

in allen Richtungen. Denn da ist keine Stelle, an welche nicht viele und große Erinnerungen sich knüpften. Unter solchen Wanderungen vergeht mir fast jeder Tag in Rom, und wenn der Abend kommt, eile ich mit gepreßtem Herzen heim, und würde da Jemand mich fragen, wie mir Rom bekomme, so müßte ich mit Jean Paul antworten: „Wie das Leben; es macht zu weich und zu hart."

Heute habe ich auch wieder einen Ausflug gemacht, eine Wallfahrt nach dem alten Tusculum oder wenigstens zu seinen Ruinen. Der Tag war kaum im Anbrechen, als ich durch die Porta San Giovanni hinaustrat. Bald hatte ich die vielen Ruinen der sogenannten Roma Vecchia, welche rechts von der Straße nach Neapel auf einer Anhöhe liegen, bald auch Torre di Mezza Via, wo der Weg unter einer zerrissenen Wasserleitung hindurchführt, hinter mir, und war nach ungefähr drei Stunden an den Fuß des Albanerberges gelangt.

Ich ruhte eine Weile aus und stieg dann hinauf zu dem steilen, mit Reben und Oelbäumen bepflanzten und von alten, immergrünen Eichen überschatteten Rand des Kraters, in welchem der Albanersee liegt. Der See bekommt sein Wasser aus unterirdischen Quellen. Um die Campagna vor Ueber-

schwemmungen zu sichern, verschafften ihm die Römer einen unterirdischen Abzug durch den aus harter Balsatmasse gebildeten Wall, ein Werk, welches noch heute in Erstaunen setzt.

Auf schroffer Kraterwand, südlich über dem See, hatte Ascanius sein Alba Longa gegründet, dessen Bewohner, nachdem Tullus Hostilius die Stadt zerstört hatte, nach Rom verpflanzt worden. Lange stand ich da und schaute hinab auf die stillen, dunkeln Wasser, auf denen mir ein tiefes Geheimniß zu schweben schien, welches zu lösen ich umsonst mich mühte. Anemonen und Veilchen dufteten um mich, und in den alten, düstern Eichen, deren Wurzeln hin und wieder gigantisch den Felsen umschlingen, sangen muntere Vögel ihre Frühlingslieder.

Mir war wieder einmal recht wohl zu Muthe. Freudig stieg ich durch das schattige Gehölz hinab in das enge Felsthal zu der Ferentina hellsprudelnden Quelle, wo die Völker Latiums einst ihre Bundesversammlungen hielten. Das krystallhelle Wasser, welches Livius Caput aquæ ferentinae heißt, wird von den Bewohnern der Gegend noch heute «Capo d'aqua» genannt. In einiger Entfernung über dem Thale liegt das wohlgebaute Städtchen Marino, wo einst Marius und Lucius Murena ihre Landhäuser hatten.

Von da gelangt man durch Weinberge und üppige Obstgärten nach Grotta Ferrata, einem griechischen Kloster, welches der heilige Nilus gestiftet. Ulmen und Platanen hüllen die alte Abtei in ein mystisches Dunkel. In der Kapelle des Stifters bewundert man mehrere schöne Gemälde von Domenichino und Hannibal Carraccio. In der Nähe finden sich noch Spuren von dem Landhause des üppigen Lucull.

Etwas weiterhin, am Abhange des Berges, liegt das Städtchen Frascati, wegen seiner herrlichen Lage und seiner gesunden Luft der beliebteste Sommeraufenthalt der reichen Römer. Unter den zahlreichen und prächtigen Landhäusern ragt besonders die Villa Aldobrandini hervor. Der amphitheatralische Garten derselben ist mit Vasen, Statuen, Säulen, herrlichen Brunnen und Wasserfällen, deren Gemurmel die schattigen Platanen- und Orangenhaine weithin erfüllt, auf verschwenderische Weise geziert. Leider aber eilt alles mit raschen Schritten dem Verfalle entgegen, weil Niemand da ist, der es unterhält.

Um das alte Tusculum zu erreichen, steigt man von dieser Villa noch eine kurze Strecke hinauf bis zur Kirche der Kapuziner, gelangt dann durch eine schattige Allee zu der Villa Rufinelli, und von da

zwischen Lorbeerhecken hinauf auf den schmalen Rücken des Berges, auf welchem die Stadt, eine der ältesten Latiums, aus welcher viele der berühmtesten römischen Familien stammten, und in der auch Cato geboren worden, einst gestanden. Jetzt liegen nur noch wenige Ruinen da, auf welchen die wohlriechenden tusculanischen Veilchen ungepflückt verblühen. Die Sonne war bereits im Sinken, als ich auf die Höhe gelangte, wo die feste Burg sonst lag. Die Aussicht über die ganze Campagna, auf das im Westen sie begrenzende blaue Meer, auf den reizenden Albanerberg, so wie hinein in die felsigen Gebirge der alten Volsker war unbeschreiblich schön. Welch einen Anblick muß von hier aus die Campagna gewährt haben, als sie noch mit blühenden Städten und duftenden Gärten, wie Cicero sie schaute, bedeckt war!

Da, wo die Villa Rufinelli, eine der schönsten um Rom, jetzt steht, soll einst das tusculanische Landhaus gestanden haben, in welches der große Redner aus dem Gewühle der Weltstadt so gerne sich flüchtete, um seinen philosophischen Betrachtungen nachzuhängen. Eine herrliche Ruine, vom Volke die „Schule des Cicero“ genannt, wird noch als Ueberrest desselben gezeigt.

„Was der Mensch aus irdischen Stoffen aufbauet, fällt der Zerstörung anheim, aber was der Geist aus Aetherfunken bildet und schafft, das hat Dauer und Bestand!" So sprach ich zu mir selber, als ich von der Ruine einen Stein zum Angedenken aufhob.

12.

Wir kamen darauf ins Thal Egeria.
Juvenal.

Ich bin heute schon früh durch die Porta Sebastiana hinausgegangen, um das Thal der Egeria und andere Merkwürdigkeiten dieser Gegend zu besuchen. In geringer Entfernung von der Stadtmauer, an der alten appischen Straße, wurde gegen Ende des vorigen Jahrhunderts das Grab der Scipionen aufgefunden. Von den zwei Stockwerken, aus denen es bestand, ist nur noch das erste, in Tuffstein eingehauen, zu sehen. Man steigt auf einigen Stufen in das Grabgewölbe hinunter, wo man die nachgebildeten Grabschriften — die ursprünglichen sind unverständiger Weise in das Museum des Vatikans gebracht worden — mehrerer Glieder der durch ihre Verdienste um das Vaterland so ausgezeichneten

Familie lieset. Die ganze Grabstätte, so viel man jetzt noch aus ihr entnehmen kann, war im höchsten Grade einfach und prunklos.

In dieser Gegend muß auch das Grab der Horazia gewesen sein, welche von ihrem Bruder erstochen worden, als sie ihm Vorwürfe machte wegen ihres Bräutigams, der unter den drei getödteten Curaziern sich befunden.

Auf den Ruinen des Marstempels, der auf hundert Säulen ruhte und von einem Palmenhain umgeben war, wo die Krieger, wenn sie in irgend einer Schlacht großen Gefahren entgangen waren, bei ihrer Zurückkunft nach Rom ihre Waffen aufhiengen, steht jetzt eine kleine Kirche, welche den Namen Maria delle Palme führt, sonst aber auch Domine quo vadis genannt wird, weil hier der Herr dem Petrus begegnet und von diesem mit den Worten „Herr, wo gehst du hin?“ angeredet worden. Dieses Begegnen ist durch zwei große Statuen unter der Halle der Kirche dargestellt. Man hat diesen Statuen neue Füße von Metall machen müssen, weil ihnen die alten völlig abgeküßt worden waren.

Etwas weiterhin erhebt sich das Grabmal der Cäcilia Metella. Es stellt einen runden Thurm dar, welcher auf einem viereckigen Fuße ruht. Die Mauern

sind von ungeheurer Dicke. Oben lauft ein Gesimse herum, verziert mit Kränzen und Ochsenköpfen, von welchen letztern das Denkmal beim Volke den Namen Capo di Bove erhalten. Im Innern ist ein kleiner, runder Raum, in welchem die Urne stand, die jetzt im Pallast Farnese aufbewahrt wird. Dieses Grabmal ist eines der am beßten erhaltenen Denkmäler altrömischer Herrlichkeit.

Auf einer nahen Anhöhe, wo man eine weite Aussicht über die Campagna hat, steht noch ein wohlerhaltener Tempel des Bacchus, im Mittelalter in eine dem heiligen Urban geweihte Kirche umgeschaffen. Am Fuße dieser Anhöhe liegt das kleine Thal mit dem Hain und der Quelle der Nymphe Egeria, von welcher der fromme Numa, wie das Volk glaubte, in stillen Nächten Unterricht über eine weise und gute Gesetzgebung für Rom empfing. Die Quelle sprudelt noch heute ihr krystallhelles Wasser, und noch sieht man die Nischen, in denen die Statuen der neun Musen gestanden, welche mit der Nymphe diesen heiligen Ort bewohnten. Sonst ist von den Verzierungen, von denen Juvenal sagt, daß sie das alte, ehrwürdige Ansehen der Quelle zerstört, nichts mehr vorhanden. Der Anblick des ein=

samen Thales und die Erinnerungen, welche er weckt, machen einen tiefen Eindruck auf die Seele.

Weiterhin an der appischen Straße liegt die Kirche San Sebastian zu den Katakomben. Sie wurde von Constantin dem Großen zu Ehren des Heiligen gestiftet, welcher unter Diokletian den Märtyrertod gelitten, und gehört unter die sieben ersten Kirchen Roms. Man zeigt da noch einen Stein, in welchem Christus seine Fußstapfen hinterlassen, als er dem Petrus erschienen. Neben der Kirche steigt man in die Katakomben hinab, weitläufige unterirdische Höhlen, aus denen man beim Bau der Stadt Sand und anderes Material genommen. Nachher dienten diese Höhlen den Römern zum Begräbniß ihrer Sklaven. Später sollen darin die ersten Christen ihre gottesdienstlichen Handlungen gefeiert haben, um sich den Verfolgungen zu entziehen. Diese Katakomben, aus denen etwas heimlich zu entwenden beim schwersten Bannfluche untersagt ist, waren seit Jahrhunderten die unerschöpfliche Fundgrube, aus denen Tausende von heiligen Leibern gegen schweres Geld in alle Länder der katholischen Christenheit ausgewandert.

Auf einer völlig verödeten Stelle liegt der Circus des Caracalla, unter allen Rennbahnen des alten

Roms die noch am beßten erhaltene. Man erkennt noch deutlich die Sitze der Zuschauer, so wie den Thorweg, durch welchen der Sieger im Triumphe nach der appischen Straße fuhr.

Die Bäder dieses Kaisers, in denen man im sechszehnten Jahrhundert den berühmten Torso, den farnesischen Herkules, den farnesischen Stier und die farnesische Flora gefunden, gehörten zu den prachtvollsten. Die Ruinen derselben, welche über viertausend Fuß im Umfang halten, erfüllen mit Erstaunen. Man glaubt die Trümmer einer kleinen Stadt zu schauen.

Unweit der Rennbahn des Caracalla liegen die Ruinen vom Tempel des Gottes der Rückkehr, den die Römer aus Dankbarkeit errichteten, als Hannibal, welcher auf dieser Stelle sein Lager hatte, sich wieder zurückgezogen. In dieser Gegend war es auch, wo Coriolan mit dem Heere der Volsker lagerte, als seine Mutter ihn zu dem schönen Entschlusse vermochte, seinen Racheplan gegen die Vaterstadt aufzugeben.

Kehrt man von da wieder nach der Porta Sebastiana zurück, so findet man vor der Porta Latina die heilige Quelle, in welcher die Priester der Cybele die Statue ihrer Göttin alle Jahre einmal zu waschen pflegten.

Ich war seit zwei oder drei Tagen etwas unwohl und schickte diesen Abend ein Rezept in eine der ersten Apotheken. Der Apotheker sandte mir die gewünschten Medizinen, nebst einem zierlichen Kärtchen, auf welchem von seiner Hand das Wörtchen «Gratis» geschrieben stand.

13.

Wüßt' ich doch, wo die Korsaren das Schiff, die heilige Kirche,
Hingeführet; in Rom sieht man jetzt nichts mehr davon.

Hutten.

„Der Karneval ist todt“, aber die Maskerade dauert in Rom gleichwohl noch fort, nur in etwas veränderter Gestalt. Als ich heute nach meinen Wanderungen durch die Ruinen des Forums und der Kaiserpalläste in das Colosseum trat, war da, gegenüber dem Ablaßkreuze, eine hohe, hölzerne Kanzel aufgerichtet. Bald nachher kam über das Forum daher und unter dem Triumphbogen des Titus hindurch eine lange Prozession mit einem Mönche und einer vermummten Brüderschaft, von welcher Einer ein großes Kreuzifix trug, an der Spitze. Die Prozessionsgänger, nachdem sie vor der Meta Sudans einen kurzen Halt gemacht, zogen in

das Colosseum ein und sammelten sich um das Kreuz, während der Mönch die Kanzel, auf welche vorher das Kruzifix aufgepflanzt worden, bestieg und in schreiendem Tone zu predigen begann.

Ich stellte mich vor eine Kapelle der vierzehn Nothhelfer und horchte dem Prediger aufmerksam zu. Die Predigt war eine Ermahnung, nach den vielen Freuden des Karnevals nun auch Buße zu thun in Sack und Asche. Der Mönch wurde immer eifriger, schlug mit den Armen immer kräftiger um sich und erhob seine Stimme so mächtig, daß es schrecklich durch die halbverfallenen Hallen des Riesengebäudes ertönte. Endlich ergriff er mit beiden Händen krampfhaft das Kruzifix, riß dasselbe von seiner Stelle, streckte es hoch empor in die Luft, und schrie: „Seht Ihn an und kreuziget euch, wie Er sich hat kreuzigen lassen!“

Es war etwas Schauerliches, den Mönch in diesem Augenblicke zu betrachten. Seine ganze Gestalt hatte den Ausdruck eines Rasenden. Aus dem verzerrten Antlitze glozten zwei flammende Augen hervor, und von den blauen, krampfhaft verzogenen Lippen floß Speichel herab auf das schmutzige Gewand. Dreimal schwang er mit aller Kraft den Gekreuzigten in die Höhe, dreimal wiederholten die

Andächtigen das «E viva!» aus vollem Halse, küßten darauf das Kreuz im Colosseum und zogen, beglückt mit einem vierzigtägigen vollkommenen Ablasse, prozessionsweise, wie sie gekommen, wieder davon.

Die Szene hatte einen erschütternden Eindruck auf mich gemacht. Lange, nachdem der Zug wieder fort war, stand ich noch vor der Kapelle des Nothhelfers und starrte auf die Stelle hin, auf welcher die — Andacht stattgefunden.

Auf dem Heimwege von meinem heutigen Ausfluge hielt ich noch eine Weile bei einem jener öffentlichen Schreiber, welche, wie in Neapel, so auch in Rom auf verschiedenen Plätzen ihr Geschäft treiben. Die römischen haben es aber etwas weiter gebracht, als die neapolitanischen, indem sie für die meisten Fälle, namentlich für Liebesangelegenheiten, die Briefe schon ausgefertigt haben, so daß nur noch der Name des Liebhabers oder der Liebhaberin beigefügt werden darf. Der Alte, bei dem ich heute verweilte, hatte den morschen Tisch ganz mit solchen Briefen überlegt. Die Liebesbriefe sind fast alle in Reimen geschrieben und über ihrem Eingange mit Zeichnungen geschmückt. Auf demjenigen, den ich kaufte, stehen, mit Feder und rother Dinte gezeich-

net, zwei flammende Herzen, das eine mit einem widerhackigen Dolche durchbohrt, und beide durch eine starke Kette miteinander verbunden. Der Brief ist drei volle Seiten stark, und hat am Schlusse ein mit der Feder gezogenes Viereck, in welches der Name des Versenders zu stehen kommt. Der Eingang lautet:

„Edles Mädchen, sei gegrüßt! Vor allem wirst du mich entschuldigen, daß ich dir so lange nicht sagen konnte, welch ein herber Schmerz mein Herz durchbohrt, und wie ich Tag und Nacht geängstigt und gequält umherwandle.“

Aus dem Folgenden brachte ich, trotz langen Studiums, nichts Zusammenhängendes mehr heraus, und auch Römer selbst, an die ich mich um Aufschluß wandte, waren in der Enträthselung nicht glücklicher, denn ich. Es ist also gut, daß die Liebe noch eine andere Sprache versteht.

Gegen Abend machte ich noch einen Spaziergang auf den Monte Pincio, und sah da, wie eine päbstliche Schildwache sich ablöste. Die Stunde hatte geschlagen, der Nachfolger war noch nicht angelangt, der Wachehaltende stieß einige derbe Flüche aus, warf sein Gewehr über die Schulter und lief, mir nichts dir nichts, davon.

14.

O kommt, ihr Mädchen alle,
Und seht wie das betrübt,
Wenn falsche Wort ihr sprechet
Und einen Andern liebt!

Schwedisches Volkslied.

Vor einigen Tagen kam im gleichen Wirthshause, wo ich mein Dachstübchen habe, das junge deutsche Ehepaar an, welches an der neapolitanischen Grenze so unbarmherzig geräuchert worden. Die Leute hatten, wie der Mann mir erzählte, in Neapel „nicht schlechte Geschäfte“ gemacht, und waren jetzt auf der Heimreise begriffen. Der Mann konnte ein Dreißiger sein, und schien mit großer Innigkeit an seinem jungen Weibchen zu hangen. Diese hingegen, eine kleine, heitere Blondine, mochte kaum das zwanzigste Jahr zurückgelegt haben. Ihr Gesichtchen hatte etwas Angenehmes, aber seit ich sie zum erstenmal gesehen, war eine auffallende Veränderung darin vorgegangen, die wohl schwerlich von der Räucherung in Portello herrühren mochte. Auf den Vorschlag der Frau entschloß sich der folgsame Mann, noch einige Tage in Rom zuzubringen, obwohl das Musiziren während der Fastenzeit wenig Gewinn versprach.

Wo die Leute seit ihrer Ankunft sich herumgetrieben, weiß ich nicht. Erst diesen Morgen sah ich den Mann wieder, nicht aber die Frau. Er saß, als ich in die Gaststube trat, am Fenster, hielt den Kopf in beiden Händen und seufzte laut auf. Auf meine Frage, was ihm fehle, erwiederte er mit halberstickter Stimme: „Meine Frau!"

Ich schaute den Mann lange an, und wußte nicht, ob ich lachen oder auch mitseufzen sollte.

„Ach, ich habe meine Frau verloren!" rief er heftig aus, und Thränen standen in seinen Augen.

„O, die wird sich gewiß wieder finden!" entgegnete ich tröstend.

Der Musikus sprang auf, rannte einige Mal auf und ab, indem er dabei vor den Kopf sich schlug, und erzählte mir dann, wie er schon zwei Tage und zwei Nächte hindurch alle Kirchen, Straßen und Plätze, allein vergebens, durchsucht hätte. Da war guter Rath freilich theuer, und ich wußte nichts Besseres, als den schon angebrachten Trostspruch zu wiederholen.

Unter den vielen Mißbräuchen, die in Rom getrieben werden, ist das Einsegnen von solchen Ehen nicht der geringste. Verlobte, denen wegen Lüderlichkeit oder aus andern vollgültigen Gründen die

Bewilligung zum Heirathen von ihren Behörden verweigert worden, betteln sich nach Rom, und der „heilige Vater“ läßt die Vermählung ohne Anstand auskündigen und vollziehen. Kommen diese Eheleute wieder in ihre Heimath zurück, und es wird da die Ehe gesetzlich nicht anerkannt, welches sind dann die Folgen einer solchen Verbindung? Was wird aus den Kindern, die aus einem solchen Ehebündniß entstehen? Und auf wen fällt am Ende die Schuld alles Unheils, als auf den Pabst? —

Ueberhaupt liegt wohl keinem Sprichworte mehr Wahrheit zu Grunde, als dem „Je näher bei Rom, desto schlechter der Christ!“ Jeder, der nur einige Zeit in Rom gelebt und beobachtet hat, wird dieses bezeugen müssen. Ich rede hier nicht von dem wenig erbaulichen Lebenswandel mancher Päbste, nicht von dem schrecklichen Unfug, der durch den Ablaßhandel vom Stuhl Petri aus durch die ganze christliche Welt sich verbreitet, nicht von dem ungeheuern Wucher, welcher mit den Dispensen, den Heiligsprechungen und dem Verkauf von heiligen Leibern getrieben worden, nicht von den unheilvollen Intriguen so vieler päbstlicher Legaten, indem dieses lauter bekannte Dinge sind — sondern ich will nur im Allgemeinen bemerken, daß der religiöse Kultus, sei es

der christliche, der muhamedanische oder der heidnische, nirgends in der Welt, sowohl von Seite der Priester wie der Laien, lauer und flauer geübt werden kann, als in Rom, unter den Augen des „Obersten der katholischen Christenheit." Was der berüchtigte Catilina auf seiner Flucht vom heidnischen Rom einst aussagte, „daß in ihm Alles um Geld feil sei," gilt heute noch eben so gut vom päbstlichen Rom. —

Wie man in Rom vom Landvolke denke, darüber giebt das „Alfabeto del Villano" am besten Aufschluß. Dieses Alphabet besteht, da der Endbuchstabe mit drei Paaren schließt, aus dreiundzwanzig Reimpaaren, von denen ich einige, ohne auf die Reime zu schauen, wörtlich übersetzen und Ihnen mittheilen will.

A. „Mit dem Bauern, der voll Bosheit, zu unterhandeln,
Genügt weder Rhetorik, noch weniger Gerechtigkeit."

C. „Er ist schlecht, spitzbübisch, ohne Treu und Glauben,
Ein Thor ist, wer auf sein Wort sich verläßt."

O. „O, wer möchte mit diesem Volke Mitleid haben,
Das keine andere Vernunft fühlt, als den Stock!"

P. „Arm, trübselig, voll bittern Willens,
Verkauft er um einen Quadrino sein Weib."

T. „Alle Bauern sind garstig und übel geformt,
Und dürfen drum nur verächtlich behandelt werden."

Diese Proben genügen, um zu zeigen, welche Achtung man in Rom für die Bauern habe. Das Alphabet, versehen mit dem Namen des Druckortes und des Verlegers, wird überall öffentlich verkauft. Aber das Traurigste ist wohl, daß die Bauern selber Freude an diesem Alphabete haben. Könnte es einen sprechendern Beweis von moralischer Versunkenheit geben! —

15.

> Am Himmel herrscht grausamer Sterne Macht,
> Unholde Kraft ausströmend, deren schlimmer,
> Feindsel'ger Druck die Luft verderblich macht.
>
> Tasso.

Ich habe auf meinen Wanderungen um Rom oft über die Aria cattiva, welche die Gegend jetzt so ungesund und menschenleer macht, nachgedacht, und will Ihnen meine Gedanken darüber auch mittheilen.

Bekanntlich ist es die ungesunde Luft oder die Aria cattiva, wie die Römer sie heißen, welche im Frühjahr und Sommer, vorzüglich aber gegen die Herbstzeit ihren übeln Einfluß äußert, und die Gegenden um Rom immer mehr entvölkert. Unter den Schriftstellern, die darüber geschrieben, sind die mei=

ſten der Meinung, es ſei die Luft um Rom einſt nicht ſo ungeſund geweſen, wie jetzt, und ſchreiben dieſes der frühern trefflichen Bebauung des Bodens zu. Der Satz hat ſeine Richtigkeit, allein er gilt, wie Jeder gleich einſieht, nur von der Zeit, wo Rom und die Campagna ſchon ſehr bevölkert waren, überhaupt ſchon großer Wohlſtand herrſchte. Gehen wir aber weiter zurück, und betrachten wir dieſe Landſchaft, wie ſie ausgeſehen haben mag, als die erſten Bewohner in ihr ſich anſiedelten. Es läßt ſich nicht anders denken, als daß in der Campagna damals noch viele Sümpfe vorhanden waren, ja wir wiſſen ſogar, daß noch lange nach Erbauung Roms große Sümpfe zwiſchen den Hügeln, namentlich zwiſchen dem aventiniſchen und palatiniſchen, und wieder zwiſchen dieſem letztern und dem kapitoliniſchen lagen, Sümpfe, von denen Dionys verſichert, daß ſie ſehr tief geweſen ſeien, und auf welchen man, nach Properz, ſogar mit beſegelten Schiffen fuhr. Livius vergleicht die Gegend von Rom zur Zeit der Gründung der Stadt einer weiten Einöde, Ovid ſagt, alles ſei ein ſchrecklicher Wald geweſen.

Die Erfahrung lehrt, daß allenthalben in ſumpfigen, unbebauten Gegenden die Luft ſehr ungeſund ſei, und es muß dieſes alſo einſt auch um Rom der

Fall gewesen sein. Da wir aber wissen, wie schnell ungeachtet dessen die Bevölkerung in dieser Gegend zugenommen, zu welch enormer Zahl sie erwachsen, welch bedeutende Städte, wie Gabii und andere, selbst in der Nähe jetzt verpestender Seen gestanden, ja daß auch das von Ancus Marcius gegründete Ostia, wo gegenwärtig zur Herbstzeit nur eine elende Taverne ist, um den Büffelhirten Wein und Brod zu verschaffen, einst ein blühender Ort gewesen, so wie Ardea, das nunmehr kaum sechszig fieberbleiche Bewohner zählt, und Lavinium, wo blos mehr das elende Kastell Prattica steht; da wir alles dieses wissen, so drängt sich nothwendig die Frage auf, wodurch sich denn die Alten, bevor die Landschaft so gut angebaut gewesen, wie sie später es geworden, gegen den Einfluß der schädlichen Luft geschützt haben?

Hierüber sind die Meinungen sehr verschieden. Viele glauben, die Campagna Latiums sei in frühern Zeiten weniger warm gewesen, als jetzt, weil, nach Horaz, der Sorakte beschneit und, nach Livius, der Tiber einst zugefroren waren. War dies der Fall, so, schließen sie, müssen damals weniger und zugleich minder schädliche Dünste dem Boden entstiegen sein. Andere dagegen schreiben das Nichterkranken der

Alten in der ungesunden Luft einer robustern Konstitution zu, indem sie mit Juvenal annehmen, daß die Erde immer verdorbenere und schwächere Menschen hervorbringe. Noch Andere endlich behaupten, daß die ungesunde Luft durch die vielen Wälder und Haine, welche einst in und um Rom gestanden, verbessert worden sei. So richtig dieser aus dem Prozesse des Pflanzenlebens gefolgerte Schluß an sich ist, und so sehr er in vielen Gegenden in Hinsicht auf Gesundheit derselben sich bewährt, so scheint er doch in Bezug auf die Campagna Roms keine Anwendung zu finden. Vielmehr läßt sich hier das Gegentheil darthun.

Wenn je die Wälder und Haine zur Verbesserung der Luft in der Ebene Latiums beigetragen hätten, so müßten sie es auch heute noch thun, indem ja die Prozesse des Pflanzenlebens noch immer dieselben sind. Es zeigt sich aber, daß gerade die Ortschaften, wo gegenwärtig noch Wälder und Haine stehen, wie in der Gegend von Ardea, Prattica und Nettuno, die allerungesundesten sind, und es schon zur Zeit des Tacitus waren. Ferner müßten die Villa Borghese, die Villa Medici und andere, welche waldige Anlagen haben, gesunder sein, als diejenigen, welche solcher Anlagen entbehren, und dieses ist

wieder nicht der Fall. Endlich herrscht ja auf dem vatikanischen Berg, so wie am Janiculus, welche beide großentheils mit Hainen und Gärten besetzt sind, die allerschlechteste Luft. Es ergiebt sich also hieraus, daß Wälder in Gegenden, wo vermöge der physischen Beschaffenheit des Bodens, wie in der Gegend von Rom, Aria cattiva herrscht, geradezu schädlich seien, aus dem Grunde, weil sie den Zug der Winde, durch welche die verpestenden Ausdünstungen fortgeweht werden und die Luft erfrischt wird, hemmen.

Brocchi, in seinem trefflichen Werke »Dello stato fisico del suolo di Roma« meint, und seine Ansicht scheint mir die richtige, es sei hauptsächlich die wollene Kleidung gewesen, welche die Alten gegen den Einfluß der schlechten Luft, ehe diese durch zweckmäßige Bebauung des Bodens verbessert worden, geschützt habe, und zwar dadurch, daß sie den Körper in beständiger Ausdünstung erhielt. Diese Meinung wird durch die Beobachtung unterstützt, daß seit der Zeit, als man wieder angefangen, Wollenzeuge auf dem bloßen Leibe zu tragen, die intermittirenden Fieber in Rom merklich abgenommen haben. Selbst jetzt noch, und auch in der größten Sommerhitze, gehen die Hirten auf der Campagna in

Schaffelle gekleidet, und dieß gewiß nur, um sich vor der Einwirkung der Aria cattiva, der sie beständig ausgesetzt bleiben, zu schützen. Die alten Togen aber, die durch Stoff und Schnitt dem Körper so angemessen waren, sind verschwunden und an ihre Stelle ist, mit Brocchi zu reden, das unsolide, lächerliche Stück- und Flickwerk einer neuern Zeit getreten, das so wenig geeignet ist, gegen schädliche Einflüsse einer ungesunden Atmosphäre zu verwahren. Es wäre der Mühe werth, zu untersuchen, ob die Kuttengeistlichen in und um Rom weniger durch die Aria cattiva leiden, als die übrigen Bewohner. Wenigstens widerspricht ihre große Anzahl und ihr gedeihliches Aussehen dieser Annahme keineswegs.

Durch das Aufkommen jener leichten Bekleidung einerseits, und anderseits durch die, nach den vielen über Rom und seine Umgebungen gekommenen Verheerungen erfolgte und durch eine schlechte Regierung unterhaltene Vernachlässigung der gehörigen Kultur des Bodens, gewann die Aria cattiva immer mehr an Stärke und Einfluß auf den Körper, und die Campagna Rom's, einst ein blühender Garten, wurde in dem Grade ungesund und entvölkert, wie wir jetzt sie sehen.

Freilich wurden zu verschiedenen Zeiten auch die alten Römer durch Krankheiten heimgesucht, welche sie Pestilenzen nannten. Plutarch, Livius, Dionys und Andere sprechen von solchen Pestkrankheiten, welche Rom unter den Königen und noch zur Zeit der Republick befallen und oft schreckliche Niederlagen verursacht haben sollen. Allein, selbst wenn wir den Begriff von Pestilenz auch nicht so scharf nehmen, so kamen einige dieser Krankheiten, die ja nur in großen Intervallen sich zeigten, doch sicher aus Aegypten über Griechenland gezogen, wie diejenige im Jahr 573, die sich nicht allein über Latium, sondern über ganz Italien verbreitete. Andere von Livius angeführte Pestilenzen waren offenbar Lagerkrankheiten, die unter dem Heer ausgebrochen, wie die im Jahr 287 und die im Jahr 365, als die Gallier das Kapitol belagerten. Endlich konnten es auch andere epidemische Krankheiten gewesen sein, wie solche ja überall unter gewissen Bedingungen entstehen können. Sicher waren es keine intermittirenden Fieber, wie sie jetzt alljährlich in und um Rom, in stärkerm oder geringerm Grade, sich einfinden.

Im Jahr 1818, berichtet Brocchi, war der Einfluß der Aria cattiva so bedeutend, daß im Verlaufe

der Monate Juli, August und September über sechstausend Fieberkranke in das Spital Santo Spirito aufgenommen wurden. Die Soldaten, welche die Wachtthürme am Meere besetzten, mußten alle drei oder vier Tage abgelöst werden, und die Ernte, welche reif auf den Feldern stand, wollte Niemand einsammeln.

Ueber den Ursprung der Aria cattiva sind die Meinungen sehr getheilt. Einige legen ihr die Ausdünstung des Schwefelwasserstoffgases, Andere des kohlensauren Gases, noch Andere endlich die des Kohlenstoffgases zu Grunde; allein man hat, wie Brocchi sehr richtig bemerkt, dabei allzeit übersehen, daß alle diese Gasarten an verschiedenen Orten in Italien und Sizilien in großer Menge ausdünsten, wo die Gegenden doch als sehr gesund gepriesen werden. Man hat ferner die Entstehung der Aria cattiva der Ausdünstung des Stickstoffgases zuschreiben wollen; dieses Gas aber ist leichter, als die gemeine atmosphärische Luft, und steigt daher immer in die Höhe, weßhalb denn die höchsten Punkte in der Campagna viel ungesunder sein müßten als die tiefer gelegenen Gegenden, und die Erfahrung zeigt gerade das Gegentheil.

Die Campagna Roms ist, wie früher bemerkt, eine weite, hügelige, großentheils unbebaute, auf einer Seite vom Meere, auf den übrigen Seiten von einem Gebirgswalle umgebene Landschaft. Tritt, statt unseres Winters, die Regenzeit ein, so sammelt sich das Wasser in den Niederungen zu Sümpfen, bleibt da stehen und geht allmählig in Fäulniß über, zumal es von den glatten und festen Hügelabhängen während des Herabrinnens allerlei vegetabilische Substanzen, so wie auch die Exkremente der da weidenden Thiere mit sich hinabschwemmt. Kommt nun die wärmere Jahreszeit wieder, welche das Verfaulen noch mehr begünstigt, so fangen die Sümpfe zu verdunsten an. Da indessen dieses Verdunsten bei dem noch geringen Grad von Wärme nur langsam geschieht, so verderbt es die Luft noch nicht so sehr, bis endlich mit dem Juli die fürchterliche Hitze eintritt, wo die Verdunstung dann plötzlich stark vor sich geht, und jetzt erscheinen mit einmal auch die Fieber, und halten so lange an, bis die Hitze wieder abnimmt, nämlich bis gegen Ende des Septembers.

Wäre die Campagna überall gehörig aufgeackert, wie sie einst, in der Blüthe Roms, gewesen, so würde die Luft nie diesen Grad von Verderbniß erleiden, denn es würde sich das Winterregenwasser

alsdann nicht so in Sümpfen ansammeln können, sondern von dem aufgelockerten Boden mehr aufgesogen werden, und könnte somit im Frühjahr bei noch geringem Grad von Wärme wieder verdunsten, ohne in Fäulniß übergegangen zu sein. Daß aber gleichzeitig auch die physische Beschaffenheit des großentheils vulkanischen Bodens der römischen Campagna bei der Entstehung der Aria cattiva eine wesentliche Rolle spiele, ist kaum zu bezweifeln.

Der gelehrte Moscati will gefunden haben, daß die Basis der schädlichen Luft, welche Lazarethfieber verursacht, ein wässeriger Dunst sei, der einen thierischen Schleim enthalte, in welchem das Gift liege. Brocchi unternahm es, Versuche über die Aria cattiva anzustellen, deren Resultate unter dem Titel »Esperienze sull' aria cattiva de' contorni di Roma« in der Biblioteca Italiana vom Jahr 1818 erschienen und auch seinem obenangeführten Werke über die physische Beschaffenheit des Bodens um Rom, mit noch einigen interessanten Zusätzen, beigedruckt sind. Er wählte zu diesen Versuchen die Gegend um die Basilika San Lorenzo fuori del Muro, eine der ungesundesten um Rom, und setzte daselbst seine Arbeit mehrere Nächte hinter einander fort. Ein rüstiger Bursche, den er die erste Nacht als Gehülfen mit sich genom-

men, entschlief auf einige Stunden und hatte den andern Morgen schon ein intermittirendes Fieber, an dem er mehrere Wochen lang litt. Brocchi verdichtete die aufgefangene Luft auf verschiedene Weise und erhielt immer eine Menge faules Wasser daraus.

Was endlich die Art und Weise betrifft, wie die Aria cattiva auf den Organismus einwirkt, so meint Brocchi, und thut es auch mit vielen Gründen dar, daß dieselbe mehr durch die absorbirenden Hauptorgane, als durch den Athmungsprozeß in den Körper gelange. Sind aber die schädlichen Stoffe einmal in den Organismus eingedrungen, so suchen sie die Säfte desselben sich analog oder gleichartig zu machen, der Organismus aber, oder besser gesagt, die den Organismus in seinem gesunden Zustande zu erhalten strebende Kraft streitet dagegen, und so entsteht das Fieber.

Merkwürdig ist noch, daß die Aria cattiva auf die Heerden, welche doch bei Tag und Nacht auf der Campagna frei umhergehen, nicht den schädlichen Einfluß äußert, wie auf den Menschen, eine Beobachtung, welche allerdings die Einwirkung der schädlichen Luft durch die absorbirenden Hauptorgane zu beweisen scheint, indem eine solche Einwirkung bei den mit Wollen oder Haaren bekleideten Thieren

nothwendig weniger stark sein muß. Daraus scheint aber ferner wieder hervorzugehen, daß das vorzüglichste Mittel, wodurch die alten Römer gegen den Einfluß der Aria cattiva, bevor diese durch eine treffliche Bebauung des Bodens vermindert wurde, sich schützten, wirklich die wollene Körperbedeckung war, und daß somit die Kleidung unserer Tage für Gegenden, wo einmal schlechte Luft herrscht, durchaus unzweckmäßig sei.

16.

O sprich, durch welches Geschick ist die Wohnung
Göttlichen Friedens doch auf solcherlei Erben gekommen?
Hutten.

Nachdem ich so viel Altes und Neues, Heiliges und Profanes in Rom gesehen hatte, wollte ich heute auch einmal den Pabst sehen. Man hatte mir gesagt, daß er in der Sixtinischen Kapelle das Hochamt halten werde, und ich begab mich frühzeitig auf den Weg dahin, um sicher Eingang zu finden. Wie ich aber den geräumigen, mit Gemälden ausgeschmückten Vorsaal betrat, war derselbe mit Menschen schon so überfüllt, daß an kein Vordringen zu der Thür der Kapelle, wo ein Schweizer in seiner altmodischen

Tracht als Wache paradirte, zu denken war. Du mußt etwas versuchen, dachte ich bei mir, und rief daher meinem Landsmanne im kräftigsten Schweizer-dialekte zu, ob man nicht in die Kapelle kommen könnte? Kaum hatte ich ausgeredet, so hatte auch seine Hellebarde mir schon einen Weg durch die Engländer und Franzosen geöffnet.

Die Kardinäle erschienen und nahmen auf ihren erhöhten Bänken Platz, während ihre Diener, auch vom geistlichen Stande, demüthig zu ihren Füßen sich setzten. Die meisten waren hochbetagte Männer, doch befanden sich unter ihnen auch einige jüngere. Es war mir interessant, diesen Männern, von denen jeder die Hoffnung im Busen nährte, zum Stellvertreter Christi auf Erden erwählt zu werden, so recht ins Angesicht zu schauen. Von der ehrwürdigsten bis zu der verschmitztesten Physiognomie, welch mannichfaltige Abstufungen! Indem ich so diesen Betrachtungen und Vergleichungen nachhing, zupfte der kleine Römer, welcher neben mir stand, mich zweimal am Rocke und flüsterte mir darauf ins Ohr: „Jener Große dort mit dem braunen Gesicht, den dunkeln, tiefliegenden Augen und der langen Nase, er ist ein Spanier und steht in keinem guten Rufe“. Ich wollte den Mann näher betrachten, aber schon

zupfte der kleine Römer mich wieder und flüsterte mir abermals ins Ohr: „Jener Dicke dort, der so dunkle, buschige Braunen hat, und dem der Mund etwas schief steht, er ist aus dem Neapolitanischen gebürtig, und soll sehr hart und geizig sein". Und wiederum zupfte mich der kleine Römer und sprach: „Aber der Junge dort, der jetzt mit der Hand über das edle Angesicht streicht, der ist beliebt in Rom. Seine Wohlthätigkeit geht so weit, daß er auf einer Spazierfahrt in Ermanglung des Geldes seine Uhr versetzen ließ, um einem Blinden ein Almosen geben zu können." Und so schilderte mir der kleine Römer noch mehrere von den Kardinälen, und fügte zum Schlusse hinzu, daß heute der Pabst nicht erscheinen werde, weil er „ein krankes Bein" habe.

Ein blutjunger Franziskanermönch bestieg die Kanzel und hielt den alten Kardinälen eine scharfe Predigt über den Werth eines tugendhaften Wandels. Fasten und Almosengeben wurden als die Haupttugenden aufgestellt und vor Allem zur Ausübung empfohlen. Daß die Predigt nicht für das Publikum sei, sondern lediglich den Kardinälen gelte, schloß ich daraus, daß sie in lateinischer Sprache gehalten wurde.

Wie der Prediger geendet, wachten die Kardinäle, erschreckt durch die plötzliche Stille, wieder auf und das Hochamt begann. Die Kardinäle saßen auf ihren hohen Bänken, die dienenden Priester zu ihren Füßen. Auf dem Altare stand ein Zeremonienmeister, bald mit der Hand, bald aber auch mit dem Fuße ein Zeichen gebend. Auf jedes dieser Zeichen veränderte sich die Szene, entweder daß die dienenden Priester den Kardinälen die Mützen aufsetzten oder dieselben wieder abzogen, die Gebetbücher zur Hand gaben oder sie wieder zu sich nahmen, ein so oder anders gefärbtes Kleid ihnen umhängten, und dergleichen, je nachdem der Hauptpriester am Altare in dieser oder jener Funktion begriffen war. Zuletzt wurden sämmtliche Kardinäle von zwei jungen Priestern der Reihe nach geräuchert. So wie die Räucherung mit Einem vorgehen sollte, verneigte sich dieser gegen den noch ungeräucherten Nachbar mit den Worten: Pax tecum! Der kleine Römer erklärte mir, diese lateinische Anrede heiße: „Ich wollte Sie eben aufwecken!“ worauf der Angeredete entgegne: „Dank Ihnen, ich bin schon wach!“ und meinte, die Methode sei eingeführt worden, um zu verhüten, daß Keiner im Schlafe geräuchert werde.

Mit dieser Räucherung schloß die Zeremonie, und die Menge der Zuschauer entfernte sich. Ich hatte also mein Zweck, „das sichtbare Oberhaupt der Kirche“ zu schauen, nicht erreicht, und werde nun wahrscheinlich einer von denen sein, die „in Rom gewesen, ohne den Pabst gesehen zu haben.“

Ich bin kein großer Freund vom Beschauen der Bibliotheken, ja es wird mir fast allemal, wenn ich in einen großen Büchersaal eintrete, etwas unheimlich zu Muthe, weil mir da immer in Sinn kommt, wie Mancher sich das Leben verbittere, damit seine Werke im Staube vermodern. Gleichwohl bin ich heute aus der Sixtinischen Kapelle in die Bibliothek des Vatikans gegangen. Was hätt' ich sonst antworten müssen, wenn mich Einer zufällig gefragt hätte, ob ich diese ungeheure Masse von Büchern und Handschriften auch gesehen? Ich habe aber doch etwas gesehen, was mich höchst erfreute, nämlich ein eigenhändiges Manuskript von Petrarka, in welches der Dichter allerlei häusliche Bemerkungen, als „aber man ruft mich zum Nachtessen“ und dergleichen, eingemengt. Wie seltsam sich diese höchst prosaischen Zwischensätze oft mitten unter den glühendsten Versen ausnehmen müssen, mögen Sie leicht sich denken.

Am Nachmittag habe ich zwei angenehme Stunden auf dem Monte Mario verträumt, hingelagert an den Stamm einer herrlichen Pinie, während meine Begleiter mit Zeichnen beschäftigt waren. Einer von ihnen hatte, als wir aufbrachen, auch mich zu Papier gebracht und reichte mir das Bildchen zum Angedenken. Der Berg, mit einem prächtigen Cypressenwalde bewachsen und an seinem Abhange mit schönen Landhäusern und Gärten geschmückt, gehört zu den schönsten Umgebungen Roms. Die Stadt gewährt von da einen großartigen Anblick, und die Aussicht über die Campagna und den schlängelnden Lauf der Tiber ist weit und schön.

Die römische Campagna, wenn gleich ihrer ungesunden Luft wegen mit Recht so übel berüchtigt, ist, wenn man sich einmal etwas daran gewöhnt hat, und sie dann von einem solchen Hochpunkte aus überschaut oder sie auch in einzelnen Parthien betrachtet, lange nicht so abschreckend, wie sie gewöhnlich geschildert wird. Es giebt wunderliebliche Stellen auf ihr, die dem Auge einen wahrhaft reizenden, ich möchte sagen poetischen Anblick gewähren. Bliebe ich noch länger hier, so würde ich zuletzt sicher jenen Malern beistimmen, welche die Campagna Roms schön nennen.

Der Musikus hat seine Frau wieder gefunden, und Beide sind heute abgereist.

17.

> Zu beklagen ist die Menschheit,
> Will ein Priester ihr gebieten;
> Statt den Himmel ihr zu geben,
> Raubt er ihr die Erdenblüthen.
>
> Lenau.

Wer einige Zeit in Rom verlebt, lernt die Römer, ungeachtet ihrer vielen Fehler, lieb gewinnen. Sie sind gegen den Fremden höflich und gefällig. Obgleich zunächst am Vatikan, ehren die Gebildeten unter ihnen doch auch religiöse Ansichten, die von den ihrigen abweichen, und behandeln Andersdenkende mit vieler Schonung. Daß sie auf ihr Rom stolz sind und über alle andern Städte und Länder es erheben, mag man ihnen verzeihen. Wer thut nicht gern mit einer glorreichen Vergangenheit groß? Doch ist der Wahn, als seien alle andern Völker nur Barbaren, unter ihnen ziemlich verschwunden. Ihr Luxus ist bei weitem nicht so groß, als in vielen andern italienischen Städten, selbst die vornehmsten Familien sieht man im öffentlichen Leben wenig Aufwand machen, und auch in ihren Häusern sollen

sie sehr einfach sein. Die Lebensmittel sind höchst wohlfeil, eben so auch die Wohnungen, und der Fremde kann daher in Rom äußerst billig durchkommen. Zum Geldversprengen ist wenig oder kein Anlaß. Außer dem Karneval, dessen Freuden meist auf das bunte Treiben im Corso und auf die Maskenbälle in den Theatern sich beschränken, sind Kirchenfeste und Funktionen des Pabstes so zu sagen die einzigen Zerstreuungen des Volkes. Freilich mangelt es an diesen Festlichkeiten nicht, und die Zeit, welche damit nutzlos vergeudet wird, ist gar nicht gering.

Die Römer arbeiten sehr ungern. Der Adel lebt von seinem Vermögen und weiß sich, weil dieses im Allgemeinen nicht groß ist, gehörig einzuschränken. Die Tausende von Geistlichen verzehren in Unthätigkeit ihr Einkommen, und helfen sich, wo dieses nicht ausreicht, durch Schmarotzen. Den Mittelstand bilden die Aerzte, Advokaten, Kaufleute, Zollpächter und wer sonst irgend ein erträgliches Gewerbe treibt. Der sogenannte Pöbel wohnt in erbärmlichen Löchern und nährt sich auf die elendeste Weise. Tausende und Tausende endlich werden in den zahlreichen Spitälern und Versorgungsanstalten, auf welche sie frühzeitig sich verlassen, verpflegt.

Es giebt kaum eine Stadt, welche so viele dergleichen Anstalten besitzt, als Rom. Dennoch wimmeln alle Straßen, Plätze und Kirchen Tag und Nacht von Bettlern. Nach der Art und Weise, wie sie ihr Gewerbe treiben, kann man die römischen Bettler in folgende Klassen eintheilen.

Die überraschenden Bettler sind meistens wohlgekleidete Männer, welche in den Gallerien, in den Korridoren mancher Palläste, in den Gärten der besuchtesten Villen, in den Kirchen und Theatern sich herumtreiben, dem Fremden plötzlich in den Weg treten und behaupten, ihn von da oder dorther zu kennen. Natürlich geräth dieser darüber in Erstaunen, sie lassen ihm aber keine Zeit, sich zu besinnen, sondern rücken unter dem Vorgeben, durch diesen oder jenen Zufall „grenzenlos unglücklich" geworden zu sein, mit ihrer Bitte heraus, und Mancher greift in die Tasche, um den Zudringlichen nur so schnell als möglich wieder los zu werden.

Die heuchlerischen Bettler halten mit verbundenem Kopf, eingewickelten Händen oder Füßen auf öffentlichen Plätzen sich auf und flehen da, allerlei Gebrechen vorschützend, um ein Almosen. Als ich vor einigen Tagen über die Piazza Navona gieng, saß an einer Ecke ein Mann in seinen besten Jahren.

Er deutete mit der Linken auf den mit einem schmutzigen Lumpen umwickelten Fuß und streckte die Rechte bettelnd mir entgegen, indem er bei allen Heiligen betheuerte, daß er schon viele Jahre lang an „unheilbaren Wunden“ leide. Sein Aussehen widersprach völlig dieser Aussage, und ich bestand darauf, daß er den kranken Fuß mir zeigen müsse, wenn er etwas von mir haben wolle. „Wenn Sie mir nicht glauben, so will ich auch nichts von Ihnen!“ erwiederte er, stand auf und ließ sich auf der andern Seite des Platzes wieder nieder.

Die festsitzenden Bettler sind die zahlreichsten. Man trifft sie in den Kirchen, auf öffentlichen Plätzen, an den Ecken der gangbarsten Straßen und vor den Kaffeehäusern, wo sie vom frühen Morgen bis spät in die Nacht immer auf derselben Stelle ausharren. Viele darunter sind blind, andere verstümmelt, und sie scheinen überhaupt diejenige Klasse zu sein, welche der Unterstützung am meisten bedürfen, und für welche die Spitäler und Versorgungsanstalten eigentlich bestimmt sein sollten.

Die herumstreichenden Bettler sind die unverschämtesten. Sie ziehen in der Stadt und vor den Thoren herum, begegnen dem Fremden allenthalben, rennen ihm oft große Strecken weit nach

und überschütten ihn, wenn sie nichts von ihm erhalten, mit Schimpfwörtern und Verwünschungen, die nicht selten gräßlich lauten. Unter ihnen sind häufig Weiber, die, wenn man sich ihnen nähert, plötzlich niedersinken und Krämpfe und Fallsucht auf die täuschendste Weise nachmachen.

Die nächtlichen Bettler kommen erst mit Einbruch der Nacht zum Vorschein. Es sind meistens Mütter mit Kindern auf den Armen oder an den Händen. „Der Hunger tödtet sie, wenn ihnen nicht augenblicklich geholfen wird.“ Oder es ist eine kranke Frau, von ihrer Tochter, die nicht selten so alt ist, als die angebliche Mutter, geführt und unterstützt. „Sie ist lang und schwer krank gewesen, und geht diesen Abend zum erstenmal wieder aus. Am Tage würde sie des Bettelns sich schämen.“

So ist der öffentliche Bettel in Rom, der Residenz des Pabstes. Unter diesen Bettlern sind freilich viele Verkrüppelte, Alterschwache oder sonst Uebelmögende, Tausende aber betteln entweder blos aus Faulheit oder dann auch wegen völliger Verdienstlosigkeit, indem Gewerb, Handel und Verkehr völlig darniederliegen.

In Rom wird wenig oder nichts fabrizirt. Alles, selbst die einfachsten Dinge, kommen aus andern

Städten oder vom Auslande herein, und sind einem bedeutenden Eingangszoll unterworfen. Nirgends in der Welt können die Krämer und Händler auch weniger Mühe sich geben, ihre Waare abzusetzen, als in Rom. Ich bin vor einigen Tagen in einen Laden getreten, um mir eine griechische Mütze zu kaufen. Zufällig lag eine solche auf dem Tische, sie paßte mir aber nicht, und nur durch vieles Reden konnte ich den Mann dahin bringen, daß er sich die Mühe gab, mir noch andere zu zeigen, die er zu diesem Zwecke aus einem Nebenzimmer holen mußte. Das Gleiche begegnete mir heute beim Ankauf einer Brieftasche, wo ich den Händler, welcher bei einem Nachbar saß, mich aber ganz gut in sein Magazin eintreten sah, dreimal rufen mußte, bis er sich herbeibemühte.

Die römischen Jungfrauen werden im Allgemeinen als sehr sittlich gerühmt, die Frauen dagegen sollen leicht zu Verirrungen kommen. Ich kann und will darüber kein Urtheil fällen, sondern sage Ihnen blos, was ich sowohl von Fremden, die längere Zeit hier lebten, als auch von erfahrnen Römern selbst über diesen Punkt vernommen. Für den Fremden, wenn er etwas hübsch aussieht und über Herkunft und Existenzmittel nur einigermaßen sich ausweisen kann,

soll es nicht schwer halten, die Hand einer Römerin, selbst aus den sogenannten bessern Häusern zu gewinnen. Die Cicisbeen sollen ziemlich aus der Mode gekommen sein, was ein Fortschritt im Bessern ist. Denn aufrichtig gesprochen, ich kann mir nicht wohl denken, daß, wenn ein Anderer der Frau am Putztische beisteht, sie in Gesellschaften, ins Theater und überall hin begleitet, ein solches Verhältniß immer und überall das unschuldigste bleiben könne. Im Ganzen habe ich unter den hundert und fünfzigtausend Einwohnern, welche die Stadt zählt, wenig schöne Römerinen gesehen.

Die Regierung mit allen ihren untergeordneten Verwaltungszweigen liegt in den Händen der Geistlichen. Sind auch seit einer Reihe von Jahren etwas bessere Päbste auf den Stuhl Petri gekommen, als oft in frühern Zeiten, so überzeugt man sich doch von einem Ende des Landes bis zum andern, daß der Kelch und das Staatsruder nicht für eine und dieselbe Hand passen. Ein erbärmlicherer Zustand, einige wenige Gegenden und Städte ausgenommen, als er in den Kirchenstaaten herrscht, dürfte kaum anderwärts zu finden sein!

Verbrechen werden in Rom sehr streng bestraft. Zwei Individuen wurden hingerichtet während der

wenigen Wochen, die ich in Rom zubrachte. Jedesmal strömte eine ungeheure Volksmenge nach dem Richtplatze hin, denn eine Hinrichtung ist ein Fest für den Hagel in Rom, besonders für die Trasteverianer, wie die in sehr übelm Rufe stehenden Bewohner am rechten Ufer der Tiber, auf welchem übrigens auch der Vatikan sich erhebt, genannt werden. Die Meuchelmorde sollen seit einigen Jahren ziemlich seltener geworden sein. Am Aschermittwoch hörte ich in einem der besuchtesten Kaffeehäuser als ein gutes Zeichen der Zeit es rühmen, daß während des ganzen Karnevals nur drei Personen, zwei in Trastevere und eine im Corso, ermordet worden.

Ich habe den Abend noch mit einigen deutschen Malern in einer Kneipe vor der Porta Pia zugebracht. Die Sonne sank schon dem Meere zu, als wir hinauskamen. Ein wunderbares Licht strömte herein über die stille Campagna. Die vielen Ruinen, besonders die Bogen der Wasserleitungen, schienen in diesem Lichte einige Sekunden lang gigantisch anzuwachsen und dann wieder zusammenzuschrumpfen. Lange glommen die Gipfel der Sabinerberge, endlich erloschen auch diese, die Finsterniß sank allmählig tiefer herein, und ein unendlich prachtvoller Sternenhimmel ging über uns auf.

Ich sitze am Fenster meines Zimmers und blicke noch hinaus in die unbeschreiblich schöne Märznacht. Mein Herz ist wunderbar ergriffen. Wie lang und wie heiß habe ich mich gesehnt nach dir, o Rom! Jetzt bin ich da gewesen, und so viel ich in der kurzen Zeit auch erschaut und erlebt, so kommt mir in diesem Augenblicke doch Alles nur wie ein Traum vor!

IV.

Rückkehr von Rom nach München.

Wohl ist sie schön, Italiens hohe Sonne,
Und tausend Wunder reift der goldene Strahl,
Viel Bilder, voll von südlich heißer Wonne,
Begegnen dort dem Auge ohne Zahl!

Matzerath.

Rückkehr von Rom nach München.

1.

Fremd bin ich eingezogen,
Fremd zieh' ich wieder aus!
W. Müller.

Wenn man aus der Porta del Popolo durch die Landhäuser und Gärten, welche zwischen dem Monte Pincio und Monte Mario liegen, hinausgekommen auf die prächtige Tiberbrücke, so führen von da zwei Straßen nach dem nördlichen Italien. Die eine derselben, auf welcher ich zuerst nach Rom gekommen, ist die Via Cassia der Alten. Sie geht nordwestlich über Viterbo und Siena nach Florenz. Verfolgt man diese, so gelangt man bald zu dem sogenannten Grabmal des Nero, welches aber, wie eine noch lesbare Inschrift sagt, dem Publius Vibius Marianus errichtet worden. Weiterhin liegt das Schlachtfeld, wo Brutus gegen die Tarquinier und Etrusker gekämpft, und da, wo jetzt die elen=

den Häuser von La Storta stehen, sollen die Gärten des Nero gewesen sein, wo der Tyrann seine nächtlichen Orgien feierte. In der nämlichen Gegend hat Romulus zum erstenmal die Vejer geschlagen. Die Stadt derselben, wie in neuester Zeit mit Bestimmtheit nachgewiesen worden, hat auf der Stelle gestanden, wo jetzt das im Mittelalter erbaute, von einigen fieberbleichen Menschen bewohnte Castello dell' Isola liegt. Sie hatte ungefähr zwei Stunden im Umfang, war, wie Dionys schreibt, durch starke Mauern und durch ihre Lage selbst befestigt, und erwies sich als die hartnäckigste Feindin Roms, bis endlich im Jahr dreihundert dreiunddreißig vor Christus der Diktator M. F. Camillus mittelst eines durch den Felsen gehauenen Ganges, nach zehnjähriger Belagerung, sie einnahm und größtentheils zerstörte.

Die andere Straße ist die alte Via Flaminia. Sie geht nördlich über Civita Castellana und Spoleto nach Foligno, wo sie wieder in zwei Arme sich theilt, von denen der eine über Perugia nach Florenz, der andere über Loretto und Ancona nach Bologna führt. Bis Civita Castellana, ungefähr zehn Stunden von Rom, ist sie äußerst schlecht und steigt

zuweilen ziemlich steil nach den Höhen hinan, welche die Campagna im Norden begrenzen.

Die Tiberbrücke, jetzt Ponte Mollo genannt, liegt eine gute halbe Stunde von der Porta del Popolo entfernt. Sie wurde von Pabst Nikolaus dem Fünften neu aufgeführt, und wölbt sich in prächtigen Bogen über den breiten Strom, der seine gelben Wasser langsam dem Meere zuwälzt. Vor dieser Brücke war es, wo Cicero, nachdem die Verschwörung des Catilina entdeckt war, die Gesandten der Allobroger festnehmen ließ. Unweit von derselben liegt auch das Schlachtfeld, wo Constantin der Große, begeistert durch die Erscheinung eines Kreuzes, die er am Himmel wahrzunehmen glaubte, den Tyrannen Maxentius geschlagen. Ueber dieses Schlachtfeld gelangt man zu den Gräbern der Nasonen und von da bald zu dem Torre di Quinto, einem einsamen, aus dem Mittelalter herstammenden Thurm, welcher auf den Feldern stehen soll, wo L. Q. Cincinnatus vom Pfluge zum Diktator Roms abgeholt wurde. Die Aussicht von der Mitte der Brücke nach dem siebenhügeligen Rom, wo besonders der Vatikan und die Peterskuppel in ihrer ganzen Größe erscheinen, dann auf die umliegenden Ruinen, unter denen die Reste von alten Wasser-

leitungen hervorragen, und endlich auf den schlängelnden Lauf des Stromes selbst, an den so viele Erinnerungen sich anknüpfen, ergreift mächtig die Seele und ruft Gefühle voll der tiefsten Wehmuth hervor.

Es war in der Mitte des Märzmonats, der Morgen rein und klar, und die Sonne hinter dem Sabinergebirge kaum emporgestiegen, als ich gedankenvoll die Via Flaminia hinaufzog, dann und wann stille stehend, um wieder einen Blick zurückzuwerfen auf das ewige Rom, dessen Kuppeln mehr und mehr in dämmernde Ferne verschwanden. Niemand begegnete mir auf der öden Straße, still, wie ein Grab, lag Alles um mich her. Auch kein Lüftchen war fühlbar, heiß fielen die Strahlen der Sonne auf die nakte, gelbbraune Landschaft, wo die austrocknenden Sümpfe die Luft mit giftigen Dünsten schwängerten.

Gegen Mittag gelangte ich zu einer elenden Osteria, und war nicht wenig erfreut, als der Wirth mich fragte, ob er mit vortrefflichem Wein, schmackhaftem Brod und zartem Hammelfleisch mich bedienen könne? Hungerig und müde setzte ich mich zu Tische, und wenn auch weder der Wein, noch das Brod, und am allerwenigsten das Hammelfleisch, die

Eigenschaften besaßen, welche der Wirth ihnen beigelegt hatte, so war ich gleichwohl sehr vergnügt dabei. Neben mir verzehrten zwei Eseltreiber einen Eierkuchen, welcher im Oele, worin er gebacken worden, schwamm. Ihre gelben, bärtigen Gesichter verzogen sich zu einem höhnischen Lachen, als ich die ihrer Meinung nach einfältige Frage stellte, ob eine so fette Küche dem Magen nicht schädlich sei.

Im Verlaufe des Gespräches, welches sich endlich entspann, entwickelte der Wirth seine Grundsätze. „Die Thiere“, sagte er mit großem Ernst, „dürfen einander auffressen, die Menschen aber sind gemacht, sich gegenseitig beizustehen. Dabei ist freilich Jedem erlaubt, nach seinem Vortheil zu greifen, nur muß dieses nicht zum Schaden Anderer geschehen. Das Nothwendigste von Allem aber ist, daß der Mann sein Wort halte, und sollte es ihm auch sein Haus kosten.“

„Aber das Weib?“ fragte einer der Eseltreiber, indem er einen ironischen Blick auf die Wirthin warf, die, mit einem nakten Buben auf dem Arm, eben an den Tisch trat.

„Die Weiber, die dürfen, wenn sie etwas versprochen, was sie nachher gereut, schon wieder zuzückgehen, das hat nichts zu bedeuten!“ entgegnete

der Wirth, wie es schien, nicht ohne Beifall von Seite seiner Frau.

Eine so gesunde Moral, wie der Mann sie wenigstens im ersten Theil seiner Rede entwickelte, klang mir aus dem Munde eines römischen Campagnarden neu, darum bat ich ihn, mit mir ein Glas auf seine Gesundheit zu trinken. Er that es mit vieler Höflichkeit, und auch die beiden Eseltreiber stießen mit an, obwohl ihre Züge deutlich verriethen, daß sie nicht ganz von der gleichen Gesinnung seien.

2.

Wer in Wäldern, Blumen, Bergesreihen,
Im klaren Fluß, der sich mit Bäumen schmücket,
Nur Endliches, Vergängliches erblicket,
Der traure tief im hellsten Glanz des Maien!

Tiek.

Schon bei der Poststation Malborghetto fängt die Landschaft allmählig an, etwas freundlicher zu werden, indem wieder verschiedene Arten von Laubholz den Boden bedecken. Von Rignano, der ersten Ortschaft, durch welche man kommt, führt die Straße am firstigen, unten beinahe kahlen, nach oben zum Theil bewaldeten Monte St. Oreste, dem

Sorakte der Alten, vorüber nach dem ungefähr zehn Stunden von Rom entfernten Civita Castellana. Ueberraschend ist der Anblick, wenn man von der Höhe, wo man Rom zum letztenmal sieht, daherkommt und auf einmal in das mit hohen, fast senkrechten Wänden umgebene Felsthal, durch welches die Treja rauscht, hinabschaut. Eine prächtige Steinbrücke mit drei kühnen Bogen, an deren einem eine Mühle angebaut ist, führt über den Fluß. Steigt man von derselben wieder bergan, so öffnet sich dem Blicke gleich ein neues Felsthal, noch tiefer und romantischer, als das vorige, und auch von einem Fluße durchbraust. Die Wände desselben mögen an mehrern Stellen über zweihundert Fuß hoch sein. Grüner Epheu hängt hin und wieder von denselben herab, und immer grüne Eichen wurzeln in den tiefen Spalten.

Zwischen diesen beiden Thaleinschnitten, auf drei Seiten mit Wasser umgeben und auf der vierten von einem leicht zu vertheidigenden Berge überragt, liegt auf einer dreieckigen Felszacke Civita Castellana, von allen Seiten einen höchst malerischen Anblick gewährend. Das Innere aber ist sehr schmutzig. Die Kathedrale, ein schönes Gebäude aus dem dreizehnten Jahrhundert, hat einen bunt ausgelegten

Fußboden. Auf der Höhe, etwas über der Stadt, erhebt sich das von Pabst Alexander dem Sechsten angelegte Kastell, wo man eine herrliche Aussicht genießt in das prächtige Hüggelland der Sabiner und hinüber auf den grünen, weit über seine Umgebungen emporragenden Sorakte, den wir aus den Oden des Horaz kennen, und auf welchem jetzt, statt des ehemaligen Appollotempels und des Haines der etruskischen Blumengöttin, das Kloster San Silvestre steht, welches Carlman, der Bruder Pipins, bei seinem Uebertritte zur christlichen Religion gegründet. An einem heitern Abend, wenn die Sonne den Gipfel des Berges vergoldet, während in den Felsthälern um Civita Castellana schon dunkle Schatten sich lagern, ist dieser Standpunkt wunderschön.

Eine Viertelstunde von der Stadt entfernt, liegen die Ruinen des alten Falerium, bei dessen Belagerung Camillus den nichtswürdigen Schulmeister, welcher die Stadt verrathen wollte, durch seine Schüler wieder in dieselbe zurückpeitschen ließ, eine Handlung, welche die Einwohner vermochte, der Herrschaft der Römer sich zu unterwerfen.

Von Civita Castellana führt die Straße noch ungefähr eine Stunde weit auf der äußerst fruchtbaren Höhe dahin und steigt dann hinab in das Thal

der Tiber, über welche, an der Grenze von Umbrien und dem Sabinerlande, eine der prachtvollsten Brücken führt. Sie stammt aus den Zeiten des August und wurde unter Pabst Sixtus dem Fünften wieder hergestellt. Von da gelangt man an der Bergseite hinan auf eine herrliche Ebene. Weiterhin erblickt man am Ufer der Tiber, die hier mehrere schöne Krümmungen macht, die Ruinen von Otriculum, einer alten sabinischen Stadt. Bei dem jetzigen Otricolo, am Abhange eines Berges, hat man eine entzückende Aussicht auf das umliegende Hügelland, schaut da, wo die Straße in das wilde Gebirge sich wendet, zum letztenmal die Tiber und den Sorakte, und hat dann bald, am Abhange des wildromantischen Thales, wo tief unten zwischen Felsen die Nera braust, das auf steilem Felsrücken gelegene Narni erreicht.

Narni ist das Nequinum der Alten. Die Römer eroberten es in dem Kriege gegen die Umbrier durch Verrätherei und legten eine Kolonie dahin, die sie nach dem Flusse Narnia nannten. Seine Lage machte es zu einer der wichtigsten Festungen, und August baute da die prachtvolle Brücke, von der in einiger Entfernung vom Städtchen noch riesenhafte Trümmer vorhanden sind. Gegenwärtig zählt der Ort kaum fünftausend Einwohner, und ist höchst schmutzig.

Auf der einen Seite des Schildes vor dem Wirthshause, wo ich einkehrte, sieht man einen Hahn, welcher die Sonne ankräht, mit dem Motto: „Für Alle geht die Sonne auf!“ Die andere Seite zeigt ein säugendes Weib, mit der Inschrift: „Die Vorsehung ist der Sterblichen Stütze.“ Der Wein war aber so schlecht, daß ich lieber Wasser trank aus dem schönen Springbrunnen vor der alten Kathedrale.

Das Thal von Narni nach Terni gehört zu den schönsten und fruchtbarsten Thälern Italiens. Es ist ungefähr dritthalb Stunden lang, und wird von der Nera durchschlängelt, deren Wasser ungemein klar ist. Schon Plinius rühmt die große Fruchtbarkeit dieses Thales und sagt, daß seine Wiesen jährlich viermal abgemäht werden können. Der Boden ist allenthalben wohl bebaut. Pappeln, Maulbeeren und Fruchtbäume aller Art, untermischt mit Zitronen und Orangen, schmücken die Niederungen, Reben und Oelbäume die Abhänge der Berge. Melonen, Pfirsiche und Feigen sollen hier größer werden, als irgendwo in Italien. Zwei alte Wasserleitungen, erbaut einst, den Boden zu bewässern, dienen noch immer zum nämlichen Zwecke. Man ist überrascht, im Kirchenstaate solche Kultur zu sehen,

und glaubt sich in die Gegenden von Toskana oder der Lombardei versetzt.

Terni, eine Stadt mit ungefähr sieben tausend Einwohnern, liegt zwischen zwei Armen der Nera, weßhalb sie bei den Römern Interamnia geheißen. Hier erblickte Tacitus das Licht der Welt, dessen Geist eine Leuchte wurde, an der sich die Geschichte der Völker aufgehellet. Auch die Kaiser Tacitus und Florian wurden da geboren. Außer den Ruinen eines Amphitheaters und den Resten eines Sonnentempels ist wenig mehr von der alten Stadt zu sehen, deren Gründung mit jener von Rom fast in die gleiche Zeit fallen soll. Auf dem Marktplatze, wo im Freien gekocht und gegessen wird, herrscht, vorzüglich am Abend, ein reges Leben. Mehrere schöne Landhäuser, worunter die Villa der Familie Spada mit Resten von alten Bädern, und die Villa Graziani sich auszeichnen, umgeben die Stadt. Die Umgegend ist sehr romantisch, und wird es noch mehr durch ihre schönen Frauen und Mädchen.

Was aber der Gegend von Terni den höchsten Reiz verleiht, ist der Sturz des Velino, der schönste Wasserfall in Europa. Um denselben zu sehen, geht man auf einer schmalen Brücke über die Nera, wendet sich dann links und kommt durch einen Oelwald

bald zu dem im wilden Nerathale gelegenen Papigno, wo die Führer sich aufdrängen, deren man aber nicht bedarf. An der Seite der Felsen hinansteigend, gelangt man zu dem Denksteine, welcher sagt, daß Pabst Pius der Sechste den Wasserfall wieder habe herstellen lassen. Von da wird das Toben des Wassers mit jedem Schritte jetzt lauter, bis man auf dem schmalen Felswege hinaustritt an den Rand des mächtigen Sturzes.

Der Velino hat seinen Ursprung in den apenninischen Gebirgen, durchfließt mehrere kleine Seen und nimmt verschiedene kleine Flüsse auf, wodurch er allmählig zu einem Strome anwachst. Vom letzten jener Seen, dem Lago delle Marmore, dem Velinus der Alten, hatte er einst einen andern Lauf seitwärts in ein Thal, bis die Römer, um seinen häufigen Ueberschwemmungen Einhalt zu thun, im Jahr 480 nach Erbauung Roms, durch einen in Felsen gehauenen Kanal den jetzigen Weg in die Nera ihm bahnten. Der Mann, unter dessen Leitung dieses Riesenwerk zu Stande kam, war Marcus Curius Dentatus.

Der Fluß stürzt zuerst über dreihundert Fuß hoch senkrecht in ein weites Felsbecken hinab, eilt dann, während ein Theil des Wassers in Gestalt einer un=

geheuern Staubwolke wieder emporsteigt, zu einem zweiten, und endlich zu einem dritten und letzten Fall in die Nera. Die Felswände zu beiden Seiten sind mit Gras, Sträuchern und Bäumen überwachsen. Um den Fall zu betrachten, sind mehrere Standpunkte künstlich angebracht, wovon einige hart am Sturze des Wassers. Auf dem obersten derselben hat man zugleich eine herrliche Aussicht durch das wildromantische Thal hinaus auf Terni. Steigt man von den obersten zwei Standpunkten hinab in das Schauhäuschen, welches Pius der Sechste hat aufführen lassen, so übersieht man von da den ersten senkrechten Fall ganz. Mit furchtbarem Getöse stürzt die Wassermasse in das von ihr ausgehöhlte Felsbecken, und treibt aus demselben sprudelnd und schäumend wieder hervor, um einen neuen Sprung zu wagen. Das aufgelöste, wie dichte Staubwolken aufsteigende Wasser erhebt sich hoch in die Luft und fällt aus derselben in Gestalt eines feinen Regens wieder nieder, mittelst der darin enthaltenen Kalktheilchen die Blätter der Bäume und Sträucher mit einem zarten, gelblichweißen, leicht abstreifbaren Staube überziehend. Herrliche Regenbogen, einer über dem andern, entzücken das Auge, bis endlich, wenn die Sonne tiefer sinkt, alle in einen einzigen

zusammenfließen, der, mit den prachtvollsten Farben strahlend, hoch über dem schäumenden Strudel sich wölbt.

Steigt man an der Thalwand hinab, vorüber an der Tropfsteinhöhle und den wunderlich gestalteten Felsformen, die wie korinthische Säulen über einander ragen, so sieht man, wie der Fluß seinen zweiten Fall macht und dann von einer länglichten, grün bewachsenen Felsinsel in zwei mächtige Arme aus einander gehalten wird, welche tiefer unten sich wieder vereinen, wo die ganze Wassermasse endlich in einem breiten Falle in die Nera stürzt. Diese dann verliert sich bald, nachdem sie den Fall aufgenommen, unter Felsen und kommt ungefähr dreißig Schritte weiter abwärts wieder unter denselben hervor. Auf dieser natürlichen Brücke endlich, da wo eine schattige Laubhütte an die Felswand sich anlehnt, erscheint der Sturz des Velino am schönsten. Hier überschaut man mit einem Blicke den ganzen Fall von seinem Beginne bis zu seinem Einsturze in die Nera, ein Anblick, den keine Feder zu beschreiben vermag.

Von dem gedachten Standpunkte führt ein romantischer Pfad längs der Nera wieder nach Terni zurück. Unterwegs gelangt man auf einem prächtigen,

mit immergrünen Eichen beschatteten und mit Tischen und Bänken besetzten Spaziergang in die zwischen hohen Felswänden gelegene Villa Graziani, und von da durch den reizenden Thalgrund wieder nach der Stadt.

Ueber dem nördlichen Ufer der Nera, unweit von Terni, erheben sich die äolischen Berge, an deren Abhang die Stadt Cesi liegt. Aus den natürlichen Höhlen derselben, welche schon den Alten bekannt waren, strömt, besonders im Sommer, wenn die äußere Luft sehr stark erwärmt, und verdünnt wird, ein kalter Luftstrom hervor, den die Einwohner von Cesi zur Kühlung ihrer Keller benutzen. Auch wird diese frische Luft in den am Berge liegenden Landhäusern zur Erfrischung der Zimmer, in welche sie durch bleierne Röhren geleitet wird, angewendet. Ja, man hat es in einer dieser Villen so weit getrieben, daß nicht blos der Wein bei Tische, sondern auch Wein und Wasser, deren der Hausgeistliche sich beim Messelesen bedient, auf Steinplatten, welche durch diese Luft von unten herauf gekühlt sind, gestellt werden können.

3.

> Wir denken, was uns werden mag
> An diesem schönen Reisetag;
> Und liegt's auch noch in ferner Ruh,
> Ei nun, wir wandern gern drauf zu!
>
> C. Reinhold.

Hat man von Terni aus noch eine Strecke weit im Thal der Nera forgewandelt, so steigt man die steile Höhe des Monte Somma hinan, wo einst der Tempel des Jupiter Summanus gestanden. Der Berg bildet in diesem Theile der Apenninen den höchsten Punkt, und der Paß über denselben bietet dem Auge alle Schönheiten einer wildromantischen Landschaft dar. Auf der andern Seite hinuntersteigend, erreicht man bald das alte Spoleto.

Die Stadt, im Krater eines vor langer Zeit erloschenen Vulkans gelegen, zählt kaum mehr sieben tausend Einwohner. Ihre Lage ist reizend, und besonders genießt man von dem hohen, festen Kastell aus eine herrliche Aussicht in die umliegenden, höchst malerischen Gegenden. Im Innern hingegen, wo die Straßen an manchen Stellen sehr eng und äußerst steil sind, herrscht ein unbeschreiblicher Schmutz, so daß man begreift, wie Seume lieber Küster zu Bergen in Norwegen, als Bischof in Spoleto hätte

sein mögen. Eine Wasserleitung, deren kühn gesprengte Bogen Staunen erregen, bringt das Wasser von dem, der Citadelle gegenüber gelegenen Monte Luco daher. In den Ruinen eines Theaters, eines Tempels der Concordia und eines Jupitertempels sieht man noch Ueberreste der Stadt, welcher Plinius ein so hohes Alter zuschreibt. Auch steht da noch ein alter Thorbogen zur Erinnerung an den tapfern Widerstand, den die Einwohner dem Hannibal nach der Schlacht am trasimenischen See entgegensetzten. Er wird Porta della Fuga oder Thor der Flucht genannt, weil der Karthager, ohne die Stadt einnehmen zu können, wieder abziehen mußte. Die Reste der von Engländern ausgegrabenen Römerbrücke sind größtentheils wieder zugedeckt. In der Kathedrale, die aus den ersten Zeiten des Wiederaufwachens der Künste stammt, sieht man mehrere große und schöne Freskogemälde von Lippi, so wie auch das Grabmal, welches Laurenz von Medicis dem aus Neid vergifteten Maler errichten ließ, nachdem die Spoletaner nicht hatten gestatten wollen, daß dessen Asche nach Florenz gebracht werde.

Die Einwohner von Spoleto, welche Rosini in seiner Nonne von Monza als schlau und hinterlistig schildert, haben in den bürgerlichen Kriegen der

Guelfen und Gibellinen den politischen Fanatismus auf den höchsten Grad der Rohheit getrieben. Als die Gibellinen alle Häuser ihrer Gegner anzündeten, stieg die Frau eines Guelfen, wie sie sah, daß ihr eigener Bruder, ein Gibelline, Feuer in ihr Haus einlegte, mit ihren beiden Kindern in den Armen auf den Thurm und bat von da herab um Gnade für sie und ihre Kleinen. „Laß die Sprößlinge der Guelfen in die Flammen fallen, dann will ich dich retten!“ schrie der Bruder ihr zu. Aber die mütterliche Liebe war stärker, als der Trieb zum Leben, und die Frau ließ sich mit ihren Kindern verbrennen.

Von Spoleto führt die Straße durch ein herrliches Thal, in welchem die kleine Ortschaft Le Vene liegt, in deren Nähe der von Virgil besungene und von dem jüngern Plinius so reizend beschriebene Clitumnus entspringt. Der Fluß kommt unter einem Felsen hervor, bewässert die Wiesen, auf denen Rom einst seine Opferthiere weidete, und fällt dann in den Topino. Nicht weit von seinem Ursprunge steht der kleine Tempel, einst dem Flußgotte geheiligt, jetzt zu einer christlichen Kapelle umgewandelt. Seine Bauart ist ungemein zierlich. Die Ufer des vormals heiligen Flusses sind noch heute so reizend, wie sie

uns schon Plinius beschrieben, und noch weiden daran weiße Rinderheerden.

Weiterhin liegt Foligno. Beim Eintritte in die Stadt wird der Reisende angenehm überrascht durch das rührige Leben und den Verkehr, welche da sich kund geben. Die Stadt, das Fulginium der Alten, ist im Ganzen gut gebaut und besitzt, außer der schönen, mit einer prächtigen Kuppel nach einer Zeichnung von Bramante versehenen Kathedrale, noch andere sehenswerthe Kirchen, so wie mehrere schöne Gebäude, von wohlhabenden Familien bewohnt. Die Zahl der Einwohner belauft sich auf ungefähr sieben tausend, worunter viele Kaufleute, Handwerker und Landwirthe. Die umliegende Landschaft, welche schon Horaz rühmt, ist äußerst fruchtbar, das Klima mild und freundlich. Nicht unbedeutende Manufakturen von Wollen- und Seidenzeugen sind da in Thätigkeit. Auch ist das hier bereitete Zuckerbackwerk fast durch ganz Italien berühmt. Die Vereinigung der Straßen von Florenz über Perugia und von Fano und Ancona nach Rom bewirkt, daß eine Menge von Reisenden die Stadt besuchen. Gleichwohl umdrängen die Einwohner jeden Ankömmling haufenweise und betrachten ihn mit einer Unverschämtheit, wie man sie kaum in Unteritalien und Sizilien findet. Doch

haben sie dabei wieder das Gute, daß sie mit einem stummen Anschauen sich begnügen und den Fremden nicht mit allerlei Fragen quälen.

4.

Herrlich labt's,
Von des hohen Gebirgs
Höchstem erungenem Gipfel,
Stehend, athmend,
Niederzuschauen
Auf die unten liegende Welt.

Rückert.

Steigt man von Foligno den steilen Abhang der Apenninen hinan, so hat man auf mehrern Punkten eine entzückende Aussicht zurück in das Thal von Spoleto. Weiter oben fällt der Blick in ein kleines, aber reizendes Gebirgsthal, über welchem da, wo ein Fluß mehrere schöne Fälle bildet, zwischen hohen Felsen die kleine Ortschaft Pali liegt. Die Straße führt hin und wieder an jähen Abstürzen vorüber, wo früher häufige Unglücksfälle sich ereigneten, bis der gefahrvolle Weg endlich erweitert wurde. Am Abend, wenn die sinkende Sonne mit ihren letzten Strahlen die Klüfte und Felshäupter dieses wilden Gebirgspasses bescheint, gewährt derselbe einen einzig schönen Anblick.

Es war bereits Nacht, als ich Case Nuove erreichte, eine elende, in einer fast unwirthbaren Gegend gelegenen Ortschaft von wenigen Häusern, deren ärmliche Bewohner zum Theil durch Straßenbettel sich ernähren.

Im Wirthshause, wenn man die miserable Osteria so nennen kann, saßen vier seltsame Gestalten am Herde, die dürren, knochigen Hände gespenstisch nach dem Feuer ausstreckend. Der Eintritt des Fremden rief auf den bärtigen, abgezehrten Gesichtern die verschiedenartigsten Ausdrücke hervor, die bei einem derselben im Schein der rothen Flamme, welche aus dem Haufen von Reisern aufloderte, fast etwas Höllisches hatten. Und doch war es gerade dieser unter den Vieren, welcher zuerst aufstand und mir seinen Block zum Sitzen anbot, was ich nach einem anstrengenden Marsche denn auch mit Dank annahm. In Unteritalien hätte ich jetzt, ohne nur einen ruhigen Athemzug thun zu können, hundert Fragen gleichsam auf einmal beantworten müssen, hier dagegen schauten Alle, Wirth und Gäste, stumm und befremdet mich an, bis ich selber das unheimliche Schweigen brach.

Aus einem Gespräche mit den Vieren vernahm ich, daß sie aus den Abruzzen kamen und nach Loretto

gingen, um dort durch Beiwohnung einer feierlichen Prozession Ablaß für ihre Sünden zu gewinnen. „Ist dieser gewonnen," fügte der Aelteste, welcher das Haupt der kleinen Bande zu sein schien, hinzu, „so gehen wir darauf nach Ancona, wo wir Beschäftigung zu finden hoffen." Worin aber diese Beschäftigung bestehen werde, wußte er selber noch nicht. Auch konnte Keiner auf die Fragen über seine heimathliche Gegend eine Antwort ertheilen, aus der man sich nur einigermaßen ein Bild von derselben hätte machen können. Diese Fragen beantworteten sich aber schon von selber aus dem ganzen Wesen der Männer, von denen übrigens Keiner weder einen Buchstaben lesen, viel weniger schreiben konnte.

Während unseres Gesprächs hatten Wirth und Wirthin das Nachtessen aus Schafsrippen und Bohnen für mich bereitet. Ich theilte mit drei hungerigen Kindern das spärliche Mahl und legte mich schlafen, wenig besser, als in Kalabrien.

Von Case Nuove steigt man wieder, steil hinan zu dem kleinen See von Col Fiorito, gelangt dann in einen tiefen, von hohen Gebirgsstöcken umgebenen Gebirgskrater und endlich hinaus zu dem zwischen steilen Bergen eng eingeschlossenen Flecken Serravalle, mit den Ruinen eines von den Gothen er-

bauten Kastells. Das wilde Thal entlang gehend nach Ponte delle Trave, erblickt man auf der Höhe die Stadt Camerino, das alte umbrische Camerinum, welches nach den Berichten des Livius dem Scipio fünfhundert Mann zu seiner Expedition nach Afrika mitgegeben. Gegenwärtig zählt die Stadt kaum fünftausend Einwohner, und hat einen Bischof, eine wenig besuchte Universität, so wie einige Fabriken für Seidenstoffe.

Der Weg von Foligno bis Ponte delle Trave gehört zu den schönsten und reizendsten Gebirgswegen in Italien. Die Apenninen, welche die Halbinsel bis an ihr äußerstes Ende durchziehen, bilden da herrliche Höhen und Thäler, wo zahlreiche frische Gebirgsbäche rauschen. Eine reiche Vegetation bedeckt die mildern und minder schroffen Abhänge, während immergrüne Eichen, oft von mächtigem Umfang, die rauhern Gipfeln krönen. Die Bewohner, im Ganzen ärmlich aussehend und in Hinsicht auf geistige Ausbildung im höchsten Grade vernachlässigt, zeigen dem Fremdling, der offen und zutrauungsvoll zu ihnen kommt, ein offenes und redliches Gemüth, wie es Gebirgsvölkern überall eigen ist.

Von Ponte delle Trave hat man bald die kleine Stadt Tolentino erreicht. Sie liegt am östlichen

Abhange der Apenninen, am Flusse Chienti, über den eine lange Brücke führt, und hat durch die Schlacht, mit welcher Murat am zweiten Mai des Jahres 1815 den Thron von Neapel verloren, eine geschichtliche Bedeutung erlangt. Auf einem Schlosse in der Nähe wurde der heilige Niklaus geboren, dessen Reste nun in der Augustinerkirche ruhen.

Die Landschaft von Tolentino über Macerata und Recanati nach Loretto gehört zu den fruchtbarsten und am besten bebauten in Italien. Herrliche Felder, natürliche und künstliche Wiesen, Rebgelände, Maulbeerbäume und verschiedene Arten von Obstbäumen schmücken, besonders um Macerata und Recanati, die Gegend. Lebendige Hecken, aus allerlei fruchttragenden Gesträuchen gezogen, bilden die Grenzen der Grundstücke, und mehrere Flüsse und zahlreiche Bäche geben dem Boden die zum Gedeihen der Pflanzungen nöthige Feuchtigkeit. Man glaubt kaum, daß dieser Landstrich zu den sonst so vernachlässigten päbstlichen Staaten gehöre.

Macerata, eine wohlgebaute Stadt mit ungefähr achtzehntausend Einwohnern, liegt auf einer heitern Anhöhe, von der aus man eine prächtige Aussicht genießt. Die Hauptstadt einer Delegation, besitzt sie eine Universität, ein Collegium, zwei Akademien,

nebst noch verschiedenen andern nützlichen Anstalten. Das Hauptthor der Stadt ist eine Art von Triumphbogen, mit toskanischen Pilastern und einem dreifachen Durchgange, über deren mittlerm das Brustbild des Kardinals Pio steht. Die Kirchen enthalten einige schöne Gemälde. Die Straßen sind wohl gepflastert, neue Gebäude werden aufgeführt, überhaupt giebt sich eine gewisse Regsamkeit kund, welche der Wanderer durch die päbstlichen Lande so selten antrifft, und die darum doppelt wohlthut. Auch die schönen und wohlgekleideten Frauen und Mädchen, die ich, weil eben Feiertag war, zahlreich den Kirchen zuströmen sah, erhöhen den angenehmen Eindruck.

Unter den öffentlichen Anstalten befinden sich ein Spital und ein Irrenhaus. Der Spital, den ich in Begleitung eines der angestellten Aerzte besah, stellt von Außen ein hübsches, freundliches Gebäude dar, und ist auch in seinem Innern wohl eingerichtet und gut unterhalten, nimmt aber nur Fieberkranke auf. Das Irrenhaus dagegen ist schmutzig und stinkend, und auch die Verpflegung im höchsten Grade nachlässig. Es zählte dreißig Irre, worunter sich neun Weiber befanden.

Zwischen Macerata und Recanati öffnet sich ein weites, von der Potenza durchströmtes Thal. Eine

lange hölzerne Brücke führt über den Fluß zu den Ruinen der alten, von Septimus Severus angelegten Helvia Ricina. Nur wenige Reste, worunter die eines Theaters, in welchem einst Christen eingekerkert gewesen sein sollen, und welches hernach von den Gothen zerstört worden, sind von der Stadt noch übrig. Die Steine der verfallenen Mauern wurden meist zum Baue der Häuser in Macerata und Recanati benutzt.

Recanati ist ein langes, aber schmales Städtchen, ganz auf der Höhe gelegen und von der fruchtbarsten Landschaft umgeben. Auf einer hohen Mauer steht eine Art von Basrelief, die Stelle bezeichnend, wo die Engel mit dem heiligen Hause von Loretto einst ausruhten. Tritt man vor das östliche Thor der Stadt hinaus, so schließt sich da dem Auge eine wunderherrliche Aussicht auf, hinab über das schöne Land nach Loretto, dessen Thürme hoch emporragen, hinein in die Thäler der Abruzzen, und hinaus auf das adriatische Meer.

5.

O Aberglaube, wie vermummt du bist,
Als welch Symbol man dir auch Ehrfurcht zollt,
Mond, Kreuz, Jungfrau, Prophet — zu jeder Frist
Folgt Unglück dir; nur Pfaffen bringst du Gold!

Byron.

Es war am Tage des heiligen Joseph, als ich in Loretto einzog. Schon lange vor dem Eintritte in die Stadt merkte ich an den vielen Bettlern, daß ich einem bedeutenden Wallfahrtsorte mich nähere. Wer je vom Rothenthurm über den Katzenstrick nach Maria Einsiedeln im Kanton Schwyz gegangen, der hat einen Begriff vom Bettel bekommen, doch bei weitem nicht in dem Maße, wie derjenige, welcher das Haus der Maria in Loretto besucht. Männer, Weiber und Kinder stehen da haufenweise an der Straße und verlangen unter allerlei Sprüchen und Grimassen ihr Almosen. Viele fallen, wenn man ihnen sich nähert, auf die Knie, Andere werfen sich der Länge nach auf die Erde und küssen den Staub oder Koth, um anzudeuten, wie heilig der Boden sei, den man betreten. Welch ein Kontrast zwischen diesen halb-nackten, bleichen, blassen, abgezehrten Haufen und der herrlichen Natur, welche ringsum blüht und jede

noch so geringe Arbeit mit hundertfältigem Segen lohnt!

Eine lange, bunte Prozession, mit einer grellen Musik an der Spitze, kam eben aus der Kirche und zog singend durch die Straßen, als ich dem weiten Platze mich näherte, wo rechts und links fast unzählige Krambuden, mit Rosenkränzen, Bildern und allerlei andern geweihten Gegenständen angefüllt, sich befinden. Begierig, das wunderbare Haus zu schauen, übergab ich meinen Tornister der Besitzerin einer Lokanda und eilte der Kathedrale zu, aus welcher die Prozession gekommen. Die Kirche hat Thüren von Bronze, welche in erhabener Arbeit Szenen aus dem alten Testamente darstellen, und eine prachtvolle Kuppel. Am Eingange steht die kolossale Statue von Sixtus dem Fünften. Sie ist von Bronze und ruht auf einem marmornen Fußgestelle, an dessen Ecken die Tugenden, welche dieser Pabst besessen haben soll, durch weibliche Figuren, ebenfalls von Bronze, dargestellt sind. Den weiten, zum Theil mit Arkaden umgebenen, aber durch die vielen Buden völlig verunstalteten Platz ziert ein schöner Springbrunnen.

Die Casa Santa ist das Haus, welches die Jungfrau Maria zu Nazareth einst bewohnte. Die heilige

Helena, Mutter von Constantin dem Großen, hatte dasselbe auf einer Pilgerreise nach dem heiligen Lande entdeckt, und zwar noch völlig unversehrt und ausgeschmückt mit dem Kruzifixe und dem Standbilde der Jungfrau aus Cedernholz, welche beide der Apostel Lucas geschnitzt und darin aufgestellt hatte. Helena ließ einen prächtigen Tempel über das Haus bauen, und zahlreiche Pilger, unter denen auch der heilige Hieronymus, strömten bald aus allen Gegenden der Welt nach Nazareth. Als aber die Sarazenen den Tempel wieder zerstörten, ließ der Heiland das Haus seiner Mutter in der Nacht vom zehnten Mai des Jahres 1291 durch Engel wegheben und auf einen Berg in Dalmatien tragen. Es blieb jedoch, ungeachtet des großen Zulaufs von Pilgern, nicht lange dort stehen, sondern erhob sich auf einmal wieder in die Luft, wurde von Engeln über das adriatische Meer nach Italien getragen und am neunten Christmonat des Jahres 1294, gegen zehn Uhr Abends, in der Nähe von Recanati in einem Walde niedergelassen. Auf Anstiften des Teufels aber plünderten und mordeten Räuber die Pilgrime, welche dahin kamen, und das Haus erhob sich abermals und ließ sich auf einem Hügel, eine Viertelstunde von seinem frühern Standpunkte entfernt, wieder

nieder. Da verwickelte der Satan zwei Brüder, denen das Grundstück gehörte, in Streit, so daß sie gegen einander die Degen zogen, und das Haus erhob sich noch einmal und kam endlich auf den Platz zu stehen, wo es heute noch steht. Pilgrime strömten aus allen Gegenden dahin, Gebäude zur Beherbergung derselben wurden aufgeführt, und endlich eine prächtige Kirche über die heilige Hütte gebaut. So lautet in Kürze die Geschichte der Casa Santa, die man weitläuftiger in allen Krambuden zu Loretto findet. Der Jesuit Tursellinus, in seiner Geschichte der Stadt, bemerkt noch, daß die Bäume des Waldes bei Recanati, wo das Haus zuerst sich niedergelassen, vor demselben sich gebeugt hätten und in dieser Stellung verblieben wären, bis endlich im Jahr 1575 die letzten von ihnen ausgerottet worden.

Das heilige Haus, ungefähr zweiunddreißig Fuß lang, dreizehn Fuß breit und gegen zwanzig Fuß hoch, steht mitten in der Kathedrale, unter der prächtigen Kuppel derselben. Es ist aus Backsteinen gebaut, außen mit carrarischem Marmor überkleidet und mit Bildhauerarbeiten, die Geschichte der heiligen Jungfrau darstellend, in edelm Geschmacke verziert. Der Boden um dasselbe ist mit Marmorplatten belegt, in welche die Knie der Pilger bereits

tiefe Furchen eingegraben. Vor der Thür stehen zwei Soldaten, um die Andächtigen in Zucht und Ordnung zu halten.

Das Innere des Hauses wird durch ungefähr fünfzig goldene und silberne Lampen erhellet, die einen magischen Lichtschein verbreiten. Die Pfosten der Thüren und Fenster sind mit Silberblech überzogen, die Mauern mit allerlei kostbaren Gelübdetafeln und andern Gegenständen von großem Werthe bedeckt. Hinter einem Gitter, über einem reich verzierten Altar, erblickt man das wunderthätige Mariabild aus Cedernholz, welches nie ein Wurm benagt, kostbar ausgeschmückt mit Gold und Edelsteinen, aber völlig geschwärzt vom Ruße der vielen Lampen. Rechts neben dem Altar befindet sich eine kleine Zelle, in welcher die heilige Jungfrau betete, als der Engel Gabriel sie besuchte. Auch sieht man noch den Kamin, in welchem sie kochte. Jetzt steckt jeder Pilger seinen Kopf in denselben und küßt dabei das Gemäuer. Aber auch an vielen andern Stellen zeigen die Wände tiefe Spuren des Geküßtwerdens. Kein Gläubiger geht anders als auf den Knien in das Heiligthum, wodurch die marmorne Thürsohle schon ganz ausgehöhlt worden. Das Haus war gedrängt voll, als ich hineinkam, so daß ich kaum

noch ein Plätzchen zum Knien finden konnte. Ich gestehe, daß mich ein seltsamer Schauer ergriff, als ich so da kniete und bei mir dachte, wie viele Millionen belasteter Herzen, in Purpur und Lumpen, in diesem kleinen Hause schon Trost gesucht, aber schwerlich auf die Dauer gefunden.

So groß der Reichthum des heiligen Hauses an Silber, Gold und Edelsteinen ist, so soll derselbe doch, im Vergleich zu dem berühmten, durch die Franzosen geplünderten, aber seither wieder aufgefüllten Kirchenschatze, nur ein Schatten sein. Ich habe diesen Schatz nicht gesehen, obschon er täglich gezeigt werden muß, weil ich nach dem Besuche der engen, rauchigen, dumpfen Casa Santa lieber, als das Gold in Kisten, das Gold anschauen mochte, welches die Abendsonne auf Land und Meer ausstreute.

Die Lage von Loretto auf einer ziemlich steilen Höhe, mit der Aussicht auf das nahe adriatische Meer und die Küsten, ist sehr reizend. Die Stadt zählt ungefähr sechstausend Einwohner, welche fast lediglich von den Pilgern leben. Wenn auch die Zeiten, wo in manchen Jahren über zweihunderttausend Andächtige das heilige Haus besuchten, und der Kram mit Rosenkränzen, Skapuliren, Bildern,

Beschreibungen und allerlei andern solchen Gegenständen, trotz der fast unbegreiflichen Wohlfeilheit der Waare, sehr bedeutende Summen eintrug, längst vorüber, so kommen doch alljährlich immer noch eine große Anzahl, worunter aber freilich auch Viele, die sich selber mit Betteln durchhelfen, und also den Lorettanern wenig Gewinn bringen. Während der letzten Jahre soll übrigens der Zulauf sehr abgenommen haben, ein Umstand, worüber meine Wirthin bitter klagte. Die Wunder verlieren immer mehr in den Augen der Welt, ja man will sogar, trotz der Vorsicht, welche gebietet, den bei Reparaturen des heiligen Hauses abgefallenen Schutt sorgfältig unter die Kirche zu vergraben, die Entdeckung gemacht haben, daß die Bausteine der Casa Santa von der nämlichen Art seien, wie jene, aus denen die ältesten Landhäuser um Loretto gebaut sind.

In der Nacht weckte mich ein wilder Lärm. Drei junge Bursche, welche mit ihren Liebchen zur Prozession gekommen, erhitzten sich beim Weine und geriethen in heftigen Streit, der, wie gewöhnlich, mit den schrecklichsten Flüchen und Verwünschungen endigte. Das ging aber alles in den gewonnenen Ablaß!

6.

Warum der Hafen so leer? Beut doch an Italiens Küste
Keiner dem Handel der Welt solch' gesicherten Markt!
Hoch umschlossen und weit ist die Bucht, der Schiffe Behälter
Wohl gebaut, beschützt, donnerbewehrt das Kastell.

Wessenberg.

Die Landschaft von Loretto nach dem fünf Stunden entfernten Ancona ist ein angenehmes, fruchtbares, ziemlich bevölkertes Hügelland, von zwei Flüssen, dem Aspido und Musone, bewässert. Ueberhaupt kommen eine Menge größere und kleinere Flüsse und Bäche von der östlichen Seite des apenninischen Gebirges herab, wodurch die Gegenden nicht allein an Fruchtbarkeit, sondern auch an Reiz für das Auge ungemein gewinnen.

Ancona liegt zwischen zwei Hügeln, dem Monte Ciriaco und Monte Guasco, am Meere und steigt von demselben amphitheatralisch empor. Die Stadt wurde, nach Plinius und Strabo, von Syrakusern, welche der Tyrannei des ältern Dionys entflohen, ungefähr vierhundert Jahre vor Christus gegründet. Sie zählt gegen dreißigtausend Einwohner, ist Hauptstadt einer päbstlichen Delegation und Sitz eines Bischofs. Der Hafen, von Kaiser Trajan angelegt,

wird durch eine Citadelle geschützt. Ein herrlicher Triumphbogen, eines der schönsten Bauwerke des Alterthums, erhebt sich, zum dankbaren Andenken an jenen Kaiser, auf dem alten Molo. Ein anderer, in geringer Entfernung vom erstern, erinnert an die vielen Wohlthaten, welche Pabst Benedikt der Vierzehnte der Stadt angedeihen ließ. Auf dem südlichen Vorgebirge, dem Monte Ciriaco, an der Stelle, wo einst der Tempel der Venus gestanden, von welchem Juvenal und Catull sprechen, steht jetzt, gerade über dem Molo, die Kathedrale. Die Aussicht von da auf die Stadt, das Meer und die Küste, ist weit und schön. Man überschaut das ganze Küstenland bis gen Venedig hin. Doch sind die Umgebungen von Ancona keineswegs so reizend, wie die vieler anderer italischer Seestädte. Die Hügel, mit einem sandigen Thon bedeckt, erscheinen etwas kahl, an vielen Stellen weißlich, und es fehlt ihnen jenes lebhafte Grün einer üppigen Vegetation, welches dem Auge in den meisten Gegenden an der westlichen Küste der Halbinsel so wohl thut.

Im Innern bietet die Stadt ein finsteres Ansehen. Die Straßen sind krumm, eng, voll Schmutz, und überall mit Bettlern angefüllt. Nirgends in Italien sah ich so viele elende Menschen an Krücken

gehen, wie hier. Besonders sammeln sich diese Krüppelhaften auf dem Marktplatze, an dessen einem Ende, auf der Treppe zur Kirche San Domenico, die Statue steht, welche Senat und Volk dem Clemens dem Zwölften errichtet. Der Zugang zu dieser Statue ist aber so schmutzig und der Gestank in ihrer Nähe so groß, daß wohl Niemand den Pabst um diese Stelle beneiden wird. Derselbe Schmutz herrscht auch in dem Spitale, welches am steilen Abhang von der Kathedrale nach dem Molo liegt, und nur Fieberkranke aufnimmt.

Im Hafen, obwohl er einer der bequemsten und sichersten an der adriatischen Küste, lagen nur einige Barken, kein einziges größeres Schiff. Ein alter Schiffer, in dessen Gesellschaft ich auf der Hafenmauer eine Pfeife rauchte, während der Mittagswind die weite Wasserfläche vor unsern Blicken sanft bewegte, wußte mir auf die Frage: „Warum der Hafen so leer?“ keine andere Antwort zu geben, als: „Mein Herr, das ist wohl schon lange so!“ Ancona ist eine päbstliche Stadt, dachte ich, und fragte nicht weiter. Indessen muß, aus den vielen Magazinen und der Menge der Kramladen zu schließen, immer noch einiger Verkehr da herrschen. Die vorzüglichsten Ausfuhrartikel bestehen in Getreide,

Wolle, Hanf, Oel und roher Seide. Die letztere geht meistens nach England und kehrt von dort verarbeitet wieder nach Italien zurück. Ein großer Theil des Handels liegt in den Händen der Juden, welche, ungefähr fünftausend an Zahl, ein besonderes Quartier bewohnen und da ihre Synagoge haben. Früher mußten sie durch Tragen eines rothen Lappens am Hute sich kenntlich machen, eine seltsame Verordnung, die aber nicht mehr beobachtet wird.

Den schönsten Anblick gewährt Ancona von Case Brucciate aus, auf der Straße nach Sinigaglia, ungefähr dritthalb Stunden nördlich von der Stadt. Eine weite, zum Theil sehr fruchtreiche Ebene, östlich vom Meere, westlich von einem Halbkreise von Gebirgen umgeschlossen und kaum etwas über den Meeresspiegel erhaben, liegt im Vordergrunde. Hinter derselben erhebt sich, wie aus den Wellen, die Stadt, zwischen den mit Häusern überdeckten Vorgebirgen malerisch hinansteigend. Betrachtet man dieses Gemälde in der Abendbeleuchtung, wenn die Sonne hinter den Apenninen sinkt und das geröthete Meer sich zu erheben scheint, gleich als wollte es, ein feuriger Strom, über die niedern Ufer her-

einbrechen, so macht das Ganze einen unbeschreiblichen Eindruck.

Sinigaglia, ein gutgebautes, hübsches Städtchen mit ungefähr sechstausend handeltreibenden Einwohnern, liegt an der Mündung der Misa ins adriatische Meer. Der kleine Hafen ist mit allerlei Fahrzeugen angefüllt. Die Messe, welche alljährlich im Juni hier gehalten wird, gehört unter die besuchtesten Markte in Europa. Kaufleute aus allen Gegenden, selbst von fernen Ländern, finden dabei sich ein. Die Stadt ist mit Festungswerken umgeben, die umliegende Landschaft sehr fruchtbar.

Was mir in dem Wirthshause, in welchem ich die Nacht zubrachte, am meisten auffiel, waren die ungeheuer hohen Betten, die man nur mit der größten Anstrengung erklimmen kann. Einmal hinaufgekommen, lag ich kaum zwei Spannen unter der Decke des Zimmerr, und mein dringendstes Nachtgebet war, daß der Herr vor dem Herausfallen mich gnädig bewahren möge.

7.

> Durch paradiesische Blumengestade
> Führt hier ein Weg mich, der wohl mir gefällt.
> Rückert.

Freudig durchzog ich am Morgen die schöne Ebene, welche der Metauro durchfließt. Der Fluß kommt aus einer tiefen Einbuchtung, welche der Gebirgszug da macht, hervor und ergießt sich bald in das Meer. An seinen Ufern schlug Claudius Nero im zweiten punischen Kriege die merkwürdige Schlacht, in welcher fünfzigtausend Karthaginenser, mit ihrem Feldherrn Asdrubal, fielen. Horaz gedenkt dieses entscheidenden Sieges in einer seiner Oden, und Tasso dichtete, als er im Unglücke herumirrte, auf den Fluß eine seiner rührendsten Canzonen.

Ungefähr eine Stunde vom Metauro liegt das Städtchen Fano, mit einem alten Triumphbogen. Auf der Ebene zwischen Sinigaglia und Fano finden im Frühjahr zahlreiche Schaaren von Lerchen sich ein, die da in Menge gefangen werden. Der Fang geschieht mittelst Netzen. Viele werden auch geschossen. Die Jäger stehen in eigens zu diesem Zwecke errichteten Laubhütten. Singend steigen die

Vögel vom Boden auf, werden mitten im schönsten Gesange vom Blei getroffen und stürzen todt zur Erde. So sieht man sie zahlreich fallen. Wenige Völker vielleicht sind auf die kleinen Vögel so erpicht, wie die Italiener. Sie fangen und schießen alles weg, sogar getödtete Nachtigallen habe ich auf Vogelmarkten feilbieten gesehen. Darum hört man auch in den Gebüschen und Wäldern Italiens selten so mannichfaltigen Vogelsang, wie in der Schweiz und in Deutschland.

Die kleine Stadt Pesaro, am Ausflusse der Foglia, bietet einen freundlichen Anblick. Sie hat einen großen Marktplatz mit einem Springbrunnen und einer schönen Halle, die zum Fischmarkte bestimmt. Die Kirchen enthalten einige gute Gemälde. Was aber noch mehr erfreut, ist, daß auch wissenschaftliches Streben sich kund giebt. Man sieht da eine wohlbestellte Buchdruckerei, verbunden mit einem nicht unbedeutenden Buchhandel. Durch ein Gewölbe, welches mit Büsten und einer kleinen Büchersammlung, wo ich nebst andern trefflichen naturwissenschaftlichen Werken auch Blumenbachs Naturgeschichte sah, ausgeschmückt ist, gelangt man vor dem nördlichen Thore der Stadt in einen kleinen, auf dem Festungswalle angelegten botanischen Garten mit

einem Treibhause, welches mancherlei schöne Pflanzen enthält. Gleich daneben, noch innerhalb des Thores, breitet ein kleiner Park sich aus, ebenfalls mit schönen Gewächsen. Alle diese Anlagen sind neu und, wie eine Inschrift sagt, zum Vergnügen des Publikums errichtet. Sie zeugen von einem guten Geiste.

Es war Sonntag, als ich in Pesaro ankam. Zahlreiche Gruppen von Menschen, alle gut und reinlich gekleidet, füllten die Plätze und die eben beschriebenen Vergnügungsorte. Unter ihnen befanden sich viele schöne Frauen und Mädchen. Ueberhaupt gehören die Weiber längs der ganzen Küste von Ancona bis Bologna zu den schönsten in Italien, nur Schade, daß mancher hübsche Kopf durch die unmäßig großen, schloßartig geformten Ohrenringe eher verunstaltet, als geziert wird. Auch schöne Männer trifft man in diesen Gegenden. Pesaro ist endlich auch der Geburtsort von Rossini, dessen Opern so ausgezeichneten Beifall finden.

Die Straße von Pesaro über Cattolica nach Rimini führt immer noch am Meere dahin und ist großentheils mit Alleen von Maulbeerbäumen besetzt. Unterwegs erblickt man links auf einem hohen Berge die merkwürdige Stadt und Republick San Marino.

Rimini, das alte umbrische Arimium, liegt an der Mündung der Marecchia, in einer äußerst fruchtbaren Gegend, und hat noch bedeutende Alterthümer. Gleich beim Eintritte durch das römische Thor erhebt sich ein Triumphbogen des Augustus, eines der schönsten Baudenkmale dieser Art. Vor dem entgegengesetzten Thore bewundert man die prachtvolle Marmorbrücke über die Marecchia, unter den Kaisern August und Tiberius an der Stelle erbaut, wo die Via Aemiliana mit der Via Flaminia sich vereinigte. Jetzt führt die Hauptstraße aus Oberitalien nach Ancona über dieselbe. Im ehemaligen Kapuzinerkloster sieht man noch Reste eines Amphitheaters, und auf dem Marktplatze wird das Piedestal gezeigt, von welchem herab Julius Cäsar seine Soldaten angeredet haben soll, nachdem sie den Rubikon überschritten hatten. Die alte Kathedrale, jetzt in eine Kaserne umgewandelt, steht auf den Ruinen des Tempels von Castor und Pollux. Unter den Kirchen zeichnet sich die des heiligen Franziskus aus. Sie wurde durch jenen Malatesta erbaut, welcher drei Gemahlinen, die erste durch Gift, die zwei andern durch den Strang hat hinrichten lassen. Die Stadt, einst dicht am Meere gelegen, jetzt aber über tausend Schritte von demselben entfernt, zählt gegen fünf-

tausend Einwohner. Der Hafen, ehemals mit Marmor eingefaßt, ist durch die Mareechia fast gänzlich verschlemmt, und der Handel gegenwärtig von sehr wenig Bedeutung. Die Sprache, welche in und um Rimini gesprochen wird, ist ungemein schlecht und schwer verständlich.

Bei Rimini verläßt man die Küste und gelangt über Archangelo, ein kleines Dorf, wo Ganginelli, der berühmte Pabst Clemens der Vierzehnte, geboren wurde, bald an den ersehnten Rubikon. Es ist aber nur ein kleiner, trüber Fluß, welcher in vielen Krümmungen aus dem Gebirge hervorkommt. Eine hohe Brücke von Backsteinen führt über denselben an das jenseitige Ufer, wo eine Denksäule sich erhebt, an deren Fuß man in lateinischer Sprache die Inschrift lieset: „Ueber diese Grenze die Waffen zu tragen, ist Niemanden gestattet.“

Cesena, unweit vom Rubikon, ist eine kleine, wohlgebaute, mit bedeckten Bogengängen gezierte, heitere, freundliche Stadt. Die aus Backsteinen erbaute Brücke über den Savio gehört zu den schönsten Brücken in Italien. In drei mächtigen Bogen setzt sie über den Fluß, an dessen Ufern zahlreiche Schwefelgruben liegen, welche den Einwohnern nicht unbedeutenden Gewinn bringen. Pabst Alexander

der Sechste schenkte die Stadt seinem Sohne Borgia, nach dessen Tod sie aber wieder an die päbstliche Krone zurückfiel. Von dem in der Gegend wachsenden Wein redet schon Plinius in seiner Naturgeschichte. Auch gedeihen da vorzüglich allerlei herrliche Gartengewächse.

Durch fruchtbare Felder gelangt man an den lieblich schlängelnden Ronco, den Bedesis der Alten, und von da immer durch eine grade Pappelallee, welche fast eine Stunde lang ist, nach Forli, dem altem Forum Livii, vom Consul Livius Salinator nach dem Siege am Metaurus gegründet. Die Stadt, eine der heitersten und freundlichsten in den päbstlichen Staaten, liegt am Fuße der Apenninen und zählt ungefähr dreizehntausend Einwohner. Die Straße führt in gerader Richtung auf den weiten, mit Arkaden umgebenen und nordwestlich von dem Palazzo delle Comune begrenzten Marktplatz. Schöne Palläste und Kaufmannsladen zieren die Straßen. Die Kirchen enthalten mehrere geschätzte Gemälde, unter denen eine Empfängniß von Guido Reni sich auszeichnet. In der Kathedrale befindet sich das Grabmal des Mathematikers Torricelli, Erfinder des Barometers. Er wurde zu Faenza im Jahr 1608 geboren. Hingegen ist Forli der

Geburtsort von Morgani, welcher auf der Hochschule zu Pavia mit Ruhm die Anatomie des Menschen lehrte. Die Einwohner von Forli scheinen ein frohes, heiteres, gewerbthätiges Volk zu sein.

Auch Faenza, das alte Faventia, ist eine hübsche Stadt. Sie liegt am Flusse Lamone, hat ungefähr vierzehntausend Einwohner, mehrere schöne Kirchen und andere Gebäude, so wie auch lobenswerthe öffentliche Anstalten. Vier Hauptstraßen führen auf den mit Arkaden umschlossenen Hauptplatz, an welchem der Dom, das Rathhaus, das neue Theater und ein prächtiger Springbrunnen sich befinden. Die Gegend erzeugt viel Getreide und Wein, so wie Hanf und Flachs, welchen letztern schon Plinius rühmt. In der Nähe der Stadt liegen die Bäder von St. Christoph. Auch mehrere Salzquellen finden sich da. Die Berge liefern Eisen, Blei und Kupfer. Das Wichtigste aber, was Faenza betreibt, ist die Verfertigung von Fayenzegeschirren, in Italien Majolica geheißen. Unter den öffentlichen Anstalten zeichnen das wohlbestellte Lyzeum, der Spital, ein gut eingerichtetes Findelhaus und das Irrenhaus sich aus. In dem letztern fielen mir besonders zwei Individuen auf, ziemlich betagte Männer, von denen der eine sich für den Pabst hielt

und beständig den Segen austheilte, der andere auf einer Landkarte, welche er an die Wand aufgeheftet hatte, die Welt durchreiste.

Die Weinschenke, in der ich ausruhete, war die reinlichste, die ich auf meiner ganzen Reise durch Italien angetroffen. Der Wein wird hier und in der Umgegend, statt aus Flaschen, aus großen Fayenzekrügen getrunken. Ein Krug von gewöhnlicher Sorte, etwa eine halbe Maaß haltend, kostet zwei bis drei Bajocchi, ungefähr drei bis vier Kreuzer. Das Brod ist sehr schmackhaft.

Von Faenza über Imola, ein artiges, regsames Städtchen an der Grenze der Romagna, mit einem Bischof und achttausend Einwohnern, hat man in wenigen Stunden das alte Bologna erreicht.

8.

> Du aber blühe, glückliche Stadt, hinfort
> In solcher Schönheit, solchem Gefühle der Kraft,
> Wie auf dem Springquell hier der Meergott
> Jenes unsterblichen Gian Bologna!
>
> **Platen.**

Der Eintritt in Bologna hat etwas Großartiges, ich möchte fast sagen Ehrwürdiges. Es rührt dieses

aber nicht so fast von der regelmäßigen Bauart, von der Menge der Kirchen und Palläste, und den mehrtheils schönen Häusern her, als vielmehr von dem Gedanken, daß da seit alten Zeiten die Wissenschaften gepflegt worden, und die Kunst ihre eifrigsten und geschicktesten Schüler hier fand. Die Universität von Bologna ist die älteste in Italien, und die bolognesische Malerschule, wo die Carracci ihren kraftvollen Pinsel führten, Domenichino, Guido Reni, Guercino, Albani und viele Andere ihre heitern, reinen, ausdrucksvollen, lebensfrischen Bilder schufen, wird in ewigem Angedenken leben. Kaum hat irgend eine Stadt so viele in Gelehrsamkeit und Kunst ausgezeichnete Männer hervorgebracht, wie Bologna, und das eben ist's, was ihr jene hohe, heilige Weihe verleiht, die das Gemüth Desjenigen, der in ihre Mauern tritt, so mächtig ergreift.

Bologna ist sehr alt. Etrusker gründeten die Stadt und hießen sie nach ihrem Erbauer Felsina. Unter den römischen Königen eroberten sie die Gallier und nannten sie Bononia, welche Benennung sie auch später unter den Römern behielt. Nach dem Verfalle des römischen Reiches wechselten Gothen, Lombarden und Franken in ihrem Besitze, bis sie wieder frei sich machte und im Mittelalter meh-

rere Jahrhunderte hindurch als mächtige Republik blühete. Durch innere Zwiste zerrissen, ergab sie sich freiwillig den Päbsten, und fiel endlich auch in neuerer Zeit, nach mancherlei Umwälzungen, der dreifachen Krone wieder anheim.

Die Stadt, nach Rom die größte und volkreichste im Kirchenstaate, liegt in einer fruchtbaren Ebene am Fuße der Apenninen, zwischen den Flüssen Reno und Savena, und zählt gegen achtzigtausend Einwohner. Sie ist ziemlich regelmäßig gebaut und hat mehrtheils prächtige Häuser, doch geben ihr die hohen, finstern Arkaden, welche längs der Straßen hinlaufen, ein etwas düsteres Ansehen. Aus der Häusermasse ragt der schon aus weiter Ferne sichtbare schiefe Thurm Asinelli empor. Er erhebt sich, ohne alle Verbindung, zu einer Höhe von dreihundert und achtzig Fuß, und gewährt oben eine herrliche Aussicht über die Stadt und die mit Städten, Dörfern und Häusern übersäete Ebene der Romagna. Neben ihm steht der Thurm Garisendi, den Dante in seiner Hölle verewigt. Er ist nur hundert und dreißig Fuß hoch, aber viel schiefer, als sein schlanker Nachbar. Nahe bei diesen Thürmen, im Herzen der Stadt, liegt die Piazza Maggiore, der größte und schönste unter den öffentlichen Plätzen. Mächtige

alte Gebäude, unter denen die Kathedrale und der mit schönen Freskomalereien geschmückte Pallast des Legaten, umgeben ihn. Ein Hauptschmuck aber ist der Neptun, welcher den Springbrunnen ziert, von Johann von Bologna.

Unter den siebzig Kirchen, welche Bologna zählt, ragt die dem heiligen Petronius, dem Schutzpatron der Stadt, geweihte Basilika sowohl durch Größe, wie durch äußere und innere Schönheit hervor. Sie wurde am Ende des vierzehnten Jahrhunderts, in der Blüthe der Republik, auf öffentliche Kosten begonnen, und ist eines der schönsten religiösen Denkmale des Mittelalters. Keine Kirche Italiens, selbst die des heiligen Peters zu Rom nicht, hat einen so wohlthätig tiefen Eindruck auf mein Gemüth gemacht, wie dieser herrliche Tempel, wo Anmuth und Würde, Erhabenheit und edle Einfachheit zu einem so schönen Ganzen sich vereinigen. In ihr, wie in den meisten Kirchen von Bologna, bewundert man zahlreiche schöne Gemälde, großentheils von den schon erwähnten Meistern der bolognesischen Schule, die mit schöpferischer Hand so viel heiteres, heiliges, die Seele mit Macht ergreifendes Leben ausgegossen.

Am besten aber lernt man die Leistungen dieser Schule in der Gallerie der schönen Künste kennen,

welche bereits einen bedeutenden Schatz von Gemälden besitzt. Es war ein edler Gedanke, die Werke vaterländischer Meister zu sammeln, und eines der schönsten Nationaldenkmale dadurch zu stiften. Seit ich zum letztenmal Raphaels Himmelfahrt Christi im Vatikan zu Rom betrachtet, sind meine Blicke an Manchem, was sonst Bewunderung verdient, nur flüchtig vorübergestreift, bis die Gallerie in Bologna wieder so recht im Innersten mich ergriff. Der Gedanke allein schon, daß die Schöpfer so vieler herrlicher Werke Bürger derselben Stadt waren, ist erhebend. Wie mächtig aber ergreift erst der Anblick der Bilder selbst, aus denen sich immer mehr Licht und Leben entwickelt, je länger man sie betrachtet. Wie keck und kühn sind die Gestalten besonders des Hannibal Carracci, wie edel und schön die Köpfe des Domenichino, wie frisch die Farben und reinlich der Faltenwurf an den Gewändern des Guido Reni, wie ausdrucksvoll die Schöpfungen des Guercino, wie leicht und anmuthig die des Albano, den ein sinniger Beurtheiler wohl mit Recht den Anakreon der Maler genannt! Unter vielen ausgezeichneten Gemälden, welche nicht aus der bolognesischen Schule stammen, befindet sich die heilige Cäcilia von

Raphael, wie sie mit unaussprechlicher Wonne einer Musik der Engel zuhört.

Die Universität, an welcher von jeher ausgezeichnete Männer, wie Malpighi, Galvani und Andere, die Wissenschaft mit ihren Forschungen und Entdeckungen bereicherten, erfreut sich noch heute, vorzüglich im medizinischen Fache, eines regen geistigen Lebens und Strebens. Die verschiedenen Fächer werden durch vierzig Professoren vorgetragen. Die Kabinete für Anatomie und Physiologie, Naturgeschichte und Physik enthalten werthvolle und lehrreiche Sammlungen, besonders aber zeichnet sich das anatomisch-pathologische Kabinet aus. Die Sternwarte besitzt mehrere vortreffliche Instrumente. Die Bibliothek, welcher lange Zeit der berühmte Mezzofanti vorgestanden, bis er vor Kurzem zum Kardinale erhoben worden, zählt gegen achtzigtausend Manuskripte. Der botanische Garten nährt über fünftausend verschiedene, zum Theil schöne und seltene Pflanzenarten, und wird sehr gut unterhalten. Eben so befindet sich der Garten der Ackerbaugesellschaft in trefflichem Zustande, und zeugt von dem Streben, auch in der Landeskultur Fortschritte zu machen. Daß Bologna auch viele gelehrte Frauen, von denen einige sogar öffentliche Lehrstühle besetzten, hervorge-

bracht, ist bekannt. Endlich rühmt sich die Stadt, der Kirche acht Päbste und über achtzig Kardinäle gegeben zu haben, was vielleicht ihr geringstes Verdienst ist.

Nebst der Oper und den zwei Schauspielhäusern, welche fleißig besucht werden, dient, wie in Mailand und Rom, ein hübsches Marionettentheater dem Publikum zur Unterhaltung. Statt wie in Neapel der Policinell, ist hier der Doktor die stehende Figur, was einer alten Universitätsstadt, die so viele Doktoren geschaffen, gar nicht übel ansteht. Seine Witze beziehen sich meistens auf Tagesgeschichten, mitunter auch auf politische Angelegenheiten, und werden nicht selten sehr beißend.

Die Bologneser sind als offenherzig bekannt, standhaft in der Freundschaft, aber unversöhnlich in der Feindschaft. Daß sie gerne mit ihrer Wissenschaft groß thun, mag man ihnen um so lieber verzeihen, weil sie auch fleißig und arbeitsam sind. Seidenspinnereien und Fabriken aller Art sind bei ihnen in Thätigkeit und beschäftigen tausend Hände. Der Boden um die Stadt, welche deßhalb den Beinamen „die Fette" führt, ist äußerst fruchtbar. Die Hügel, welche hin und wieder aus der Ebene hervorschauen, bringen Wein, Melonen, Nüsse und

allerlei andere Früchte im Ueberfluß hervor. Die Aecker sind allenthalben auf's Beste bestellt.

Auf einer Anhöhe, ungefähr drei Viertelstunden von der Stadt, liegt die berühmte Kirche der Madonna di San Luca, so genannt nach einem wunderthätigen Madonnabilde, welches der Apostel Lukas gemalt haben soll. Eine prachtvolle, aus mehr als sechshundert Arkaden gebildete Gallerie führt von der Stadt zur Kirche hinauf, ein Werk, welches keck den Wasserleitungen der Alten an die Seite gestellt werden darf. Das Madonnabild steht besonders beim Landvolke in großer Verehrung, und wird von zahlreichen Pilgern aus den umliegenden Gegenden besucht. Man hat oben eine herrliche Aussicht über die Stadt und einen Theil der Apenninen, so wie über die fruchtreiche Ebene der Romagna.

Unweit der Madonna di San Luca, am Abhange eines Vorsprungs der Apenninen, wo seit 1333 das von Giovanni d' Andrea, dem berühmten Doktor des kanonischen Rechtes und Freunde des Petrarca, gegründete, später durch seine ungeheuern Reichthümer berühmte und endlich im Beginne der Revolution zu Anfang des vorigen Jahrhunderts aufgehobene Karthäuserkloster gestanden, bewundert man jetzt den herrlichen Campo Santo oder Kirchhof von Bologna.

Durch ein prachtvolles Gitterthor, gestützt von vier großen Pilastern, auf denen eben so viele Bildsäulen von Giovanni Putti stehen, tritt man hinein in die „Todtenstadt“. Ein breiter Gang theilt den weiten Raum in zwei Felder, auf deren einem die Männer, auf dem andern die Frauen begraben werden. Jedes Feld ist mit einem Fußpfade umgeben, von einer immergrünen Hecke umschlossen und mit einem von Cypressen umschatteten Kreuze geschmückt. In einem andern, von der offenen Halle des Klosters umgebenen Vierecke werden die Kinder beigesetzt. Im Hofe selbst sind die Wohnungen der Kapläne, der Aufseher und übrigen Beamten des Kirchhofes. Die Kirche, dem heiligen Hieronymus geweiht, ist reich an Gemälden, Statuen, edeln Steinen und andern kostbaren Zierrathen.

Auf dem Wege zu derjenigen Abtheilung des Gebäudes, welches die Denkmäler enthält, tritt man zuerst in die Aula. Sie schließt alle der frühesten Zeit bis zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts angehörigen Monumente ein, und gewährt reichen Stoff zu Betrachtungen. Aus der Aula kommt man in die Säle, so viele an Zahl, als seitdem Jahrhunderte verflossen sind, und gelangt endlich durch den Saal, in welchem die Väter schlafen, in den=

jenigen, welcher für das gegenwärtige Geschlecht bestimmt ist. Diese Säle sind aus den Zellen und Gärtchen der Karthäuser, durch Vereinigung mehrerer derselben mit einander, gebildet. Unter ihnen zeichnet sich der „Saal der Gräber" aus, welcher im Jahr 1816 hergestellt worden. Zur Bestattung berühmter Männer ist ein besonderer Saal, und ein anstoßender wird zu gleichem Zwecke noch gebaut.

Das Ganze, von der ehemaligen Klostermauer umschlossen, ist wahrhaft „ein Museum von Todtenmälern", unter denen viele, wie das von Zambeccari und andere, ungemein schön und sinnvoll ausgeführt sind. Was aber diese Todtenstadt eben so sehr schmückt, als ihre Monumente, ist der Geist der Duldsamkeit, der da die Todten aller Konfessionen, und sogar den Selbstmörder eine Schlummerstätte finden läßt. Und wenn dieses in einer päbstlichen Stadt so ist, wie sehr muß man sich dann über die Unduldsamkeit so vieler Geistlichen in der Schweiz und in Deutschland verwundern! —

9.

Ferrara! Gras deckt deine Straßen nun,
Doch zeigt dein Bau, daß nicht zur Einsamkeit
Du einst bestimmt! Es scheint ein Fluch zu ruhn
Auf Este's Sitz und alter Herrlichkeit,
Die hier gewaltet in der vor'gen Zeit.

Byron.

Es war schon spät am Abend, als ich Bologna verließ, so daß ich erst gegen Mitternacht das ungefähr vierthalb Stunden entfernte Malalbergo erreichte.

Am Morgen darauf kam ich bald nach Ferrara. Die Stadt liegt in einer sumpfigen Ebene, unweit einem Arme des Po. Sie wurde nach der Zerstörung von Aquileja gegründet, gewann bald einen bedeutenden Umfang und war im sechszehnten Jahrhundert eine der blühendsten Städte, wo Künste und Wissenschaften unter dem Schutze der Herzoge von Este herrlich gediehen. Ariost, ihr damaliger großer Bürger, spendet ihr reichliches Lob und hegte von ihr die Hoffnung, daß ihr Ruhm immer mehr sich ausbreiten und sie den Preis von ganz Italien davontragen werde. Leider aber sind diese dichterischen Träume nicht in Erfüllung gegangen. Vielmehr ist Ferrara, als nach dem Tode Alphons des Zweiten

die Päbste sich ihrer wieder bemächtigten, so schnell gesunken, daß sie, statt hunderttausend, jetzt kaum mehr zwanzigtausend Einwohner zählt.

Von Bologna herkommend, tritt man durch das Thor in die Straße des heiligen Benedikt, welche bis zum entgegengesetzten Thore, ungefähr dreitausend Schritte weit, in gerader Richtung fortlauft, und in der Mitte von einer andern, ebenfalls langen und geraden Straße rechtwinklicht durchschnitten wird. Aber diese Straßen sind menschenleer, und in den langen Häuserreihen rechts und links ist alles so still, als lebte Niemand darin. Ihr Anblick erweckt ein unheimliches, drückendes Gefühl. Die Luft ist durch die vielen Sümpfe, die zum Theil in der Stadt selbst liegen, verpestet. Das alte Schloß, die ehemalige Residenz der Herzoge, jetzt aber der Sitz des päbstlichen Legaten, steht mitten in der Stadt. Es hat vier starke Thürme und ist mit einem Graben voll stinkenden Wassers umgeben. Demselben gegenüber, am Ende des geräumigen Platzes, erhebt sich der Dom, in Form eines griechischen Kreuzes erbaut, und daneben das große Theater. Die Kirchen enthalten mehrere schöne Gemälde. Die Universität zählt kaum über hundert Studirende. Im Lesezimmer der Bibliothek, welche Manuskripte von Tasso,

Guarini und Ariost besitzt, befindet sich auch das Grabmal des Letztern, von den Franzosen im Jahr 1801 aus der Kirche des heiligen Benedikt dahin gebracht. Neben dieser Kirche steht das Haus, in welchem der Dichter seine Jugend, und unweit davon dasjenige, in welchem er seine letzten Tage verlebt. Im Annaspitale wird ein dunkles Loch als das Gefängniß des Tasso gezeigt. Aber schon die Beschaffenheit des Ortes macht es unglaublich, daß der Sänger des befreiten Jerusalems, dem die Liebe als Wahnsinn angerechnet wurde, sieben Jahre und zwei Monate darin würde ausgehalten haben.

Ferrara ist die Vaterstadt des unglücklichen Savanerola. Er wurde im Jahr 1452 geboren und von seinem Vater zum Studium der Arzneikunde bestimmt. Sein schwärmerisches Gemüth aber fand darin zu wenig Nahrung und vermochte ihn, im Alter von vierzehn Jahren das väterliche Haus heimlich zu verlassen und in den Orden der Dominikanermönche zu treten. Seine erste Predigt hielt er zu Florenz, aber mit so übelm Erfolge, daß er den Entschluß faßte, die Kanzel nie mehr zu besteigen, sondern nach Bologna zu gehen, um dort Physik und Metaphysik zu lehren. Hier erwarb er sich bald einen so großen Ruf, daß Lorenzo von Medici sich

bewogen fühlte, ihn nach Florenz zurückzurufen. Savanerola folgte diesem Rufe, fing wieder zu predigen an, und mit so großem Beifall, daß die Kirche die herbeiströmenden Zuhörer bald nicht mehr fassen konnte. Durch diesen glänzenden Erfolg kühn gemacht, fing er an gegen kirchliche Mißbräuche zu eifern und auf Kirchenverbesserung zu dringen. Als Prior von St. Markus lehnte er auch gegen Lorenzo selbst sich auf und nahm nach dessen Tod den thätigsten Antheil an den Staatsumwälzungen, indem er behauptete, Gott habe ihn bevollmächtigt, zu erklären, daß die gesetzgebende Gewalt einzig den Bürgern zukomme. Nach Einsetzung des von ihm verlangten Bürgerrathes versuchte er die christlichen Fürsten zu einer Kirchenversammlung zu vermögen, in welcher er darzuthun versprach, daß der damalige Pabst Alexander kein wahrer Bischof, ja nicht einmal den Namen eines Christen werth sei. Wie begreiflich, wurde gegen ihn jetzt die Bannbulle geschleudert, doch ohne Wirkung. Savanerola predigte fort, und sein Einfluß auf die Gemüther stieg noch höher. Nun aber traten auf allen Kanzeln die Mönche, die er sich zu Feinden gemacht hatte, besonders die Franziskaner, gegen ihn auf und nannten ihn einen Ketzer. Savanerola hingegen bewog einen Mönch seines

Klosters, Fra Domenico da Pescia, ihm beizustehen und seine Sache vertheidigen zu helfen. Dieser aber ließ durch seinen Eifer zu dem Anerbieten sich verleiten, für die Lehre seines Meisters eine Feuerprobe zu bestehen. Ein Franziskanermönch nahm die Herausforderung an, die Partheien erschienen, und das Feuer ward angezündet. Savanerola, wie er sah, daß es der Gegenparthei Ernst gelte, machte den Vorschlag, daß Domenico eine geweihte Hostie mit ins Feuer nehmen sollte. Dieser Vorschlag wurde von der umstehenden Menge als Gotteslästerung erklärt, Savanerola mit Domenico und noch einem andern Mönche festgenommen, ins Gefängniß geführt, auf die Folter gespannt, und endlich verurtheilt, zuerst erhängt und hernach verbrannt zu werden. Das Urtheil wurde am vierundzwanzigsten Mai 1498, vor einer ungeheuern Volksmenge, vollzogen. So endete der außerordentliche Mann, von Vielen als Heuchler und Verführer verflucht, von allen Bessern aber als Märtyrer verehrt.

Als ich Ferrara verließ, stand ich am Johannisthore still, schaute die dreitausend Schritte lange Benediktstraße noch einmal entlang und erblickte auf derselben zwei Menschen.

Durch ein sumpfiges, aber an Getreide äußerst fruchtbares und mit den üppigsten Wiesen geschmück-tes Land gelangt man an den Po, den die Griechen so bezeichnend Eridanos oder Gabenbringer genannt. Er entspringt auf dem Monte Viso, an der Grenze Frankreichs, sechstausend Fuß über der Meeresfläche, durchströmt ganz Piemont, bildet von Pavia an die südliche Grenze des lombardisch-venetianischen Kö-nigreiches gegen Sardinien, Parma, Modena und den Kirchenstaat, und ergießt sich in mehrern Mün-dungen in das adriatische Meer. Auf seinem fast hundert Meilen langen Laufe nimmt er zahlreiche Flüsse auf, und wird dadurch bald zum schiffbaren Strome. Bei Lagoscuro, wo man ihn, von Ferrara kommend, übersetzt, hat er eine beträchtliche Breite, so daß er fast das Ansehen eines Sees gewinnt, zumal seine Wasser, wegen des äußerst geringen Gefälles, wie stehend erscheinen. Dieses geringe Gefälle, das auf die Meile kaum etwas mehr als fünfthalb Fuß beträgt, macht, daß der Strom zur Zeit häufiger Regengüsse oft aus seinen Ufern tritt und große Strecken überschwemmt. Daher die vielen Moräste der Romagna, an deren Austrocknung schon seit Jahrhunderten mit großen Kosten, aber geringem Erfolg gearbeitet worden. Um den Ueberschwem-

mungen Einhalt zu thun, sind die Ufer des Stromes mit hohen Dämmen versehen. Da aber das Strombett immer mehr sich auffüllt, so müssen auch die Dämme immer erhöht werden, wodurch bereits an manchen Stellen der Po über dreißig Fuß höher liegt, als das anstoßende Land. Da unter diesen Verhältnissen ein Ausbruch des Stroms sehr verheerend wirken muß, so werden, sobald derselbe drei Fuß über seinen gewöhnlichen Stand angestiegen, längs den Ufern Wachen ausgestellt, welche Tag und Nacht, je zu drei Mann, in Hütten wohnen, versehen mit allen nöthigen Geräthschaften, um allfällige Risse sogleich in ihrem Entstehen ausbessern zu können.

Mit dem Uebersetzen des Po verläßt man die päbstlichen Staaten. Die Straße lauft am linken Ufer eine Strecke weit auf dem hohen Uferdamme fort und gewährt eine herrliche Aussicht auf den breiten königlichen Strom. Etwas weiterhin liegt, zum Theil in Gruppen von Obstbäumen versteckt, das schöne Dorf Polesella, dessen niedliche Häuser schon aus weiter Ferne einen freundlichen Anblick bieten. Es war Feiertag. Die Bewohner des Dorfes standen in malerischen Gruppen vor ihren Häusern oder spielten, Große und Kleine durcheinander, auf den Wiesen. Die Mädchen trugen Sträuße von

Hyazinthen, Primeln und allerlei andern Blumen in den Haaren, und tanzten singend unter den Bäumen oder am Ufer des Stromes, welcher ihre Gestalten lieblich zurückstrahlte. Alles athmete Lust und Freude.

Es war Nacht, als ich Rovigo erreichte. Die Stadt mit ungefähr neuntausend Einwohnern soll an der Stelle erbaut sein, wo das alte Adria gestanden, von welchem man unlängst bei Nachgrabungen noch Reste gefunden.

Ungefähr eine halbe Stunde von Rovigo kommt man an die Adige oder Etsch, welche man bei dem Dorfe Boaro auf einer fliegenden Brücke übersetzt. Auch dieser Fluß tritt nicht selten aus seinen Ufern und richtet großen Schaden an, obgleich schon bedeutende Kosten darauf verwendet worden, seinen Einfluß in das Meer zu erleichtern. Von hier nimmt die Landschaft allmählig einen andern Charakter an, indem auf dem Wege nach Monselice die Berge im Norden immer deutlicher erscheinen. Besonders treten die aus der Ebene von Padua aufsteigenden euganeischen Berge lieblich hervor. Aber auch das südlich an einem mit Reben, Pinien und dunkeln Cypressen bedeckten Hügel hingebaute Monselice bietet, wenn man aus den morastigen Ebenen daher-

kommt, dem Auge einen äußerst freundlichen Anblick. Die Apfelbäume standen schon in voller Blüthe, und die fleißigen Bienen sammelten schon emsig Honig, tief in die Kelche eindringend, während der leichtfertige Schmetterling nur flüchtig naschte.

10.

Ich erschaue Antenors Stadt, die euganischen Thürme.
Hutten.

Es war um Mittag, als ich in Padua einzog. Die Stadt eine der ältesten Italiens, und wegen des heiligen Antonius, welcher da begraben liegt, nach Loretto der besuchteste Wallfahrtsort, soll von Antenor, einem Bruder des trojanischen Königs Priamus, gegründet worden sein. Strabo beschreibt sie als eine der blühendsten Städte, und berichtet, daß sie zwanzigtausend Mann habe stellen können. Als sie unter die Botmäßigkeit des Römer fiel, behielt sie neben andern Freiheiten auch das Recht, ihre Senatoren selbst wählen zu dürfen. Alarich und Attila plünderten sie, schreckliche Erdbeben und furchtbare Feuersbrünste suchten zu verschiedenen Malen sie heim und zerstörten sie fast gänzlich. Karl

der Große baute sie wieder auf. Später theilte Padua das Schicksal aller italienischen Städte: die mächtigsten Familien haderten unter einander, und bald diese, bald jene warf sich zum Herrscher auf. Da war es, wo der schreckliche Ezzelin die Grausamkeiten verübte, welche Dante in seiner Hölle beschreibt. Endlich, im Jahr 1405, unterwarfen sich die Paduaner dem mächtig gewordenen Venedig.

Padua liegt in einer fruchtbaren, wohlangebauten Ebene, hält ungefähr zwei Stunden im Umfang und zählt etwas über vierzigtausend Einwohner. Unter den Häusern längs der Straßen laufen finstere Bogengänge hin, die Straßen selbst sind meistens eng und schmutzig. Mitten in der Stadt, zwischen zwei großen Plätzen, erhebt sich der Pallast der Gerechtigkeit, mit einem Saale, welcher gegen dreihundert Fuß lang, an neunzig Fuß breit und über sechszig Fuß hoch ist. Die Wände dieses ungeheuren Saales, des größten in Europa, sind mit Freskomalereien, Basreliefs und Büsten verziert. Auch steht in demselben das Denkmal, welches die Paduaner ihrem großen Bürger, dem Titus Livius, errichtet. Ein anderes Denkmal hat die Stadt der keuschen Lukrezia Dondi, die sich lieber erstechen, als von einem leidenschaftlichen Liebhaber, welcher

Nachts auf ihr Zimmer sich geschlichen, mißbrauchen lassen wollte, im Jahr 1661 in diesem Saale aufgestellt. Padua war von jeher wegen der Keuschheit seiner Töchter berühmt.

Das Universitätsgebäude, seltsamer Weise Il Bo, der Ochse, genannt, ist von edler Bauart, aber finster in seinem Innern. Im Vorhofe steht die marmorne Statue der Helena Piscopia, der gelehrten Venezianerin. Sie verstand die spanische, französische, lateinische, griechische, hebräische und arabische Sprache, war Dichterin und der Musik kundig, disputirte über Theologie, Mathematik und Astronomie, trug den Doktorhut der Philosophie und würde auch zum Doktor der Theologie gemacht worden sein, hätte der Pabst dieses nicht als unschicklich erklärt. Sie hatte schon in ihrem eilften Jahre das Gelübde ewiger Keuschheit abgelegt, trug ein Kleid nach dem Orden des heiligen Benedikt, dessen Regeln sie streng befolgte, und starb im Jahr 1684, in einem Alter von achtunddreißig Jahren.

Die Universität von Padua ist eine der ältesten und erfreute sich von jeher eines ausgezeichneten Rufes. Es gab eine Zeit, wo man da bis achttausend Studirende zählte, während gegenwärtig deren kaum mehr fünfhundert sind. Die Sammlungen

für Anatomie, Physik und Naturgeschichte sind ziemlich bedeutend. Eben so ist auch die Sternwarte mit guten Instrumenten versehen. Sie befindet sich auf einem hundert und dreißig Fuß hohen Thurme, in welchem Ezzelin einst seine furchtbaren Gefängnisse hatte, und gewährt einen freien Anblick des Himmels. Der botanische Garten, der älteste in Europa, wurde schon im Jahr 1545, auf Kosten der Republik Venedig, gegründet. Lage und Einrichtung desselben sind schön und zweckmäßig. Das Gleiche kann auch vom neuen Spitale gesagt werden.

Unter den vielen Kirchen zeichnet sich die der heiligen Justina sowohl durch Größe, als Schönheit aus. Sie ist eine der prachtvollsten Kirchen Italiens. Der Bau ist ganz von Marmor, und entzückt durch den edeln Styl. Der Boden ist mit rothem und weißem Marmor ausgelegt. Eine herrliche Ordnung jonischer Säulen trägt das Gewölbe mit acht Kuppeln, auf deren höchster die Statue der Heiligen steht. Die Seitenkapellen, achtzehn an Zahl, sind reich mit Marmor verziert und mit schönen Gemälden geschmückt. Besonders zeichnet sich ein Gemälde von Paul Veronese, das Martyrthum der heiligen Justina darstellend, aus. Die Stellung der Leidenden, so wie der Schmerz, der in jedem Zuge sich

kund giebt, sind von einer Wahrheit, wie ich sie selten bei ähnlichen Darstellungen gesehen. Der Platz vor der Kirche, Prato della Valle genannt, ist einer der schönsten öffentlichen Plätze, die je eine Stadt aufzuweisen hat. Er ist von einem breiten, mit Quadern eingefaßten Wassergraben umgeben, mit vielen Statuen und Urnen geschmückt, und dient zum Vergnügungsorte der Paduaner. Auch werden da am Feste des heiligen Antonius, zu welcher Zeit Padua am belebtesten ist, Pferderennen gehalten.

Die Kirche des heiligen Antonius, des Schutzpatrons von Padua, soll auf den Ruinen eines alten Tempels stehen. Sie ist in altgothischem Style gebaut und hat sechs Kuppeln. Das Aeußere verspricht wenig von dem Reichthum, den man im Innern erblickt. Vor allem fällt die Kapelle des Heiligen in die Augen. Die Vorderseite ist von den schönsten Marmorarten aufgeführt und mit Bildsäulen geziert. Die Seiten und der Grund sind mit erhabener Arbeit in carrarischem Marmor bedeckt, Züge aus dem Leben des Heiligen darstellend. In der Mitte ruht auf vier prächtigen Säulen ein Altar von Granit, unter welchem die Reste des Hochverehrten in einem silbernen Sarge ruhen. Auf jeder

Seite befindet sich eine marmorne Engelgruppe, welche einen großen, schweren, vielarmigen, silbernen Kronleuchter hält. Der Reichthum an Gold, Silber und Marmor, wovon diese Kapelle strotzt, erregt Erstaunen, die kunstvolle Darstellung, die aus manchen Theilen hervorleuchtet, Bewunderung. Aber auch hier hat der Marmor durch Küssen, Auflegen der Hände, Bücher und Rosenkränze an manchen Stellen bedeutend gelitten. Die Kirche enthält viele Grabmäler berühmter Männer, besonders von ausgezeichneten Aerzten, deren Padua eine Menge hervorgebracht. In einem anstoßenden Bethause bewundert man herrliche Freskomalereien von Tizian. Der große Zulauf von Pilgern aus allen Gegenden der Christenheit hat auch vor dieser Kirche einen nicht unbeträchtlichen Handel mit Rosenkränzen, Skapuliren, Bildnissen des Heiligen und dergleichen Gegenständen aufgebracht.

Padua ist die Vaterstadt vieler berühmter Männer, zu denen auch Titus Livius gehört. Wissenschaft und Kunst blüheten da von den frühesten Zeiten an, und noch heute zeigen die Paduaner Sinn für dieselben. Im Ganzen jedoch herrscht wenig Leben in der Stadt. Die umliegende Landschaft ist wohl angebaut und besonders auf der Seite nach Venedig

hin mit schönen Landhäusern geschmückt. Einen reizenden Anblick gewähren die nahen euganeischen Berge, an deren Fuß der Flecken Arqua liegt, wo Petrarka's Asche ruht.

Die Straße von Padua nach Fusina, wo man nach Venedig sich einschifft, führt längs der Brenta dahin. Die Ufer des Flusses, welcher aus zwei Seen im Tyrol entspringt und in der Nähe von Padua schiffbar wird, sind mit Dörfern, Pallästen und zierlichen Landhäusern übersät, so daß man die ungefähr acht Stunden Weges durch einen großen Garten zu machen glaubt. Selten vereinigt ein Strich Landes so viel Schönes und Reizendes, wie diese Ufer.

11.

Ein Amphibium steht Venedig, den Fuß in dem Wasser,
In den Lüften hoch ragend das thürmende Haupt,
Hundert Inseln sammt dem halben Tausend von Brücken
Schaffen den Archipel um in gesellige Stadt.

„Italia.“

Es war gegen zehn Uhr Vormittags, als ich zu Fusina in eine Gondel stieg, um nach Venedig zu fahren. Der Himmel war rein und klar, und ein sanfter Lufthauch bewegte das Meer. Es war aber

nicht das tiefe, blaue, durchsichtige Meer von Neapel, sondern ein schmutzig grünes Wasser, an manchen Stellen so wenig tief, daß das auf dem Grunde überall wachsende Gras mit seinen Spitzen an die Oberfläche hinaufreichte. Das kleine Schiff, vom gewandten, kräftigen Arm eines schon ziemlich betagten Gondolier getrieben, glitt schnell dahin, und höher und immer höher stiegen die Kuppeln und Thürme des wunderbaren Venedigs aus dem schimmernden Wasser empor, dem Auge ein neuer, unbeschreiblicher Anblick.

Die Glocken läuteten Mittag, als wir an die Stadt kamen. Ich stieg auf dem Markusplatze aus. Zwischen den granitnen Säulen, deren eine den geflügelten Löwen des heiligen Markus, die andere den heiligen Theodorus trägt, auf der Stelle, wo das Blut des achtzigjährigen Dogen Faliero geflossen, blieb ich stehen und schaute voll Erstaunen um mich her. Welch ein Anblick, solche Riesengebäude aus dem Meere aufsteigen zu sehen!

Mein erster Gang war auf den Markusthurm, um von da das Ganze mit einem Blicke zu überschauen. Der Thurm steigt frei und schlank zu einer Höhe von fast vierthalb hundert Fuß empor. Ein bequemer Gang, ohne Stufen, führt auf die

Gallerie desselben, von welcher herab man einen wundervollen Anblick genießt. Die Stadt, von Kanälen in allen Richtungen durchschnitten, taucht in Gestalt eines Dreiecks aus dem Wasser auf. Zahlreiche größere und kleinere, mit Häusern bedeckte Inseln umgeben sie. Im Norden, hinter einer weiten und fruchtbaren Ebene, welche längs des Gestades sich ausdehnt, erhebt sich mit ihren beschneiten Gipfeln die Kette der Alpen. Nach Osten unterscheidet man deutlich die wahre Küste des adriatischen Meeres. Gen Süden zeigen sich viele vom Wasser umflossene Dörfer. Im Westen erscheint, kaum über den Wasserspiegel erhaben, die Ebene von Padua, angelehnt an den Fuß der Alpenkette, deren Zug sich immer tiefer zu senken scheint, bis endlich Alles am fernen Horizont in blaulichen Duft zerfließt.

Wendet man von dieser wundervollen Fernsicht das Auge auf die nächsten Umgebungen, so ist es da zuerst die Markuskirche mit ihren Kuppeln und ihren herrlichen Rossen, welche die Blicke wieder fesselt, dann der riesenhafte Dogenpallast mit den übrigen mächtigen Gebäuden, welche den Platz umgeben, endlich das bunte Gewimmel der Menschen, die aber so klein erscheinen, daß man eher ein Gedränge von Marionetten zu schauen glaubt, welche, statt durch

Drähte, durch Leidenschaften bewegt und herumgezerrt werden.

Vom Markusthurme stieg ich hinunter auf den Markusplatz. Dieser Platz mit seinen Umgebungen ist das Großartigste, was man sehen kann. Drei Seiten desselben werden von einem fortlaufenden Gebäude mit prächtigen Arkaden, die vierte von der Markuskirche gebildet. Vom östlichen Ende des großen Platzes lauft, unter einem rechten Winkel, ein kleinerer, die Piazetta ab, östlich vom Dogenpallaste, westlich von der Bibliothek und dem Münzgebäude, südlich vom Meere oder dem Hafen begrenzt. Da wo beide Plätze zu einem sich vereinigen, steigt der Markusthurm in die Höhe. Es giebt auf der ganzen Erde keinen Anblick, der diesem gleich käme. Roms ungeheure Ruinen erfüllen die Seele mit Erstaunen, aber sie sind öde und todt, hier hingegen bewegt sich das Leben in seinen buntesten Gestalten. Es ist nicht allein die Vergangenheit, sondern auch die Gegenwart, die zu dir redet. Der Wind, wenn er vom Meere daher weht, flüstert nicht im Epheu eines zerfallenen Gemäuers, sondern fächelt die heiße Wange von tausend und tausend Lebenslustigen, die den Platz bedecken und unter den schimmernden Arkaden sich auf und nieder drängen.

Die Markuskirche mit ihren fünf Kuppeln und fünfhundert Säulen ist ein seltsames Gemisch von gothischer, bizantinischer und griechischer Bauart. Ueber ihrem Portale stehen die vier berühmten Pferde, aus Erz gegossen und reich vergoldet. Sie sollen von Lisippos, einem Zeitgenossen Alexander des Großen, herstammen, zuerst Nero's, dann Trajan's Triumphbogen in Rom geziert haben, von Constantin nach seiner neuen Residenz Byzanz und von dort durch den Dogen Dandalo nach Venedig gebracht worden sein. Die Decke der Vorhalle ist ganz mit Mosaik ausgelegt. Zur Rechten liegt die berühmte Kapelle Zeno, deren Altar von Bronze als ein Meisterwerk bewundert wird. Drei Thüren führen in das Innere der Kirche. Die Thürflügel sind von Metall, und mit eingelegten Arbeiten aus Silber verziert. Der Fußboden ist wellenförmig, und stellt Thiere, Bäume und Hieroglyphen aus verschiedenen Steinen dar. Das Gewölbe, die Bogen und die Kuppeln alle sind voll Mosaik auf Goldgrund, die Kapellen und Altäre mit kostbaren Säulen, mit Gold, Silber und Edelsteinen mehr überladen, als geschmückt. Alles dieses gewährt, besonders am Abend, wenn die Sonne ihre Strahlen durch die gedrückten Bogenfenster hereinsendet und auf dem Goldgrunde

eine wunderbare Beleuchtung erzeugt, nicht so fast einen großartigen, als vielmehr einen magischen, feenhaften Anblick, und man glaubt sich in der That eher in einem Pallaste von „Tausend und eine Nacht“ versetzt, als in einen christlichen Tempel.

An die Markuskirche grenzt der Dogenpallast, ein Riesengebäude von gemischter, vorherrschend gothischer Bauart, mit Arkaden gegen den Platz, unter denen sich vorzüglich die Nobili versammeln. Der Haupteingang führt in einen geräumigen Hof, wo verschiedene alte Bildsäulen stehen, und ein Brunnen von süßem Wasser quillt. Steigt man die sogenannte Riesentreppe hinan, so gelangt man, vorüber an dem einst so fürchterlichen „Löwenrachen“, in die Gemächer des Pallastes. Alle Säle sind mit Gemälden berühmter Meister geschmückt. Titian, Paul Veronese, Tintoretto, Bassano und Andere haben da ihre Meisterschaft erprobt, und ihre bewunderungswürdigen Talente der Nachwelt an den Tag gelegt. Schade, daß so viele dieser herrlichen Schöpfungen durch die Feuchtigkeit der Mauern gelitten haben. Im Saale, wo einst der große Rath sich versammelte, ist jetzt die siebzigtausend Bände haltende Bibliothek aufgestellt. Auch sieht man da und im Saale des kleinen Rathes die Bildnisse der Dogen.

Aus dem ersten Stocke des Pallastes führt eine bedeckte Gallerie, die „Seufzerbrück", über einen Kanal in die gegenüberliegenden Staatsgefängnisse, die berüchtigten „Bleidächer". Nebst diesen enthielt der Pallast noch unterirdische Kerker, wo die Gefangenen vor Feuchtigkeit zu Grunde gingen, während die unter den Bleidächern vor Hitze verschmachteten. An der Wand eines dieser furchtbaren Kerker las ich beim Schein der Lampe, mit welcher der Führer hineinleuchtete, die mit Bleistift geschriebenen, halbverwischten Worte: »Non ti fida ad alcuno, pensa e tace!« Vertraue Niemanden, denke und schweige! Der Unglückliche hat damit den Charakter der furchtbaren Republik, wo es nichts anderes bedurfte, einen Menschen dem Gefängniß zu überliefern, als dessen Namen auf einem Zettel in den Löwenrachen zu werfen, schrecklich wahr bezeichnet. Und so vereinigt dieser merkwürdige Pallast denn alles, was erfreulich und beängstigend das Herz erfaßt. An seinen Ursprung selbst knüpfen sich unheimliche Erinnerungen, indem der Doge, welcher ihn begonnen, Marino Faliero, weil er die Republik hatte stürzen wollen, enthauptet, der Baumeister, Philipp Calendario, wegen Verschwörung gehängt worden.

An der westlichen Ecke des gegen das Meer hin sich öffnenden Markusplatzes beginnt der Canalazzo

oder große Kanal, welcher die Stadt in Form eines S durchschneidet. Er ist für Venedig, was die Corsi für die italienischen Städte zu Land sind, nämlich die Hauptstraße, nur nicht mit Steinen, sondern „mit Meereswellen gepflastert.“ Die herrlichsten Marmorpalläste, seit einem Jahrtausend erbaut, liegen zu beiden Seiten desselben, und wie im Corso zu Mailand und im Toledo zu Neapel die Kutschen, drängen sich hier die Gondeln, so daß Tag und Nacht ein reges Leben da herrscht. Fast mitten in der Stadt wölbt sich über diesen Kanal, welcher Venedig in zwei Hälften theilt, die berühmte Rialtobrücke. Sie besteht aus einem einzigen Bogen von siebzig Fuß Weite und ist ganz aus weißem Marmor erbaut. Weil an ihr alle Schiffe anlegen, welche Lebensmittel in die Stadt bringen, so schaut man da fortwährend den lebhaftesten Verkehr.

Von der östlichen Ecke des Markusplatzes lauft die Riva de' Schiavoni oder der Kai aus. Er führt über mehrere Brücken in einen prächtigen, öffentlichen Garten, der an der östlichen Spitze der Stadt liegt und von Napoleon aus einem alten Kloster und einigen verschlammten Inseln geschaffen worden. Das Leben auf diesem Kai ist besonders am Abend, wenn

die Gemüse- und Früchtehändler beim Schein der Fackeln ihr Wesen da treiben, höchst merkwürdig.

Unweit des erwähnten Gartens, der einzigen Stelle, wo man sich wieder etwas in der freien Natur fühlt, liegt das Arsenal, eine der größten Merkwürdigkeiten Venedigs. Es hat zweitausend Schritte im Umfang und ist mit starken Mauern umgeben. Neben dem mit Säulen und Statuen verzierten Eingange ruhen zwei kolossale Löwen, welche einst den Hafen zu Athen geschmückt haben sollen. Das Innere des riesenhaften Gebäudes enthält eine Menge Werkstätten und einen ungeheuern Vorrath von Waffen aller Art. Statt der sechszehntausend Arbeiter aber, welche einst darin beschäftigt waren, sind deren jetzt kaum mehr zwölfhundert. Der Anblick dieses Gebäudes, welches Dante so schön beschrieben, erinnert vielleicht mehr, als alles andere, an die Größe und an den Fall Venedigs. Hier wurden die Flotten einst gebaut und die Heere bewaffnet, mit denen die Republik sich Länder und Meere unterwarf, die Einfälle der Türken zurücktrieb und die Civilisation des südlichen Europa rettete.

12.

Müde war ich geworden, nur immer Gemälde zu sehen,
Herrliche Schätze der Kunst, wie sie Venedig bewahrt.
Göthe.

Neben der merkwürdigen Markuskirche besitzt Venedig noch eine Menge prachtvoller Tempel. Die Kirche der Franziskaner enthält die Reste Titians und das Herz Canova's. Unter zahlreichen prächtigen Grabmälern bezeichnet eine einfache, zwei Zeilen lange Inschrift auf einer Steinplatte des Fußbodens die Stelle, wo des göttlichen Malers Asche schlummert. Er starb im Jahr 1575 an der Pest. Die Inschrift wurde viel später eingegraben, und erst gegen das Ende der Republik bildete sich eine Gesellschaft zur Errichtung eines Denkmales. Canova entwarf den Plan dazu, aber die Auflösung des Staates hinderte die Ausführung, und das begonnene Werk wurde in der Folge, anstatt dem Titian, dem Canova selbst als Denkmal gesetzt. Es stellt eine Pyramide von carrarischem Marmor dar, welche das Herz des Künstlers einschließt, während dessen rechte Hand in einer Porphyrvase in der Akademie der schönen Künste, der Körper auf seinem Landgute

ruht. England bezahlte den vierten Theil der Kosten mit hunderttausend französischen Franken; Deutschland und Frankreich entrichteten einen andern Viertheil; das südliche Amerika reichte auch einen ansehnlichen Beitrag; der Rest endlich wurde von Italien, vorzüglich von den venetianischen Städten bestritten. Es ist das Denkmal also nicht blos ein europäisches, wie es auf der Inschrift heißt, sondern ein universelles. Solche Huldigung wurde vor Canova noch keinem Künstler zu Theil.

In der Kirche Giovanni und Paolo sieht man die prachtvollen Grabmäler von mehr als zwanzig Dogen. Auch ruhen da viele Generale und andere ausgezeichnete Bürger der Republik. Man erstaunt über den Aufwand, der aus dieser Masse von Monumenten hervorschaut. Unter ihnen befindet sich auch dasjenige des Marc Antonio Bragadino, welcher nach der tapfern Vertheidigung von Famagusta von den Türken lebendig geschunden worden. Es enthält nur die Haut des Kriegers, welche von dessen Familie dem grausamen Pascha, der sie hatte ausstopfen und auf einer Kuh in der Stadt herumführen lassen, um große Summen gekauft worden. Die Grabschrift erzählt in rührenden Worten das Schicksal des unglücklichen Helden. Was übrigens diese Kirche noch

auszeichnet, ist die außerordentlich reiche Kapelle der Madonna del Rosario.

Die Kirche Maria della Salute, am Eingange des großen Kanals, ist die reichste an Bildhauerarbeiten. Man zählt darin hundert und fünfundzwanzig Statuen. Der Fußboden besteht aus kostbarer Mosaik. Die Kuppel steigt kühn in die Luft empor. Schöner aber, als all die zahlreichen Bildsäulen, welche eher überfüllen als zieren, sind die herrlichen Freskogemälde von Titian, Tintoretto, Palma und Giordano, welche besonders die Decke der Sakristei schmücken. Die Kirche wurde mit ungeheuern Kosten erbaut, um ein Gelübde zu erfüllen, welches die Republik zur Zeit der Pest gemacht, die in Venedig allein gegen fünfzigtausend Menschen hinweggerafft.

Einem gleichen Gelübde verdankt auch die Kirche del Redentore, das Meisterwerk des Palladio, ihre Entstehung. Sie steigt am nördlichen Ufer der Insel Giudecca aus dem Wasser empor, ist in Form eines lateinischen Kreuzes erbaut, und zeichnet sich durch bewunderungswürdige Reinlichkeit und Zierlichkeit aus. Das Licht, welches am Abend hineinfällt, ist von unbeschreiblicher Wirkung, zumal wenn da die Kapuziner im tiefsten Baßtone ihre Gebete sprechen.

Die Kirche Giorgio Maggiore, auf der Insel gleichen Namens, ist ebenfalls nach einem Modelle von Palladio erbaut, doch nicht so schön, wie ihre herrliche Nachbarin. In der Jesuitenkirche liegen die Reste des letzten Dogen Venedigs begraben. Das Kloster ist in eine Kaserne umgewandelt.

Die Akademie der schönen Künste vereinigt einen Schatz von Kunstwerken, die sonst in den Kirchen und Klöstern Venedigs zerstreut waren. Die Gemäldesammlung, aus mehr als vierhundert Stücken bestehend, welche fast alle von berühmten Meistern der venetianischen Schule herstammen, füllen drei große Säle. Darunter befindet sich die Himmelfahrt der Maria von Titian, ein Bild, dessen Betrachtung die tiefsten Empfindungen der Seele weckt, und, gleich der Himmelfahrt Christi von Raphael im Vatikan zu Rom, einen unauslöschlichen Eindruck auf mein Gemüth gemacht. Das Gemälde, unter so viel Herrlichem, was der göttliche Meister geschaffen, das Herrlichste, hing lange Zeit in einer Kirche, von Staub bedeckt und unbeachtet, bis endlich der Graf Cicognara, welcher um die Akademie die größten Verdienste sich erworben, darauf aufmerksam wurde, mit seinem Speichel eine Ecke desselben reinigte und als tiefer Kenner sogleich die Hand, welche es

geschaffen, so wie den unschätzbaren Werth des Werkes erkannte. Die kraftvollen Gestalten der Apostel, der Ausdruck in ihren Köpfen, besonders in dem des Petrus, die hohe, göttliche Würde der Jungfrau, die süße, himmlische Ruhe in ihrem Angesichte, die selige Heiterkeit in den sie umschwebenden Engelskindern — wer könnte das alles anschauen, ohne im Innersten der Seele ergriffen zu werden!

Nebst den Gemälden enthält die Akademie, obgleich sie erst seit ungefähr fünfundzwanzig Jahren besteht, auch schon eine zahlreiche Sammlung von Statuen, Büsten, Abgüssen vorzüglicher Antiken und viele Zeichnungen. Auf der Porphyrurne, welche Canova's Rechte einschließt, ruht auch der Meißel des Meisters. Der Saal, in welchem die Akademie ihre Sitzungen hält, ist mit Malereien von Titian geschmückt. Auch sieht man da verschiedene schöne Arbeiten von Bronze. Eine beträchtliche Anzahl von Zöglingen der Baukunst, Bildhauerkunst, Zeichnungskunst; Malerei und Kupferstecherei besuchen die Anstalt.

Aber auch für wissenschaftliche und bürgerliche Bildung ist in Venedig gesorgt. Die Stadt hat ein Lyzeum, zwei Gymnasien, eine höhere Normalschule für Knaben und eine solche für Töchter. Mehrere

Armenschulen, und zwar von Geistlichen gegründet, geben ungefähr fünfhundert Kindern den nöthigen Unterricht. Die Marineschule bildet tüchtige Seeleute.

Das Bürgerspital kann gegen tausend Kranke aufnehmen. Im Spital für Irre und Gebrechliche werden gewöhnlich dritthalbhundert der erstern und hundert der letztern versorgt. Beide Spitäler sind wohl unterhalten und lassen in ihren meisten Einrichtungen eine gute Verwaltung erkennen. Die Unglücklichen finden in Venedig überhaupt reichlichen Beistand. Seit dem Jahr 1816 besteht auch eine Gesellschaft für öffentliche Wohlthätigkeit, an deren Spitze eine Commission steht, welche aus den Zuschüssen vom Staate, aus Beiträgen von Theatereinnahmen und milden Gaben von Privatpersonen bereits ein Kapital zusammengelegt hat, aus dessen Zinsen Solchen, die zur Arbeit untauglich geworden, ihr täglicher Unterhalt abgereicht wird. Nebst dem zählt die Stadt noch an dreißig Brüderschaften, welche ihre Sorge verlassenen Kindern, übelmögenden Greisen und andern unglücklichen Personen angedeihen lassen. Der Wohlthätigkeitssinn in allen italienischen Städten ist so groß, daß man fast zweifeln möchte, ob dadurch nicht viel Anlaß zu dem Bettel und Schlendrian gegeben werde, dem man, trotz der

vielen Versorgungsanstalten, auf allen Straßen begegnet.

Unter den sieben Theatern, welche aber nur während des Karnevals zu gleicher Zeit geöffnet sind, zeichnet sich das Theater Fenice aus. Es ist eines der größten in Italien, und faßt gegen dreitausend Zuschauer. In all seinen Theilen herrscht die vollkommenste Harmonie, und die Oper, welche ich darin hörte, wurde, wenn auch nicht so vortrefflich, wie die Opern in Mailand und Neapel, doch ziemlich gut gegeben.

13.

Dies Labyrinth von Brücken und von Gassen,
Die tausendfach sich in einander schlingen,
Wie wird hindurch zu gehn mir je gelingen?
Wie werd' ich je dies große Räthsel fassen?

Platen.

Ich habe den Versuch gewagt, Venedig in der Richtung von Westen nach Osten zu durchwandern, ohne mich dabei einer Gondel zu bedienen. Für einen Kundigen mag diese Wanderung weniger Schwierigkeiten haben, den Fremden aber bringt sie fast in Verzweiflung. Ich entsinne mich keiner Stelle aus irgend einem alten griechischen oder römischen Klas-

siker, die wir auf den Schulen gelesen, welche mir so viel Kopfbrechens gemacht hätte, wie die Lösung dieser verworrenen Aufgabe. Unzählige Mal war ich genöthigt, umzukehren und wieder einen neuen Anlauf in irgend einer andern Richtung zu versuchen, bis ich endlich nach fast vierstündiger Anstrengung glücklich auf der östlichen Spitze des Dreiecks stand. Ich sage glücklich — denn oft hatte ich mich in Winkel, oft in die schmutzigsten Kloaken, oft in die verworrensten Hausgänge und Treppen so verwickelt, daß ich nur mit der größten Mühe wieder einen Ausweg finden konnte, wobei mir immer noch angst und bange war, die Leute, die mich da erblickten, möchten mich für einen Dieben oder eher noch für einen Verrückten halten. Auf diesem Irrgange aber habe ich das menschliche Elend kennen gelernt, wie ich, trotz aller meiner bisheriger Beobachtungen, noch nicht es kannte.

Am Nachmittag fuhr ich mit einem Landsmanne nach der Insel San Lazaro, um einen Besuch dem Armenierkloster zu machen. In der Stadt war, als wir dieselbe verließen, alles so still, wie in einem Grabe. Nur längs der Riva de' Schiavoni standen einige bunte Gruppen, welche dann und wann etwas laut wurden. Die Fahrt auf den Lagunen hat einen

eigenen Reiz, ganz verschieden von den Reizen, welche eine Fahrt etwa im Golf von Neapel gewährt. Dort schwelgt das Auge im Anschauen der herrlichen Küsten, welche fast ringsum emporsteigen, mit Städten, Flecken und Dörfern geschmückt, hier dagegen ist nichts als Wasser, und mitten im Wasser eine Stadt. Der Anblick dieser Stadt, die mit Attila begonnen und mit Napoleon geendigt, also unter den heftigsten Stürmen ward und starb, ruft Erinnerungen hervor, welche die Seele in wehmüthige Stimmung versetzen. Und diese Stimmung erhielt noch eine seltsame Beimischung von Ironie über die menschlichen Schicksale, als die Gondel am Irrenhause vorüberschwebte, aus dessen vergitterten Fensteröffnungen herab uns allerlei tolle Zurufe gemacht wurden.

Nach einer Fahrt von ungefähr drei Viertelstunden stiegen wir an der kleinen Insel aus und wurden im Kloster freundlich empfangen. Ich habe noch nie so schöne Männer gesehen, wie diese armenischen Mönche in ihrer orientalischen Tracht. Ihre Gestalt, ihre Gesichter, ihre Haltung, mit einem Wort, ihr ganzes Wesen hat etwas Ergreifendes, welches, vereint mit der Freundlichkeit und Höflichkeit, die sie dem Fremden erweisen, einen ungemein wohlthätigen

Eindruck macht. Man führte uns in die Schule, wo viele armenische Jünglinge unterrichtet werden, zeigte uns die Bibliothek, welche bereits über zehntausend Bände und an vierhundert orientalische Manuskripte enthält, die Druckerei, aus welcher armenische Uebersetzungen von guten Schriften hervorgehen, die heitere Kirche, den schönen Speisesaal und den Garten. Der Mönch, welcher uns überall so freundlich herumführte, mochte ein Vierziger sein. Er war groß und herrlich gestaltet. In seinen Augen brannte ein mildes Feuer, und wenn er sprach, floß die Rede ein wohlklingender Strom von seinen Lippen. Ich kann es leicht begreifen, wie es dem Dichter Byron auf dieser Insel so wohl gefallen konnte, daß er einen Winter da dem Studium der armenischen Sprache und Literatur sich hingab.

Wir fuhren noch eine Weile auf den Lagunen herum, und kehrten dann wieder nach Venedig zurück. Die Sonne war bereits untergegangen, und schon glänzten am reinen Himmel die ersten Sterne. Die Stadt mit ihrem Riesenthurm und ihren ungeheuern Pallästen ragte gigantisch aus dem Wasser empor. Es ist unmöglich, den Eindruck zu beschreiben, den ihr Anblick jetzt machte. Auf der Riva de' Schiavoni

loderten zahllose Fackeln, und ein betäubender Lärm scholl von da und dem Markusplatze uns entgegen.

Die Venezianer sind am Tag Römer, bei der Nacht hingegen Neapolitaner. Nur die Glocken schweigen nie. Am Tag herrscht in Venedig eine fast drückende Stille, am Abend aber wird es auf einmal laut und lebendig. Doch zeigt sich dieses Leben meist nur auf dem Markusplatze, auf der Riva de' Schiavoni, auf dem großen Kanal und in der Merceria, einer engen, vom Markusplatze nach der Rialtobrücke führenden, mit Kaufmannsladen gefüllten Straße. Musik, Deklamationen, Gauklereien und Taschenspielerkünste sind so zu sagen die stehenden Vergnügungen, die von Sonnenuntergang bis nach Mitternacht dauern.

Am belebtesten sind immerfort, auch am Tage, die Arkaden des Markusplatzes, wo die ausgesuchtesten Kaufmannswaaren prangen, und in den schimmernden Kaffeesälen der köstliche Cyperwein neben dem duftenden Mokkakaffee perlet; wo der beturbante Türke mit unnachahmlicher Ruhe seine Pfeife raucht, und Menschen von allen Nationen sich begegnen; wo Gaukler ihre tollen Sprünge machen, und Taschenspieler allerlei Künste zeigen; wo zum gedämpften Klang der Guitarre sehnsüchtige Lieder ertönen, und

liebende Paare leicht, wie mit Gespensterschritt, unter dem Schatten der Pfeiler vorüberschweben.

Und so ist es denn wahr, daß „das Kadaver von Stadt in seinen Extremitäten schon kalt ist, und nur in seinem Herzen noch Wärme hat.“

14.

Was mir gebricht an Gold und großen Schätzen,
Muß mein Gemüth und dessen goldne Ruh
Durch freies Thun und Fröhlichkeit ersetzen,
Die schleußt vor mir das Haus der Sorgen zu.

S. Dach.

„Mit acht Vierundzwanzigkreuzerstücken in der Tasche fuhr ich hinüber nach Mestre. Die Fahrt nahm mir eines davon weg, und so blieben mir also noch sieben, um die Reise von Venedig nach München zu machen. Ich habe den Marsch auf sieben Tage berechnet und hoffe mit der wenigen Münze meine wenigen Bedürfnisse unterwegs befriedigen zu können. War ich ja doch mit zwanzig Gulden in vierundzwanzig Tagen von Rom bis hieher gekommen, den theuern Aufenthalt in der Meerstadt mit gerechnet. Wie glücklich ist der Mensch, welcher so sich nach der Decke zu strecken versteht! Mit einem

Häuflein Geld, womit Tausende sich kaum getraut haben würden, die Schwelle zu verlassen, habe ich während acht Monaten Italien und Sizilien durchwandert, bin auf dem Vesuv und auf dem Aetna gewesen, habe alles Merkwürdige gesehen, und bisher noch nie gebettelt. Ob ich mit meinen sieben Zwanzigern auch noch München erreichen werde, muß ich freilich gewärtigen."

So schrieb ich wörtlich in mein Tagebuch, als ich vor Bassano unter einem blühenden Apfelbaum saß und meine Pfeife rauchte. Es war ein herrlicher Mittag. Alles um mich blühete und duftete. Da war noch Italien, von dem ich jetzt Abschied nahm, aber nicht für immer. Denn wer möchte die Hoffnung aufgeben, früher oder später wieder hinzukommen in das Land, „wo die Zitronen blühen," und wo es so selig sich ruhen und träumen läßt im Schatten der ewig grünen Oelwälder!

Das Städtchen Bassano, Geburtsort des grausamen Ezzelino, der zu Padua wüthete, so wie des trefflichen Naturforschers Brocchi, der unlängst in den Wüsten von Sennaar gestorben, liegt am Fuße der Alpen, da wo die Straße aus der Ebene hineingeht in die Berge, deren Vorhügel rechts und links so lieblich grünen. Ich war eine Strecke in der

Mittagshitze gegangen, als ein brennender Durst mich zu quälen begann. Da hielt ich vor einem kleinen, mit Reben umgebenen Hause still und bat die Frau desselben um Wasser. Diese aber brachte mir einen Krug voll Wein mit Wasser gemischt, indem sie meinte, daß diese Mischung die Hitze besser zu dämpfen vermöge, als Wasser allein. Ich ließ mir's gerne gefallen, und dankte der Frau für ihre gute Meinung. Es war aber auch eine recht schöne Frau, ganz ähnlich jenen üppigen Gestalten, wie ich sie um Rom gesehen. Ihre Haare hatten etwas von einem dunkeln Kastanienbraun; ihre Augen glänzten fast wie Thautropfen, wenn noch nicht der volle Strahl der Sonne, sondern erst das aufdämmernde Morgenroth in ihnen sich bricht; ihre Wangen waren von zarter Rosenfarbe, die nach Außen allmählig durchsichtiger wurde; ihre Nase zeigte Vieles von griechischer Bildung, und auf ihre Lippen trat vor jeder Rede ein wunderbar mildes, zauberisches Lächeln. Die Frau hätte wohl nicht nöthig gehabt, mich zu erinnern, nicht so schnell zu trinken, sondern zuweilen auch abzusetzen.

Ueber Carpani und Rimolano, zwei in der Geschichte der letzten Kriege merkwürdige Dörfer, die schon ganz in den Bergen liegen, führt die Straße

am Ufer der hin und wieder wildschäumenden Brenta dahin. Die Thalgegenden sind ungemein lieblich. Blühende Ortschaften, eine nach der andern, liegen theils im Grunde, theils auf den Höhen zerstreut. Verschiedene größere und kleinere Flüsse stürzen aus den reizenden Gründen hervor und vermehren die Wasser der Brenta. Besonders aber verleiht der See von Levico, mit der Burg und dem Flecken, dieser entzückenden Thallandschaft einen still heitern, romantischen Reiz.

Trient, das alte, von Rhätiern gegründete und durch sein Konzilium in der Kirchengeschichte merkwürdig gewordene Tridentum, liegt am linken Ufer der Etsch, in einem äußerst lieblichen Thale. Es ist ziemlich wohl gebaut, und zählt gegen eilftausend Einwohner, unter denen ein reges, gewerbthätiges Leben herrscht. In der Marienkirche, wo die im Jahr 1545 begonnene und erst nach achtzehn Jahren beendigte, berühmte Kirchenversammlung statt fand, sieht man auf einem großen Gemälde die Köpfe aller Prälaten, welche der Versammlung beigewohnt. Die herrliche Orgel aber, die man sonst in dieser Kirche bewunderte, ist durch eine Feuersbrunst zerstört worden. Die Sprache der Einwohner ist noch

die italienische, doch versteht der größere Theil der Gebildeten auch mehr oder weniger das Deutsche.

Auch in Botzen stand schon Alles in voller Blüthe. Die Stadt besitzt ein Kollegium, mehrere Klöster und einige Seidenfabriken. Die Einwohner, gegen neuntausend an Zahl, sprechen beide Sprachen. Man weiß nicht recht, ob man sich noch in Italien oder schon in Deutschland befindet, so gemischt sind beider Länder Sprachen und Sitten. Es ist mir nie wohl gewesen in solchen Zwitterstädten, und auch in Botzen empfand ich wieder das Unbehagliche, welches ich bei kleinen Ferienreisen oft an der Grenze der deutschen und französischen Schweiz empfunden. Wenn ich Jemanden in meiner Muttersprache anrede, und er antwortet mir bald in dieser, bald wieder in einer fremden, so breche ich solche Gespräche, so bald es sein kann, ab, weil diese Doppelzüngigkeit immer einen widrigen Eindruck auf mich macht.

In Brixen, wo schon Alles deutsch, gefielen mir besonders die schöne Kirche und das liebliche Antlitz einer Jungfrau, welche in derselben saß, aber nicht so eifrig betete, daß sie nicht von Zeit zu Zeit einen Blick hinüberwarf auf den Fremdling, der unweit von ihr sich niedergelassen hatte. Es lag in den Blicken allemal ein geheimer Zauber, zwar nicht wie

in jenen der Klapperschlange, daß sie vor Schrecken bannten, aber doch konnt' ich nicht von der Stelle, bis endlich die Liebliche selbst aufstand und, nach einem leisen Gruße, so flüchtig entschwebte, daß mir die ganze Erscheinung wie ein neckender Traum vorkam.

Als ich an den Fuß des Brenners gelangte, lagen um die Kuppe des Berges finstere Wolken, aus denen ich Regen prophezeihete. Ich hatte aber bei dieser Prophezeihung vergessen, daß ich nicht mehr in Italien sei, und so traf mich dann, statt Regen, Schnee, kalter, eisiger Schnee. Es war dieses der erste Frost, der seit Langem wieder meine Glieder durchdrang, und mochte die Kälte an sich auch nicht so bedeutend sein, so empfand ich sie gleichwohl so stark, daß mir die Zähne klapperten.

Der warme Steinofen in einem einsamen Wirthshause auf der Höhe vor Insbruck gewährte mir eine erwünschte Zuflucht. Die Wirthin, ein betagtes Mütterchen, fragte freundlich, was ich zum Nachtmahl begehre? „Nichts, gar nichts!“ erwiederte ich, unter einigen Grimassen auf meinen linken Backen hindeutend. Es war aber der damit angedeutete Zahnschmerz nur ein Vorwand, meine Armuth zu verbergen. Denn der Wirth am Fuße des Brenners,

wo ich, um mich für die Bergreise zu stärken, etwas mehr als gewöhnlich genossen, hatte mit seiner Rechnung einen Strich durch die meinige gemacht, indem er mir nur noch neun Kreuzer ließ.

Ich wollte zu Bette, aber unter der Thür faßte das Mütterchen mich beim Arm, zog mich wieder auf die Ofenbank zurück und bot mir Etwas dar, wie man es den Kindern bietet, um sie zum Schweigen zu bringen. „Nehmt es nur keck in den Mund, es ist das erprobteste Mittel gegen das Zahnweh!" redete die Alte mir zu. Was konnt' ich anders thun, als gehorchen. Es war aber in dem Tüchlein ein Gemisch von Pfeffer und Salz, eingetaucht in warmen Branntwein.

„So ist's recht!" rief die Heilkünstlerin, als der Speichel mir in Menge aus dem Munde floß: „Nun wird's bald besser werden!" fügte sie tröstend hinzu.

„Es ist schon alles gut!" entgegnete ich nach kurzer Frist, nahm meinen Tornister und eilte zu Bette. Bald war auch die Alte wieder da, aber diesmal mit einer dicken Mehlsuppe, die nicht nur den Hunger stillte, sondern auch den Schmerz wieder gut machte, den das schreckliche Gemisch von Pfeffer, Salz und Branntwein mir auf der Zunge verursacht hatte.

Meine Rechnung am andern Morgen machte sechs Kreuzer, vier für die Suppe und zwei für das Bett, Pfeffer und Salz gingen drein. Und so bestand denn meine ganze Baarschaft noch in einem — Groschen.

Wunderschön ging die Sonne hinter den Bergen auf, als ich die Anhöhe hinabstieg gen Innsbruck. Der Salzberg, das Tuxerjoch, der Botzenkoffel, der Sellran und wie der Mann, welcher eine Strecke weit mich begleitete, die Kuppen und Spitzen alle nannte, sie glühten, wie ich so oft die Berge meiner Heimath glühen sah. Bald sprang auch an die hohe Martinswand ein heiterer Strahl des Lichtes hinüber und flimmerte lange um das kahle Gestein, eh' er hinunterfiel auf die rauschenden Wellen des Innstroms.

Mein Aufenthalt in Innsbruck dauerte nur so lange, bis ich die gewaltigen Erzmänner in der Kirche besehen und einen flüchtigen Blick auf das goldene Dächlein geworfen hatte, denn ich wollte noch Mittenwalde erreichen. Als ich an der hohen Martinswand vorüber in das schöne Dorf Zirl kam, herrschte da gar ein lustiges Leben. Es war Palmsonntag. Aus allen Wirthshäusern, deren ich wenigstens drei zählte, erscholl Gläserklang, auf den Wiesen

spielten bunte Kinderschaaren, und den steilen Kalvarienberg auf und nieder pilgerten lange Züge von festlichgekleideten Männern und Weibern. Die Ostereier, welche Mädchen und Jungfrauen in zierlichen Körbchen trugen, waren mit lebhaften Farben und allerlei Sprüchen geschmückt. Doch kamen die Worte „Du bist als wie ein Rosmarin, du liegst mir Tag und Nacht im Sinn!“ weitaus am öftersten vor, zum Beweis, daß bei den Malereien auch die Liebe einwenig die Hand im Spiel gehabt.

Es zog mich auch hinein in eines der lustigen Wirthshäuser. Der dicke Wirth kam mir bis unter die Thür entgegen und erkundigte sich mit einem Bückling nach meinem Begehr. Ich legte mein Groschenstück auf seine Hand und sprach: „Da habt ihr mein Letztes, gebt mir, was Ihr wollt!“ Der Mann sah zuerst mich, dann das Groschenstück eine Weile an, bewirthete mich darauf ganz trefflich, und hieß mich sogar bei ihm einkehren, wenn ich je wieder des Weges kommen sollte.

In Mittenwalde, wo ich gegen Abend ankam, hatte ich mich bald mit einem Müller, der mit einem Floße nach München fahren wollte, über das Mitfahren verständigt. Wie ich aber dem alten Alois entdeckte, daß er auch schon diesen Abend im Wirths-

hause für mich bezahlen müsse, steckte er seine Hände in die Seitentaschen und sah mich lange stillschweigend an. „Im Angesicht gefallt Ihr mir ganz wohl, aber ins Herz kann ich Euch nicht schauen!“ sprach er endlich. „Gleichviel, hier ist Geld für den Wirth, und Morgen früh kommt ihr auf meinen Floß!“ fügte er freundlich hinzu, indem er vier Zwanziger aus der Tasche zog und sie mir in die Hand drückte.

Wir fuhren mit dem ersten Frühroth ab, und langten schon am Abend des andern Tages in München an.


GETTY RESEARCH INSTITUTE
3 3125 01451 3739

Luzern,
Verlag von Xaver Meyer.

1839.